

HEYNE <

DAS TAGEBUCH DER ELEANOR DRUSE

Das Buch
zur TV-Serie
von
**STEPHEN
KING**



Rätselhafte Vorfälle im
Kingdom Hospital

Das Tagebuch der Eleanor Druse

Rätselhafte Vorfälle im Kingdom Hospital

*Aus dem Amerikanischen von
Claudia Gliemann und Thomas A. Merk*

WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE Band-Nr. 01/14040

Die Originalausgabe
THE JOURNALS OF ELEANOR DRUSE
MY INVESTIGATION OF
THE KINGDOM HOSPITAL INCIDENT
erschien bei Hyperion, New York



Redaktion: Ralf Dürr

Deutsche Erstausgabe 07/2004

Copyright © 2004 by Sony Pictures Television Inc.
and Touchstone Television

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2004

I GOT RHYTHM

by George Gershwin and Ira Gershwin

© 1930 (Renewed) WB Music Corp.

All Rights Reserved. Used by Permission.

Warner Bros. Publications U. S. Inc. Miami

Umschlagillustration und Umschlaggestaltung:

Nele Schütz Design, München

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck

ISBN 3-453-87964-3

<http://www.heyne.de>

Die 75-jährige Eleanor Druse, eine emeritierte Professorin für Parapsychologie und außersinnliche Wahrnehmung, wird von ihrer langjährigen Freundin Madeline Kruger, die sie schon lange aus den Augen verloren hat, in das Kingdom Hospital in Lewiston, Maine, gerufen. Dort angekommen, muss sie eine schreckliche Entdeckung machen: Madeline hat sich selbst mit einem Eispickel ermordet, und aus ihrem toten Körper quellen Ströme schwarzer Ameisen. Eleanor verliert das Bewusstsein und macht eine Nahtod-Erfahrung: Sie schwebt über ihrem eigenen Körper und betritt ein Zwischenreich zwischen Dies- und Jenseits, aus dem ein kleines Mädchen sie um Hilfe ruft. Eleanor ist nicht die Einzige, die im Kingdom Hospital unheimliche Erfahrungen macht. Nachdem eine Schwester an einer hohen Dosis Rattengift stirbt und ein mysteriöser alter Arzt durch die Gänge schleicht, beginnt Eleanor nachzuforschen und entdeckt das dunkle Geheimnis des Krankenhauses.

Diese Aufzeichnungen bieten einen schockierenden Einblick in das düstere Kingdom Hospital aus Stephen Kings gleichnamiger Fernsehserie.

VORWORT

BEGLEITSCHREIBEN AN STEPHEN KING

SEHR GEEHRTER MR. KING,

ich schreibe Ihnen, weil ich aus Ihren Büchern weiß, dass Sie aufrichtig an das Reich der Geister glauben und wie ich auch schon eine Nahtod-Erfahrung hatten. Außerdem stammen wir beide aus Maine.

Mein Name ist Eleanor Sarah Druse. Meine Freunde nennen mich Sally. Ich bin fünfundsiebzig Jahre alt. Geboren wurde ich am 2. November 1928, an Allerseelen, im alten Kingdom Hospital in Lewiston, Maine, wo ich auch die meiste Zeit meines Lebens verbracht habe. Obwohl ich eine erfahrene experimentelle Psychologin und emeritierte Professorin für Noetik und Esoterische Psychologie am Faust College in Lewiston bin, mangelt es meinen Aufzeichnungen an wissenschaftlicher Autorität und Objektivität, die sie unter kontrollierten Rahmenbedingungen hätten. Die von mir durchgeführten Untersuchungen der rätselhaften und erschreckenden Vorgänge, deren Zeugin ich im Kingdom Hospital wurde, können noch nicht wissenschaftlich belegt werden, da ich sie gezwungenermaßen vor Ort unter bisweilen chaotischen Umständen durchführen musste. Trotzdem habe ich mein Möglichstes getan, um die sich überstürzenden Ereignisse zu protokollieren.

Obwohl ich nicht über die nötigen Mitarbeiter und Instrumente für gründlichere und aussagekräftigere Nachforschungen verfüge, habe ich meiner Meinung nach schon jetzt stichhaltige Beweise dafür, dass es im Kingdom

Hospital etwas gibt, das wir esoterische Psychologen eine *wahrnehmbare Wesenheit* nennen. Dabei handelt es sich vermutlich um den ruhelosen Geist eines Kindes, der mit mir wiederholt in Kontakt getreten ist. Aus noch unbekanntem Gründen ist er nicht in der Lage, die Sphäre zu verlassen, die der berühmte schwedische Mystiker Emanuel Swedenborg als den ersten Zustand nach dem Tod bezeichnet hat. Ich will herausfinden, wer dieses arme Kind zu Lebzeiten war, was ihm zugestoßen ist und wie ich ihm helfen kann, seinen ewigen Frieden zu finden. Allerdings habe ich mächtige Widersacher, die sich meinen Bemühungen entgegenstellen, um persönliche Interessen zu schützen.

Auch wenn mir die finanziellen Mittel für die notwendigen wissenschaftlichen Untersuchungen fehlen, habe ich mich bemüht, meinen Bericht so objektiv und genau abzufassen, wie es auch ein sorgfältig recherchierender und verantwortungsbewusster Journalist getan hätte. Wo es angebracht erschien, habe ich auch meine eigenen subjektiven Wahrnehmungen geschildert. Wie Sie sehen werden, hat sich das Mädchen bei verschiedenen Gelegenheiten ausschließlich mir offenbart. Allerdings bin ich mir noch nicht ganz im Klaren darüber, ob das Kind mich gezielt als Medium und spirituelles Gefäß auserwählt hat, um auf diese Weise sein Leid zum Ausdruck zu bringen. Vielleicht ist es ja auch nur Zufall, dass ich, die ich über die Gabe des Hellhörens verfüge, als Einzige seine Klage hören kann.

Bitte verzeihen Sie, wenn ich Ihnen von Hand geschriebene Notizhefte schicke, aber ich habe keine Sekretärin oder Assistentin, und unter dem Druck der Ereignisse war ich oft zu sofortiger Niederschrift gezwungen. Wenn diese Seiten Ihr Interesse finden, Mr. King, wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie Ihre Sekretärin oder Schreiberkraft – falls Sie über eine solche verfügen – diese Aufzeichnungen abtippen ließen. Ich

hege die Hoffnung, das maschinengeschriebene Manuskript der *National Association for the Scientific Investigation of Claims of the Paranormal* sowie weiteren Organisationen vorlegen zu können, die sich der intensiven Untersuchung außersinnlicher Wahrnehmung, Parapsychologie, Präkognition und Psychokinese widmen.

Bitte lesen Sie diese Seiten wie das Vorwort zu einer umfassenden wissenschaftlichen Studie, die es sicher eines Tages geben wird. Eine solche Studie wird dann auch eine abschließende Beurteilung der außergewöhnlichen Vorgänge enthalten, die im Dezember des Jahres 2002 im Kingdom Hospital einsetzten und bis heute andauern.

Mr. King, ich bin jetzt fünfundsiebzig Jahre alt und immer noch recht rüstig und geistig hellwach. Doch ich werde das beängstigende Gefühl nicht los, dass meine Versuche, der geheimnisvollen Heimatlosigkeit des Mädchens im Jenseits auf den Grund zu gehen, unter Umständen zu meinem eigenen Tod führen könnten. Sollte ich tatsächlich meine irdische Hülle abstreifen müssen und die Schwelle zum Jenseits überschreiten, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie dafür Sorge tragen würden, dass meine schriftlichen Aufzeichnungen veröffentlicht werden. Darin wird unter anderem meine Krankengeschichte detailliert beschrieben, denn mein schlimmster Widersacher ist ein Arzt, dessen bevorzugte Waffe die Diagnose ist.

Falls mir etwas zustößt und weitere Nachforschungen ergeben sollten, dass der Geist des Mädchens noch immer einsam und verlassen umherirrt, dann suchen Sie bitte jemanden, der ihm helfen kann. Wie Sie aus den folgenden Aufzeichnungen ersehen, ist es durchaus möglich, mit dem Mädchen Kontakt aufzunehmen, und ich bin überzeugt davon, dass es uns eines Tages mitteilen wird, warum es keinen Frieden finden kann.

Gott schütze uns alle.
Mit herzlichen Grüßen und voller Bewunderung für Ihr Werk
verbleibe ich

Ihre
Eleanor Druse

DEIN REICH KOMME

ANRUF AUS DER VERGANGENHEIT

AM 13. DEZEMBER DES JAHRES 2002 wurde ich in den frühen Morgenstunden einer stillen Winternacht vom Klingeln des Telefons geweckt. Wenn man um diese Zeit angerufen wird, vor allem in meinem Alter, dann handelt es sich zumeist um Tätigkeitsberichte des Todesengels, zu dessen Pflichten es gehört, mitten in der Nacht unangekündigt Hausbesuche zu machen und die Todesanzeigen mit den Namen meiner schon in die Jahre gekommenen Freunde zu füllen. Da ich vermutete, dass es sich um einen solchen Anruf handelte, war ich überrascht, die Stimme meines Sohns zu hören.

Bobby arbeitet in der Nachtschicht als Krankenpfleger im Kingdom Hospital hier in Lewiston, Maine. Er rief von der Arbeit aus an, und ich dachte erst, es ginge um einen der Patienten, die ich als ehrenamtliche Hospizhelferin auf der Station Sonnenschein des Kingdom Hospital regelmäßig besuche. Ein- bis zweimal die Woche setze ich mich dort zu den Sterbenden, damit sie sich in den letzten Tagen ihres Lebens weniger einsam fühlen. Ich halte ihre Hand, bete mit ihnen oder lese ihnen aus Büchern von Swedenborg oder William Blake vor, um sie auf die große Reise vorzubereiten. Wenn sie sich auf ein letztes Abenteuer einlassen wollen oder für spirituelle Dinge aufgeschlossen sind, helfe ich ihnen auch gerne mit meinen Kristallen, Karten oder Runen, oder sogar mit einer Seance, falls sie unbedingt noch verstorbene Freunde

oder Familienmitglieder erreichen wollen. Gelegentlich war ich in der Vergangenheit auch nachts auf die Station Sonnenschein gerufen worden, besonders dann, wenn es um einen Freund oder um einen Patienten ging, dessen Familie mir während der Besuche besonders ans Herz gewachsen war. Aber ich spürte, dass es sich diesmal um etwas anderes handelte.

»Mom«, sagte Bobby, »entschuldige, dass ich dich geweckt habe, aber hier geschehen merkwürdige Dinge.«

Bobby sprüht im Allgemeinen nicht gerade vor Tatendrang, und es kam schon einer echten Heldentat oder einer sportlichen Höchstleistung gleich, wenn er um diese Uhrzeit einen Anruf tätigte. Im Mittelalter, als die Ärzte noch dachten, unser Temperament werde von den vier Körpersäften bestimmt – Blut, schwarzer Galle, gelber Galle und Phlegma genanntem zähem Schleim –, hätte man Bobby zweifellos als Phlegmatiker eingestuft. Heutzutage nennen sie es, glaube ich, eher sensorisch-integrative Dysfunktion oder Amotivationssyndrom. Er ist ein guter Junge, aber ein ausgesprochen hartnäckiger Leistungsverweigerer. Da er noch keine vierzig ist, hoffe ich immer noch auf Anzeichen von Besserung. Eines jedenfalls ist sicher: Wenn Bobby um 2.57 Uhr in einer Winternacht zum Telefon greift und seine alte Mutter aus dem Schlaf reißt, dann musste etwas im Gange sein, das weit mehr als nur *merkwürdig* war.

»Was ist los, Bobby? Bist du im Krankenhaus? Worum geht's denn?«

»Mom, bei uns wurde eine Frau eingeliefert, die versucht hat, Selbstmord zu begehen. Sie heißt Madeline Kruger. Ich glaube, wir kennen die Familie. Die Frau ist total durch den Wind, Mom. Sie hat keine Ahnung, was mit ihr los ist, wo sie wohnt oder wie alt sie ist, und als die Schwestern sie nach dem derzeitigen Präsidenten gefragt haben, hat sie geantwortet:

Franklin Delano Roosevelt. Außerdem glaubt sie, wir hätten das Jahr 1939.«

»Madeline Kruger?« Eine unbeschreibliche Kälte machte sich in meinem Solarplexus breit, und eine Gänsehaut kroch mir über Arme und Beine. Ich zitterte, und mir stockte der Atem. Ein Selbstmordversuch? Ich kannte Madeline Kruger, deren Mädchenname Jensen war, von Kindheit an – sie war drei Jahre jünger als ich –, aber ich hatte sie seit mindestens zwanzig... ach Gott... vielleicht sogar auch schon seit dreißig Jahren nicht mehr gesehen und auch nichts mehr von ihr gehört. Von Lloyd Kruger, der sie vor langer Zeit verlassen hatte, waren ihr der Nachname und drei Kinder geblieben. Er hatte sich etwa zur selben Zeit aus dem Staub gemacht wie auch mein Exgatte.

»Was ist mit ihr passiert?«, fragte ich Bobby. »Hat sie dir gesagt, dass du mich anrufen sollst?«

»Es ist noch viel verrückter, Mom. Sie spricht ständig von dir. Sally hier und Sally da. Und als die Schwestern sie gefragt haben: ›Welche Sally meinen Sie denn?‹, sagte sie: ›Na, die kleine Sally Druse, natürlich.««

Erneut lief mir ein eiskalter Schauer über den Rücken. Warum in aller Welt sollte Madeline Kruger nach einem Selbstmordversuch ausgerechnet von mir sprechen, obwohl wir bei unserer letzten zufälligen Begegnung vor dreißig Jahren in der Obst- und Gemüseabteilung eines Supermarkts nichts weiter als ein paar Belanglosigkeiten ausgetauscht hatten? Ich setzte mich auf und versuchte einen klaren Kopf zu bekommen. Vielleicht würde ich mich gleich an irgendein schreckliches Geheimnis erinnern, das sie mir damals in unserer Kindheit unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hatte. Vielleicht hatte ich es absichtlich vergessen, damit ich es niemandem verraten konnte.

»Sie hat den Kopf in den Gasherd gesteckt und ist davon noch ganz benebelt. Außerdem hat sie Tabletten genommen. Bisher hat im Krankenhaus noch niemand herausgefunden, wo man ihre Familie erreichen kann.«

»Und deshalb braucht sie mich, Bobby, ist es so?«

»Da ist noch eine andere Sache. Sie hat einen Brief hinterlassen. Einen langen.«

Erneut wurde mir eiskalt, und ich zitterte.

»Du wirst darin erwähnt, Mom.«

»Und – was steht darin?«

»Sie wollten ihn mir nicht zeigen. Sie haben mir nur gesagt, dass du in dem Brief erwähnt wirst, und sie meinten, ich soll dich anrufen, weil sie dauernd von dir spricht. Irgendwas in der Art wie: ›Sagt Sally Druse, dass das kleine Mädchen noch immer hier ist‹ oder ›Das kleine Mädchen kommt zurück‹, oder so was in der Art. Bist du sicher, dass du dich nicht auf der Station Sonnenschein um sie gekümmert hast? Oder ihr aus der Hand gelesen oder sie irgendwie verhext hast?«

»Bobby, ich verhexe niemanden, außerdem habe ich seit dreißig Jahren kein Wort mehr mit Madeline Kruger gewechselt. Aber jetzt muss ich sie sehen.«

»Dann schau mal aus dem Fenster, Mom. Seit gestern ist ein halber Meter Schnee gefallen. Bleib zu Hause und rühr dich nicht von der Stelle. Schalt den Fernseher ein und schau den Wetterbericht an, dann weißt du, wovon ich rede.«

Bobby schärfte mir ein, dass die Nebenstraßen völlig zugeschneit und die Hauptstraßen spiegelglatt seien, und dass ich unter keinen Umständen versuchen sollte, ins Krankenhaus zu kommen. Das sei viel zu gefährlich. Man habe Mrs. Kruger den Magen ausgepumpt, fügte er noch hinzu, weshalb sie erst gegen Vormittag Besuch empfangen könne, und um diese Zeit würde mich Bobby mit seinem Pick-up abholen und zum Krankenhaus fahren.

Ich gab Bobby in allem Recht und sagte ihm, dass ich keinen Schritt vor die Tür machen und warten würde, bis er mich abholte. Dann legte ich auf, zog mich an und ging in die Garage, wo ich mich in meinen alten Volvo setzte und auf den Weg zum Kingdom Hospital machte. Ich wollte Madeline in der dunkelsten Nacht ihres Lebens nicht im Stich lassen. Bobby hat für manche Dinge einfach kein Gespür. Er konnte doch nicht im Ernst annehmen, ich würde mich umdrehen und weiterschlafen, nachdem ich erfahren hatte, dass eine Jugendfreundin von mir in der geschlossenen Abteilung lag und dort ganz alleine den Dämonen überlassen war, die sie an den Rand der Selbstvernichtung getrieben hatten.

In dieser entsetzlichen Vollmondnacht im Dezember waren die Straßen glatt wie Bobbahnen. Die Schneehaufen zu beiden Seiten verwandelten sie in Hohlwege, auf denen keine Orientierung möglich war. Ich fuhr den ganzen Weg im Schrittempo und machte mir Vorwürfe, dass ich mich in den letzten dreißig Jahren so wenig um Madeline gekümmert hatte. Während der Fahrt versuchte ich, mich an alles zu erinnern, was ich über sie wusste.

Als Mädchen waren wir eng befreundet gewesen, und ich weiß noch, dass wir, als ich zehn oder elf Jahre alt war, im Krankenhaus lagen. Die Ärzte sagten, wir hätten Keuchhusten, aber meine Mutter gab dem Androskoggin-River die Schuld, der in jenen Tagen nichts anderes war als eine Kloake für die ungefilterten Abwässer der Papierfabrik. Die Leute behaupteten, dass die Dämpfe den Anstrich der Häuser ablättern ließen und die Lungen der Kinder verätzten. »Geld stinkt eben doch«, hatten die Anwohner immer gesagt. Wie dem auch gewesen sein mag, jedenfalls mussten Madeline und ich eine Woche lang nicht in die Schule und dafür in diesem alten Mullbinden-Hotel, das übrigens kurz darauf bis auf die Grundmauern abbrannte, das Bett hüten.

Danach trennten sich unsere Wege: Madeline ging auf die St. Dominics Highschool, ich auf die Lewiston High. Später besuchte ich die University of Maine in Orono und verlor sie ganz aus den Augen. Irgendwann erfuhr ich, dass sie ans Vassar College in New York gegangen war und dort, wenn ich mich recht erinnere, als eine der besten ihres Jahrgangs ihren Abschluss in Philosophie oder Theologie gemacht hatte. Ich selbst studierte fünf Jahre lang Parapsychologie und PSI-Phänomene in Europa, bis ich wieder nach Lewiston zurückkehrte und eine Anstellung an der Psychologischen Fakultät des Faust College erhielt. Auch Madeline zog wieder nach Lewiston, hat jedoch weder promoviert noch unterrichtet. Sie heiratete Lloyd, blieb zu Hause und kümmerte sich um die Kinder. Jemand erzählte mir irgendwann einmal, dass sie an einem Roman arbeite und ein oder zwei Kurzgeschichten in Literaturmagazinen veröffentlicht habe.

Als wir so um die vierzig waren, liefen wir uns ein paar Mal über den Weg. Ich erinnere mich noch, wie wir uns gegenseitig unser Leid klagten, weil wir beide von unseren Ehemännern verlassen worden waren. In der Mitte ihres Lebens hatten sie uns gegen neuere Modelle ausgetauscht, und wir konnten nun zusehen, wie wir alleine ihre vaterlosen Kinder großzogen. Es war die übliche, langweilige Geschichte; in dieser Hinsicht hat sich seit damals nichts geändert. Während ich mich neben meiner Arbeit zusätzlich um unseren Sohn Bobby kümmerte, hatte sich mein Gatte Randall, der wie ich Professor am Faust College war, mit einer seiner Kunstgeschichtsstudentinnen aus dem Staub gemacht. Madeline war es ähnlich ergangen, als ihr Junge und ihre beiden Mädchen noch in der Grundschule waren. Wenn es stimmte, was man beim Friseur so hörte, dann hatte Lloyd sich in eine geschiedene Immobilienmaklerin mit einer 96er Oberweite verguckt, die ihm eines Tages wohl mehr gezeigt hatte als nur ein Haus. Das muss in den frühen

Siebzigern gewesen sein. Auch nach ihrer Scheidung habe ich Madeline noch ab und zu gesehen, und jedes Mal kam es mir so vor, als hätte sich ein schwarzer Schleier hinter ihre Augen gelegt, den niemand mehr zur Seite zog, so dass ihr brillanter Intellekt dahinter verkümmerte.

Später erfuhr ich über mehrere Ecken, dass sie mit Depressionen, Essstörungen und Angstzuständen zu kämpfen gehabt hätte und abwechselnd mit Antidepressiva und Elektroschocks therapiert worden sei.

Ich hatte immer vorgehabt, sie mal anzurufen und zu fragen, wie es ihr ging, aber dann wurde die Zahl meiner Vorlesungen am Faust College verdoppelt, und mein heranwachsender Sohn brauchte jede Menge Zuwendung, und ehe ich mich versah, waren Jahrzehnte vergangen, ohne dass wir uns gesehen hatten.

Jetzt war ihre Melancholie wohl durch die Plagen des Alters noch verstärkt worden und zu einer selbstzerstörerischen Verzweiflung angewachsen. Auf meiner Fahrt auf den vereisten Straßen betraute ich mich selbst mit einer Mission: Wenn Madeline wieder aufwachte, würde ich bei ihr sein und sie wieder willkommen heißen in dieser Welt, die sie gerade auf so entschiedene Art und Weise versucht hatte zu verlassen.

Zusammen mit ein paar Pick-ups folgte ich einem Schneepflug bis zum Kingdom Hospital und stellte meinen Wagen auf dem fast leeren Ärztoparkplatz ab. Obwohl man zwischen Parkplatz und Krankenhaus schon Schnee geräumt hatte, war der Fußweg zur Notaufnahme eine einzige Rutschbahn. Ungelenk wie ein Pinguin auf Schlittschuhen bewegte ich mich nur langsam vorwärts, und um nicht zu stürzen und mir alle Knochen zu brechen, musste ich mich den ganzen Weg über am Geländer festhalten.

Bobby versteht sich gut mit Otto, dem Wachmann, und so wunderte es mich nicht, dass ich die beiden zusammen in Ottos

verglaster Pförtnerloge direkt neben dem Eingang der Notaufnahme entdeckte. Weil Ottos Augen hinter ihren flaschenbodendicken Brillengläsern schnell müde werden, kontrolliert Bobby manchmal für ihn die Monitore. Niemand stört sich daran, und der Chef der Nachtschicht hält das wohl für eine angemessene Kompensation für Ottos Sehschwäche. Otto hat auch einen deutschen Schäferhund namens Blondi, den er auf seinen Kontrollgängen mitnimmt und der jetzt gerade unter dem Kontrollpult lag und an einem Büffelhautknochen herumkaute.

Als Bobby mich kommen sah, versteckte er rasch seine Pfeife und den Tabaksbeutel. Diese Raucherei war wirklich eine schreckliche Angewohnheit! Seine Zähne waren schon ganz gelb davon. Er maulte ein bisschen herum, weil ich bei diesem Wetter doch mit dem Auto gefahren war, aber was konnte er schon groß sagen? Hier stand ich: der lebende Beweis dafür, dass ich die Fahrt ohne Zwischenfall bewältigt hatte. Bevor ich mich mit Bobby sehen lassen konnte, musste er sich noch etwas herrichten. Seine Haare standen wild in alle Richtungen ab, und das Hemd hing ihm aus der Hose, was ihn noch unförmiger wirken ließ, als er ohnehin schon war. Mit Kamm und Zahnbürste schickte ich ihn auf die Männertoilette, damit er halbwegs präsentabel aussah. Dabei fragte ich mich, was er nur immer mit seinen Schuhen machte, die Absätze waren schon wieder völlig heruntergelatscht.

Als er aus der Toilette zurückkehrte, hatte er sich das Haar auf der einen Seite patschnass gegen den Kopf geklatscht, während es auf der anderen immer noch strohig wie Büschel von Winterweizen in die Luft ragte. Auf dem Weg zu den Aufzügen beschwerte er sich lautstark, weil ich ihn wie einen kleinen Jungen kämmte. Er hatte sich entschlossen, mit mir hochzufahren für den Fall, dass die Stationszentrale der

Psychiatrischen Abteilung nicht besetzt war und mich niemand hineinlassen konnte.

Um mir einen offizielleren Anstrich zu geben, steckte ich mir mein Namensschild an, das mich als ehrenamtliche Hospizhelferin des Krankenhauses auswies, und dann ging's hinauf in die Psychiatrie.

Ich war bereits selbst Patientin im Kingdom Hospital gewesen und hatte dabei neben der Inneren auch die Orthopädische und die Neurologische Abteilung kennen gelernt.

Auf der Psychiatrie war ich noch nie gewesen, aber im Hospiz hatte ich einmal eine schizophrene alte Dame betreut, die man aus dieser Abteilung zu uns verlegt hatte. Sie hatte mir immer ins Ohr geflüstert: »Erzählen Sie es keinem weiter, aber der Arzt sagt, ich hätte mir diesen Schlitzohrphrenie-Virus eingefangen, der überall kursiert.«

Der Aufzug hielt, und wir traten hinaus in den offenen Wartebereich vor der hell erleuchteten, mit großen Drahtglasscheiben versehenen Stationszentrale, an der jeder vorbeimusste, der in die Psychiatrie wollte.

Die Zentrale war mit einer einzigen Schwester besetzt, die vor einer aufgeschlagenen Krankenakte saß und telefonierte. Als sie Bobby und mich sah, lächelte sie uns kurz zu. Bobby kramte einen an einer Kette befestigten Schlüssel aus der Hosentasche und schloss auf.

Die Schwester deutete auf eine Kaffeekanne, aber wir schüttelten den Kopf. Auf ihrem Namensschild stand LAUREL WERLING und das R. N. für Registered Nurse – examinierte Krankenschwester. »Sie hat nur Brechwurztabletten bekommen«, sagte die Schwester ins Telefon. »Dr. Hook wollte ihr nichts anderes verordnen, weil nicht bekannt ist, welche Medikamente sie womöglich noch genommen hat, und er Wechselwirkungen befürchtet.«

Während wir warteten, sah ich mich in der Stationszentrale um. Sie unterschied sich deutlich von allen anderen im Kingdom. Die Türen zur Station waren mit elektrisch verriegelbaren Sicherheitsschlössern und Sichtfenstern aus Drahtglas ausgestattet und gingen auf dämmerige Korridore hinaus, an deren Enden rötliche EXIT-Zeichen glommen. Ich blickte durch eines der Sichtfenster in den Türen in den dahinter liegenden Gang, wo ein hagerer, alter Mann in einem schmutzigen und ausgefransten Flügelhemd langsam heranschlurfte. Während er sich der von Neonröhren erleuchteten Stationszentrale näherte, kam er mir vor wie eine Erscheinung, die sich auf einem Friedhof langsam aus dem Nebel schält. Vor der verriegelten Tür blieb er stehen und spähte durch das Drahtglas zu uns herein. Das kleine Fenster wirkte dabei wie ein Bilderrahmen um seinen kahlen, mit Altersflecken übersäten Kopf, auf dessen pergamentartiger Haut sich eine blasse Narbe im Zickzack von der linken Schläfe bis hinter das Ohr zog. Irgendwie kam er mir bekannt vor. Aber woher? War ich ihm vielleicht in jungen Jahren schon einmal begegnet oder hatte ich irgendwo ein Foto von ihm gesehen? erinnerte er mich an William Burroughs auf dem Schutzumschlag von *Naked Lunch*? Oder an den Bestattungsunternehmer vom Oak Lawn Funeral Home, der meine Eltern beigesetzt hatte?

Hinter ihm an der Wand sah ich einen Feuermelder.

Im Brandfall Scheibe einschlagen, dachte ich. Aber diese Worte standen weder auf noch neben dem Feuermelder. Sie waren auch gar nicht nötig, denn in einer Psychiatrischen Abteilung durfte es kein Glas geben, das zerbrechen konnte. Ich weiß nicht, warum mir diese Worte einfielen. Sie waren mir einfach so in den Sinn gekommen.

Der Mann hob seine knochige Hand und klopfte an die Tür der Stationszentrale.

Die Schwester nahm den Hörer nicht vom Ohr, während sie die Fensterklappe in der Tür öffnete und dem Mann einen kleinen Pappbecher mit Tabletten und einen weiteren mit einem Schluck Wasser reichte.

Der Alte nahm die beiden Becher entgegen, starrte mich finster an und fragte: »Willst du wissen, was Liebe ist?«

Seltsamerweise bekam ich bei dieser Frage eine Gänsehaut und fing an, am ganzen Leib zu zittern.

Die Schwester verzog das Gesicht, als würde der Alte sie schon seit Wochen nerven. Sie hielt sich das freie Ohr zu und presste den Hörer fester an das andere. »Tut mir Leid«, sagte sie ins Telefon, »könnten Sie das bitte noch einmal wiederholen?«

»Willst du wissen, was Liebe ist?«, plärrte der Alte im Flügelhemd durchs Fenster herein.

Ich schnappte nach Luft und starrte ihn an. Woher kannte ich ihn bloß? War er vielleicht der Priester von St. Dymphna, den sie wegen Kindesmissbrauchs verhaftet hatten? Nein, aber...

Die Schwester bedeutete ihm mit einer Handbewegung, dass er verschwinden sollte, und setzte ihr Telefongespräch fort.

Der Alte nahm die Tabletten ein und kippte das Wasser hinterher. Dann zerknüllte er die Pappbecher zu kleinen Kugeln.

»Ihr steckt doch alle unter einer Decke. Glaubt bloß nicht, dass ich das nicht weiß«, sagte er und starrte mich penetrant an, als wartete er auf eine Antwort.

»Ich werde ein Gebet für Sie sprechen«, bot ich an. »Gott segne Sie.«

»Selig sind die Jungen«, erwiderte er, »denn sie werden die Staatsverschuldung erben. Wusstest du, dass Gott eigentlich aus drei Personen besteht? Vater, Sohn und heiliger Geist, alles in einem. Wie dieses kalorienreduzierte Bier aus der Werbung: schmeckt gut, macht nicht dick und verpasst einem trotzdem

die volle Dröhnung.« Er stieß ein meckerndes Lachen hervor, drehte sich um und schlurfte den Korridor zurück. Während er sich langsam entfernte, konnte ich durch den Schlitz in seinem nicht ganz zugeschnürten Flügelhemd seinen schlaffen und faltigen Hintern sehen.

Im Brandfall Scheibe einschlagen.

»Von ihrer Familie habe ich immer noch niemanden erreicht«, sagte die Schwester am Telefon. Dann blickte sie zu mir und lächelte. »Aber Mrs. Druse ist hier. Vielleicht kann sie uns helfen.«

Gerade als Schwester Werling auflegte, ertönte Bobbys Piepser. Er blickte auf das Gerät und murmelte, er müsse jemanden von der Ambulanz abholen.

»Mom, kommst du bitte runter zu Otto in die Pforte, wenn du hier fertig bist? Ich möchte nicht, dass du bei diesem Wetter allein nach Hause fährst, ist das klar?«

»Ich liebe dich, Bobby«, erwiderte ich.

»Ich dich auch, Mom«, brummte er.

Laurel Werling war eine angenehme Person, und ihr Verhalten ließ sie noch jünger erscheinen, als sie ohnehin schon war. Sie wirkte etwas unsicher, als hätte sie normalerweise eine andere Schwester über sich, die heute Nacht frei hatte.

Sie tätigte noch einige Anrufe, um auch wirklich sicherzustellen, dass alles geschah, was im Falle eines versuchten Selbstmords Vorschrift war. Dabei erfuhr ich, dass die Polizisten Madeline in ihrer Küche gefunden hatten. Sie hatte am Herd das Gas aufgedreht und den Kopf auf einem Kissen in das Backrohr gelegt. Auf der Küchentheke hatten die Beamten das leere Fläschchen eines Schmerzmittels gefunden.

Schwester Werling erklärte, dass Madeline nicht bereit oder nicht in der Lage sei, dem Personal Aufschluss darüber zu geben, wie man ihre Familie erreichen könne. Sie habe kein

räumliches und zeitliches Orientierungsvermögen mehr und sei auf ein kindliches Trotzstadium regrediert. Der einzige Name, der regelmäßig in ihren Äußerungen aufgetaucht war, sei meiner gewesen.

Ich erklärte mich sofort bereit, so gut es ging zu helfen, musste aber eingestehen, dass ich zwar viele Stunden mit Sterbenden auf der Station Sonnenschein verbracht hatte, jedoch keinerlei Erfahrung im Umgang mit suizidgefährdeten Patienten besaß. Allerdings sagte mir mein gesunder Menschenverstand, dass Madeline wohl nicht gerade begeistert darüber sein würde, dass sie ihr kurzes Tête-à-tête mit dem Tod überlebt hatte. Sie würde mit dem Gefühl aufwachen, dass sie auch bei der allerletzten Aufgabe ihres Lebens versagt hatte und sogar im Scheitern gescheitert war. Ansonsten hatte ich keine Ahnung, was mich erwartete oder was ich tun und sagen sollte.

Laurel Werling meinte, ich solle Madeline einfach zuhören und sie reden lassen. Vielleicht brachte sie, wie das bei vielen Menschen nach einem missglückten Selbstmordversuch der Fall war, Wut oder Enttäuschung über ihre Familie zum Ausdruck. Vielleicht könnte ich ja daran anknüpfen und erfahren, wo sich ihre Kinder aufhielten.

Die Schwester führte mich durch den Korridor, in dem vorhin der seltsame Alte in seinem Flügelhemd aufgetaucht war. Jetzt sah ich ihn im Fernsehraum am Ende des Flurs, wo eine Wiederholung von *Happy Days* flimmerte. Im bläulichen Licht des Fernsehschirms suchte das kahlköpfige Klappergerüst in den Aschenbechern offenbar nach nicht zu Ende gerauchten Kippen.

Unsere Schritte hallten auf dem Marmorfußboden, aber der Alte machte sich nicht mal die Mühe aufzusehen.

An den Wänden des Ganges gab es viele massive Türen, von denen einige geschlossen waren, andere offen standen und in dunkle Zimmer führten.

Vor einer der offenen Türen etwa in der Mitte des Flurs saß ein unrasierter Mann mittleren Alters in einem Lehnssessel. Er trug eine Krankenpflegeruniform wie Bobby, und auf einem Tischchen neben ihm stand eine Dose Nozz-A-La-Cola. In seinem Schoß lag ein geöffnetes Buch, das von einer Stehlampe beleuchtet wurde, die der Mann sich offensichtlich zum Lesen herangezogen hatte. Aber sein Kinn war auf die Brust gesunken, denn er war eingedöst.

»Das ist Angelo Charron«, sagte Schwester Werling mit lauter Stimme und hoffte wohl, dass er dadurch aufwachte. Vermutlich wollte sie ihn nicht vor mir für sein Nickerchen während der Arbeitszeit zurechtweisen. »Als Suizidgefährdete muss Mrs. Kruger rund um die Uhr beobachtet werden.«

Erst als sie sich laut und vernehmlich räusperte, schreckte Mr. Charron ruckartig auf.

»Das ist Mrs. Druse«, sagte die Schwester. »Sally Druse. Sie ist eine Freundin der Familie.«

»Guten Morgen, Sir«, sagte ich und gab ihm die Hand.

Obwohl er sichtlich darum bemüht war, den Mund beim Sprechen so wenig wie möglich zu öffnen, bemerkte ich den süßlichen Geruch von Alkohol in seinem Atem.

»Morgen, Ma'am«, sagte er. Er tat sein Bestes, einen wachen Eindruck zu machen, und drehte die Lampe, deren Schein direkt in seine geröteten Augen fiel, zur Seite. Ich spähte in den dunklen Raum, in dem Madeline lag.

Der Pfleger drehte den Schirm der Lampe so, dass ihr mattes Licht in das dunkle Zimmer fiel und jenen Teil des Bettes erhellte, wo sich Madelines Füße unter der Bettdecke abzeichneten. Das hochgestellte Kopfteil des Bettes lag weiterhin in der Dunkelheit.

»Sie schläft seit etwa einer Stunde«, sagte Mr. Charron leise. »Aber ganz unruhig. Wenn Sie hier bleiben, wacht sie bestimmt gleich auf und fängt wieder an, von Ihnen und dem kleinen Mädchen zu reden.«

»Von welchem Mädchen?«, wollte ich wissen.

Er zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Sie redet ziemlich wirres Zeug. Am besten hören Sie es sich selber an und sehen zu, ob Sie sich einen Reim auf ihr Geplapper machen können.«

Als Schwester Werling und ich das Zimmer betraten, bewegte Mr. Charron den Lampenschirm so ruckartig nach oben, dass das Licht nun voll auf Madelines Oberkörper und Gesicht fiel.

Möge es mir erspart bleiben, jemals wieder – sei es nun auf der Erde oder in der Hölle – eine solche Leiche zu sehen. Madelines Gesicht war zu einer Fratze namenlosen Grauens erstarrt, und ihre Augen stierten geradeaus, als täte sich vor ihnen das Tor zur ewigen Verdammnis auf. Ihr weit aufgerissener Mund und die hervorquellenden Augen ließen keinen Zweifel daran, dass es möglich war, buchstäblich vor Angst zu sterben. Ein grässlicher Geist musste sie wie ein Basilisk aus mythischen Zeiten allein durch seinen Blick getötet haben. Ihr Kopf war in den Nacken geworfen, und die Hände, die mit den Handflächen nach oben auf dem Betttuch lagen, wiesen blutige Wundmale auf, die sich Madeline offenbar mit einem Eispickel selbst zugefügt hatte, der blutverschmiert noch immer neben ihrer rechten Hand lag. Schwester Werling und ich schrien auf und wären vor Schreck beinahe selbst tot umgefallen. Zitternd und unfähig zu atmen klammerten wir uns aneinander wie zwei verängstigte kleine Mädchen, von denen ein jedes Angst hatte, das andere könnte es in diesem Zimmer mit der entsetzlichen Leiche allein zurücklassen.

Aber das war noch nicht alles. Das Schlimmste kam erst noch.

Die Wunde, die Madeline sich in ihre Kehle gestochen hatte, klaffte wie ein zweiter Mund, und aus dem hässlichen Spalt quollen Scharen schwarzer Ameisen. Auch aus den eitrigen Löchern in ihren Händen wuselten Ameisen hervor, die sich hungrig auf die Wundränder stürzten. Es war, als wäre ein gewaltiges schwarzes Heer dabei, ihren leblosen Körper in Beschlag zu nehmen.

Ein gellendes Lachen drang vom Korridor herein.

Ich erkannte die Stimme sofort als die des alten Mannes, der sich vorhin seine Tabletten von der Stationszentrale abgeholt hatte.

Willst du wissen, was Liebe ist?

TODESNÄHE

DIE SALZSÄULEN

WENN DER MENSCHLICHE INTELLEKT unversehens mit dem Übernatürlichen konfrontiert wird, kann das mitunter den Tod zur Folge haben (die reinste aller Epiphanien). Manche Dinge, wie zum Beispiel Mysterien, Wunder, Abscheulichkeiten, Launen der Natur, Engel, Dämonen und andere Manifestationen des Übersinnlichen in der materiellen Welt sind für uns Normalsterbliche einfach zu viel. Dazu zählten auch die Medusa und die anderen beiden von Aischylos beschriebenen Gorgonen, bei deren Anblick ein jeder zu Stein wurde. Wenn wir unseren Blick nicht rechtzeitig abwenden, müssen wir sterben.

Manchmal sterben wir aber nicht sofort vor Angst, sondern überleben den ersten Schreck, nur um dann unter dem Eindruck eines tief in unser Gedächtnis eingebrannten schauerhaften Schreckbilds, einer einzigen fixen Idee, langsam zugrunde zu gehen.

Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen, und so weiter und so fort.

Jorge Luis Borges schrieb in seiner Erzählung »Der Zahir« über eine Münze, die keiner, der sie je erblickt hatte, wieder vergessen konnte. Das Wort Zahir kommt aus dem Arabischen (wo es einer der neunundneunzig Namen Gottes ist) und bedeutet unter anderem »sichtbar« und »die Oberhand gewinnen«. In muslimischen Ländern verbindet man die

Bezeichnung Zahir aber auch mit solchen Wesen oder Dingen, die sich so tief ins Gedächtnis einbrennen, dass ihr bloßer Anblick die Menschen schließlich in den Wahnsinn treibt. Es ist, als ob Zahir oder andere böse Geister den Verstand mit Vorstellungen infizieren, die noch heimtückischer und furchteinflößender sind als sie selber. Die Erinnerung bläht diese Vorstellungen so stark auf, dass sie zu einer tödlichen Obsession werden, die einem nach und nach den Verstand raubt. Und dann sterben wir, weil wir einer einzigen fixen Idee folgend der ganzen Welt entsagt haben.

Der Anblick von Madeline Krugers von Ameisen wimmelnder Leiche traf mich mit solcher Wucht, dass ich augenblicklich meinen Geist aufgab. Meine Knie gaben nach, der Boden wurde mir unter den Füßen weggezogen, und ich knallte mit dem Hinterkopf auf den Marmorboden.

Auf dem Rücken liegend schaute ich hinauf zur Zimmerdecke mit den nicht eingeschalteten Lampen und konnte in panischer Angst nur an eines denken: dass ich mir nur ja nicht die Hüfte gebrochen hatte. In meinem Alter ist – auch bei der besten Osteoporoseprophylaxe – eine standrechtliche Erschießung einer gebrochenen Hüfte bei weitem vorzuziehen. *Wenn meine Hüfte gebrochen ist, dann legt mich bitte gleich ins Grab. Vielen Dank. Amen.*

Fast wäre mein spontan geäußelter Todeswunsch in Erfüllung gegangen, denn während ich bewegungsunfähig dalag, zog sich die Dunkelheit langsam um mich herum zusammen und blendete die sichtbare Welt immer mehr aus.

Zunächst glaubte ich, nach unten zu stürzen wie Alice im Wunderland in den Kaninchenbau. Aber dieses Gefühl währte nur kurz. Gleich darauf schwebte ich knapp unterhalb der Zimmerdecke, von wo ich hinunterblickte und zusah, wie Schwester Werling für meine Wenigkeit ein Notfallteam herbeirief.

Offen gesagt, wäre es mir ganz recht gewesen, hier auf dem Fußboden des Krankenhauses mein Leben auszuhuchen. Ich hatte nie vorgehabt, zu Hause zu sterben und dort womöglich als Geist herumzuspuken. Wenn Bobby einmal das Haus erbte, sollte er sich nicht mit der Vorstellung herumquälen müssen, mich dort tot aufgefunden zu haben. Wenn meine Zeit hier auf Erden vorüber war, dann sollte es eben so sein, dachte ich.

Interessiert sah ich zu, wie sich Schwestern und Pfleger über meinen Körper beugten und riefen: »Sie reagiert nicht!«

»Hat sie noch Puls?«

»Sie atmet nicht mehr!«

»Ist sie tot?« Ich weiß noch genau, wie es war, außerhalb meines Körpers zu sein. Ich schwebte zwei Meter über mir in der Luft und sah das Rettungsteam mit dem Notfallwagen hereinkommen. Medizinische Geräte haben mich schon immer fasziniert, und es war das reinste Vergnügen, aus der Vogelperspektive mit anzusehen, wie sie jetzt zum Einsatz kamen, um mich wieder zum Leben zu erwecken. Merkwürdigerweise war mir das Ergebnis dieser Bemühungen jedoch völlig gleichgültig. Ich war mir unschlüssig, ob ich mich noch einmal zurück in diesen alten arthritischen Körper zwingen lassen wollte. Könnte mir vielleicht vorher jemand sagen, wie es um meine Hüfte steht?

Ich sah zu, wie Ärzte und Schwestern mir Infusionen legten, Spritzen gaben und eine Sauerstoffmaske überstülpten. Ich weiß noch, dass ich mich fragte, wozu das alles noch gut war. Dann wuchs plötzlich eine Art schwarzes Fell an den Rändern meines sich tunnelartig verengenden Gesichtsfelds. Ich hatte das seltsame Gefühl, mich langsam auf die Matratze meines eigenen Körpers zurückzulegen und in einen langen, tiefen Winterschlaf zu fallen.

Gleich ist es da, dachte ich. Das unerforschte Land. Das große Finale. Das Ende vom Lied. Die Heilung aller Krankheiten. Der Sprung in die Nacht.

Bitte, darf ich den letzten Tanz alleine tanzen?

GUT

Tot zu sein war das Beste, was mir je passiert war. Der Tod war besser als jedes Buch, besser als jeder Film, besser als alle philosophischen Spekulationen und theologischen Offenbarungen, von denen ich auf dem College gelesen hatte. Nur schade, dass ich das all diesen geistlosen Ignoranten nicht mehr sagen konnte, die in der menschlichen Seele nichts anderes sehen als ein flüchtiges Rauschen unserer Gehirnzellen. Achtung! Achtung! Neueste Nachrichten von der soeben verstorbenen Sally Druse: Materialisten sind auf dem Holzweg. Erleichtert stellte ich fest, dass das Jenseits kein großes Nichts war, sondern ein herrlich traumloser Zustand ewiger Ruhe. Ich konnte nicht erkennen, ob ich einen Körper hatte, dafür war es zu dunkel, aber ich hatte das Gefühl, dass ich unter einem sternenlosen Himmel in einem riesigen Meer aus warmem schwarzem Fruchtwasser trieb. Keine Sorge belastete meine Seele, und es schien, als verfügte ich über gerade genug blindes Empfinden, um die Wonnen des Atemstillstands ohne die damit verbundenen unangenehmen Gefühle bewusster Wahrnehmung zu genießen. Zum ersten Mal, ob im Diesseits oder im Jenseits, empfand ich meine Existenz als mühelos und unbelastet von Erinnerungen, Ängsten, Schuldgefühlen, Einsamkeit oder Schmerz. Ich genoss alle restaurativen Vorzüge des Tiefschlafs ohne

Alpträume oder Ängste, die einen hochschrecken lassen. Es war, als fiele ich im Zeitlupentempo endlos lange durch einen unendlich weiten Raum, um schließlich in ein Meer der Ruhe einzutauchen.

Auf wundersame Weise war ich in der Lage, diesen glückseligen Zustand zu genießen, ohne mir dessen voll bewusst zu sein. Stattdessen bewegte ich mich offenbar jenseits der bewussten Wahrnehmung, ohne jemals die Schwelle zum urteilenden Erfassen zu überschreiten, das meine Philosophieprofessoren Apperzeption genannt hatten, den mentalen Akt, mit dem das Bewusstsein realisiert, dass es realisiert. Soll Sokrates, dieser alte griechische Päderast, doch behaupten, ein unreflektiertes Leben sei es nicht wert, gelebt zu werden. Das hier war Unreflektiertheit in ihrer schönsten Form, ein Paradies gedankenloser Verzückung, verglichen mit dem Leben, das ich auf Erden geführt hatte.

Aber dann blitzte eine Erinnerung auf – Madeline Kruger und das kleine Mädchen fielen mir wieder ein –, und ich hatte das Gefühl, alles verdorben zu haben, weil ich es zu sehr genossen hatte. Hatte ich die herrliche Gedankenlosigkeit des Jenseits verspielt, weil sie mir zu gut gefallen hatte?

Plötzlich kamen meine Empfindungen zurück, und aus zarten Überlegungen wurden handfeste Aktionen. Ich bewegte erst ein Augenlid, dann einen Finger, und plötzlich dämmerte das unaussprechliche Grauen des Bewusstseins am Horizont herauf wie eine sich immer dichter zusammenballende Gewitterwolke.

Großer Gott! Ich kehrte zurück! Vielleicht waren die heißen Blitze in der Ferne nur die letzten Nervenreflexe in meiner Großhirnrinde. Vielleicht war es ja möglich, wieder in die Wellen dieser warmen, endlosen Dunkelheit einzutauchen, wenn ich nur meine Augen fest geschlossen hielt und versuchte, weder zu atmen noch mich zu bewegen.

Aber es gelang mir nicht. Immer wieder tauchte ich auf. Ich hörte Geräusche – piepsende Geräusche, rhythmisches Zischen, Stimmen. Meine Lungen füllten sich selbst dann mit Luft, wenn ich versuchte, nicht zu atmen. Ungebetene Gedanken schoben sich immer wieder vor meine Sehnsucht nach dem Tod. Wenn ich mich zum Beispiel an Madeline Kruger erinnern konnte und auch daran, dass es so etwas wie Apperzeption gab, bedeutete das dann nicht, dass mein Gehirn noch immer arbeitete? Dass wir noch immer in einem Körper vereint waren? Und dieses Ameisengewimmel in Madelines Wunden! Dass ich mich daran erinnerte, bedeutete doch, dass ich ein Gehirn hatte, womit ich mich erinnern konnte, oder etwa nicht? Und dass ich meine Augen nur aus purer Willenskraft geschlossen hielt, bedeutete doch, dass ich Augenlider hatte und über Willenskraft verfügte. Und das wiederum bedeutete... Jammerschade!

SCHLECHT

Wieder hörte ich dieses Piepsen, das rhythmische Zischen, die Stimmen. Und dann war da das untrügliche Zeichen dafür, dass ich noch am Leben war: Schmerzen. Die starken Kopfschmerzen waren der beste Beweis dafür, dass ich einen Kopf hatte, wie auch eine Uhr der untrügliche Beweis für die Existenz eines Uhrmachers ist. Und wenn das der Fall war, sollte ich schleunigst dafür sorgen, dass ich wieder ins Land der Lebenden zurückkehrte, denn im Jenseits konnten Kopfschmerzen, wenn man den Gerüchten Glauben schenken durfte, bis in alle Ewigkeit andauern. Das Innere meiner Augenlider war indigofarben und wurde von feinen, blutroten

Äderchen durchzogen, was mich an die Farbe eines gewitterschwangeren Nachthimmels erinnerte. Ich ließ zu, dass sie sich hoben. Und das, was ich dann sah, hätte ebenso gut der Himmel wie auch die Hölle sein können, getarnt als Intensivstation.

Vermummte Figuren mit Hauben auf den Köpfen huschten herbei und beugten sich unter grellem Licht über mich. Sie trugen sakrale Gefäße umher und intonierten lateinische Sprechgesänge. Ein Dämon mit ornamentalem Kopfschmuck beugte sich mit seltsamen Waffen in den Händen über mich.

»Herzkammerflimmern!«, rief er hinter seiner rituellen Maske, »Defi. Auf 200 Joule aufladen. Weg vom Bett! Schuss!«

Dieser Bastard wollte mich erschießen!

Wumm! Plötzlich schwebte ich wieder unter der Zimmerdecke und blickte auf seinen von einer Haube bedeckten Hinterkopf herab, der sich über meine blasse, schlaffe Brust beugte.

Versuchs nur, du Dämon. Du wirst schon sehen, was du davon hast.

Ich wusste, dass ich meinen Körper wieder verlassen hatte, denn ich kannte mich mit Nahtod-Erfahrungen aus. Ich hatte viel darüber gelesen.

Irgendwo tief in meinem erneut körperlosen Zustand schien ein dumpfes Tosen widerzuhallen (eigentlich unsinnig, eine Leere, die widerhallt, ich weiß). Das Tosen wurde lauter und schien mich plötzlich nach oben zu tragen, als wäre ich ein Falke, der im warmen Aufwind kreist. Aber anstatt zwischen Wattewolken durch einen königsblauen Himmel zu schweben, kam es mir so vor, als würde ich in einem dunklen Schacht nach oben gewirbelt, an dessen Wänden aus fleckigen Schlackensteinen rostige Eisenschiene befestigt waren. Über mir sah ich ein Licht, und als ich nach unten blickte, erkannte

ich, dass ich mich in einem Aufzugschacht befand. Unter mir fuhren Aufzugskabinen in die Tiefe – an Stahlseilen hängende Käfige voller Menschen, die wild zu mir herauf gestikulierten, sich aneinander festklammerten, mir ihre Arme entgegenstreckten, verzweifelt versuchten, aus dem Käfig zu entkommen, mich anflehten, um Gnade wimmerten. Aber die Kabinen sanken unaufhaltsam immer weiter hinab in die infernalische Tiefe, wo Schatten gegen Flammen kämpften.

Ich schaute wieder hinauf in das strahlend weiße Licht, auf das ich mich immer weiter zubewegte. Ich hörte, wie eine Stimme mir aus dem Licht heraus etwas zurief, und spürte die Gegenwart von etwas Unbeschreiblichem, das mich zu sich zu rufen und mit zarten Ranken aus weißem Licht zu umschlingen schien.

Mir war, als läse ich das Drehbuch eines trashigen Fernsehfilms mit dem Titel »Sally Druse und das Licht am Ende des Tunnels«. Ich habe mich intensiv mit dem befasst, was Psychologen und Neurowissenschaftler als Außerkörperliche Erfahrungen (AKE) und Nahtod-Erfahrungen (NTE) bezeichnen, und diese Phänomene in den achtziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts eingehend zusammen mit Dr. Susan Blackmore von der University of Surrey in England untersucht. Deshalb kam ich mir jetzt, als ich selbst eine derartige Erfahrung machte, vor wie ein Psychiater, der sich bei einem Kollegen auf die Couch legt. Und während ich es erlebte, kam mir der Gedanke, dass mein eigenes Intermezzo im Jenseits, abgesehen von geringen Abweichungen, ziemlich genau dem gängigen Klischee entsprach.

Ich wünschte, ich könnte berichten, die Seelen verstorbener Freunde und Verwandter hätten mich freudig in das Licht geleitet, aus dem eine Stimme telepathisch mit mir kommunizierte, mir mein ganzes Leben wie einen rasend

schnell ablaufenden Film vorspielte und mir versicherte, ich solle keine Angst haben, denn: Im Jenseits gibt es keine Sorgen, Sally Druse, weder heute noch in alle Ewigkeit, amen.

Aber dem war nicht so. Die Stimme, die ich hörte, als ich mich dem Licht am oberen Ende des Schachts näherte, klang bekümmert, und das Licht verglomm wie ein Holzsplit, dessen Glühen von einer riesigen, unendlich tiefen, samtigen Schwärze aufgesogen wird. Mir war, als wäre ich – ein Geschöpf des Lichts – auf einmal in einem schwarzen Loch oder zwischen den Kristallen eines Obsidians gefangen. Wieder spürte ich die Gegenwart von etwas Unbeschreiblichem und hörte dessen Seufzen in der schwelenden Asche.

Plötzlich wurde ich nicht mehr weiter emporgetragen, und es herrschte Totenstille. Dann hörte ich abermals die Stimme und hatte erneut das Gefühl, als ob ihre Verzweiflung in meinem nun körperlosen Zustand widerhallte.

Es waren die Schreie eines Kindes, eines kleinen Mädchens, ein verzweifertes, unartikulierte Flehen um Hilfe, so verloren und Mitleid erregend, dass ich in Tränen ausgebrochen wäre, hätte ich nur Augen gehabt, um sie zu weinen. Ich bezweifle, dass irgendein Schriftsteller unserer Zeit diese Stimme am oberen Ende des Aufzugschachts hätte in Worte fassen können. Wie soll ich sie also beschreiben? Die Verzweiflung, die sich in diesen markerschütternden Schreien ausdrückte, war die eines menschlichen Wesens, und dennoch war sie nicht von dieser Welt. Die Schreie quälten mich mit Visionen dessen, was hinter dem verlöschenden Licht lag: ein Königreich ewiger Nacht, voller Tod und Dunkelheit, in der die Verdammten sich blind ihre Angst aus dem Leib schrien. Und irgendwo in diesem sonnenlosen, von Alpträumen durchsetzten Ozean, war ganz alleine und verlassen ein Kind. Obwohl es mir schon Ewigkeiten her zu sein schien, erinnerte

ich mich daran, was der nach Alkohol riechende Krankenpfleger gesagt hatte, kurz bevor ich aus dem Leben geschieden war: »Wenn Sie hier bleiben, wacht sie bestimmt gleich auf und fängt wieder an, von Ihnen und dem kleinen Mädchen zu reden.«

Ich hörte eine Glocke. Ein kleines Glöckchen eher, mit dem man im letzten Jahrhundert die Familie zum Tee gerufen hatte. *Welches kleine Mädchen?*

HÄSSLICH

Im Schein der letzten schwachen Glut sah ich (mit welchen Sinnesorganen auch immer) ein Wesen, das am oberen Ende des Schachts Wache stand, dem Tor zur ewigen Nacht. Im Halbdunkel konnte ich nur seine Silhouette erkennen: Es hatte den Kopf eines riesigen Schakals oder Ameisenbären, der Körper war halb Mensch, halb Tier. Zähne blitzten kurz auf und verschwanden wieder in der Dunkelheit. Abermals hörte ich die verzweifelten Schreie des Kindes – keine Worte, nur Wehklagen, denen man eine Ewigkeit voll Einsamkeit und Verzweiflung anhörte.

Die Schreie des Kindes weckten Mitleid in mir, aber auch die unsägliche Furcht, dass der Torwächter mich zu einem ähnlichen Schicksal verdammen könnte.

Ich blickte nach unten, wo die Aufzugskabinen kilometerweit unter die Erdoberfläche hinabgesunken waren.

Wieder hörte ich die Glocke läuten, dann ein Piepsen, als hätten Terroristen im Schacht eine Bombe platziert und als wäre es nur eine Frage von Sekunden, bevor der Zeitzünder

eine Explosion auslöste und einen Feuerball durch den Schacht rasen ließ.

Ich spürte, wie ein Blitz meinen Körper durchfuhr, und als ich meine Augen öffnete, blendete mich künstliches Licht.

MACHT DER WISSENSCHAFT

DER SILBERRÜCKEN

ICH WUSSTE NICHT, OB ES MORGEN oder Nacht war. Offenbar befand ich mich in einer von großen runden Deckenleuchten erhellten Zelle ohne Fenster ins Freie. In meinem Hals steckte ein Plastikschlauch, der durch eine Art Kragen fixiert wurde, und ungefähr alle fünf Sekunden blies mich eine zischende Maschine auf wie einen gestrandeten Kugelfisch. Die Stahlgitter an beiden Seiten meines Bettes erinnerten mich an die Viehgatter, die ich als kleines Mädchen auf der Farm meines Onkels Mort gesehen hatte. Alles roch nach Desinfektionsmittel und Plastik, und ich hatte einen seltsam medizinischen Zitronengeschmack im Mund.

Eine hübsche Krankenschwester um die dreißig in Kittel und sterilen Handschuhen bediente an Stativen befestigte elektronische Geräte, von denen mit Flüssigkeit gefüllte Schläuche zu meinem Körper führten.

Ich hatte die Frau noch nie zuvor gesehen und wusste weder, wo ich mich befand, noch, wie lange ich hier bereits lag.

Ich wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort heraus, lediglich der Plastikschlauch in meinem Hals verrutschte. Mir gelang nicht einmal ein Stöhnen, um die Schwester auf mich aufmerksam zu machen. Stattdessen wollte ich nach ihrem Ellbogen greifen, aber meine Hände waren mit Stoffbändern ans Bett gebunden.

Ich sah eine kleine Gruppe von Männern und Frauen in weißen Laborkitteln – Ärzte vielleicht? –, erkannte aber niemanden. Sie standen vor meinem – war das ein Zimmer? Nicht ganz. Es war eher ein Schaukasten mit Glasfenster, und ich war das krank im Bett liegende Ausstellungsobjekt, zum Schweigen gebracht durch einen Schlauch im Hals, im kurzen Operationshemd halb nackt zur Schau gestellt für jeden Gaffer, der im Vorbeigehen einen Blick auf eine alte Dame mit nacktem Hintern und schlimmen Kopfschmerzen werfen wollte.

Jetzt kamen die Ärzte zu mir herein. Sie hatten Namensschilder an den Kitteln, und Stethoskope hingen ihnen wie magische Amulette um den Hals. Ihr Chef, ein hochgewachsener Mann mit gewelltem Haar, stolzierte großspurig voraus. Die Formation, in der sie sich näherten, erinnerte mich an eine Herde Gorillas, angeführt von einem Silberrücken, dem ein oder zwei Subdominante Männchen und mehrere geschlechtsreife Weibchen folgten. Dahinter kamen die unerfahrenen Jungtiere, die noch nicht ganz trocken hinter den Ohren waren.

Der Silberrücken ergriff das Wort.

»Ich bin Dr. Stegman«, sagte er, dann deutete er auf den Arzt rechts neben sich. »Und das ist Dr. Metzger.«

Dr. Metzger war stämmig und wirkte mit seinen manikürten Fingernägeln und sorgfältig über eine beginnende Glatze gekämmten Haaren recht pedantisch. Er war etwa fünfzehn Zentimeter kleiner als der Oberaffe, was ihn meiner Meinung nach ganz besonders für seine untergeordnete Rolle prädestinierte.

Beide Ärzte lächelten.

Wo ist mein Sohn Bobby?

»Bitte nehmen Sie es Dr. Metzger nicht übel, dass er so heißt«, sagte Stegman. »Er kann nichts dafür.«

Das Gefolge feixte und schüttelte den Kopf. *Nein, er ist kein Metzger, er heißt bloß so.*

Ich hatte den Eindruck, als hätte es im Jenseits eine Verwechslung gegeben und ich wäre direkt in der Hölle gelandet.

»Dr. Metzger ist Psychiater. Wir anderen sind Neurologen oder Gehirnchirurgen, und ein paar klassische Chirurgen haben wir auch dabei, sozusagen unsere Hinterbänkler«, sagte Stegman. »Dr. Metzger ist für die nicht organischen und nicht konkret fassbaren Probleme zuständig, und wir Gehirnspezialisten kümmern uns um die organischen und medizinischen Belange.«

Er schenkte mir ein gequältes Lächeln. »Alles klar?«

Wo ist mein Sohn? Wieso werde ich von Ihnen behandelt?

Dieser Stegman redete weniger mit mir, sondern setzte sich vor seinem Gefolge in Szene – und ich konnte nur an meinem Schlauch saugen und als stumme Stichwortgeberin für seine aufgeplusterte Überheblichkeit herhalten.

»Das war ganz schön knapp, junge Frau«, sagte Stegman.

Er schürzte die Lippen und ging um mein Bett herum. Seine welligen Haare hatte er sich so hingeföhnt, dass sie wie ein duftender Heiligenschein majestätisch über seinem Kopf zu schweben schienen.

»Wenn Sie das nächste Mal umkippen, Madam, würde ich mir an Ihrer Stelle einen weicheren Untergrund aussuchen.«

Er zwinkerte mir zu.

Ich deutete auf den Schlauch in meinem Mund und versuchte wieder zu sprechen, was Stegmann lediglich ein herablassendes Lächeln und seinem Gefolge wissende Blicke entlockte. Er ging zackig um das Fußende des Bettes herum und demonstrierte damit, dass er selbst bei unverschämt guter Gesundheit war.

»Versuchen Sie nicht zu sprechen. Mit dem Schlauch geht das nicht. Er führt zwischen Ihren Stimmbändern hindurch in Ihre Lunge. Nur so kann die Maschine für Sie atmen, und solange Sie daran angeschlossen sind, können Sie nicht reden.«

Verdammte Scheiße! Ich will nicht, dass irgendeine Maschine für mich atmet. Danke, kein Bedarf!

Aber vielleicht war es auch ganz gut, dass ich nicht sprechen konnte, denn junge Menschen erschrecken oft, wenn Ältere fluchen wie ein Müllkutscher. Vielleicht nimmt mir mal jemand diesen gottverdammten Schlauch raus? Übrigens ist exzessives Fluchen, wie ich später erfahren sollte, ein klassisches Symptom für eine akute Verletzung des Schläfenlappens.

Eines der geschlechtsreifen Weibchen aus der Herde ging zu einem Leuchtkasten an der Wand und klemmte ein paar Röntgenaufnahmen und andere Bilder daran.

»Dann wollen wir mal sehen«, sagte Stegman und benutzte einen Zeigestock, um seinem Gefolge die Gehirnaufnahmen zu erläutern, unter denen mein Name stand.

»Unsere gute Mrs. Drusey muss wohl auf dem Eis oder etwas Ähnlichem ausgerutscht sein und hat sich eine Prellung des Schläfenlappens zugezogen. Kann mir jemand erklären, was das Klüver-Bucy-Syndrom ist? Niemand? Das dachte ich mir. Und wer kennt die Korsakow-Psychose?«

Ich muss gestehen, dass ich mir die Bilder von meinem Gehirn gerne ansah. Wenn ich nur bei Bewusstsein gewesen wäre, als sie gemacht wurden! Diese großen, allwissenden Geräte, die in lichtlose, dem menschlichen Auge verschlossene Tiefen blicken können, haben etwas zutiefst Faszinierendes an sich.

Stegman zeigte mit seinem Stab auf einen bestimmten Punkt auf einer anderen Aufnahme.

»Und was hat es mit dieser kleinen, rätselhaften Stelle im linken Stirnlappen auf sich? Wenn es sich dabei um einen bösartigen Tumor handeln sollte, dann muss er brandneu sein. Und wenn er das nicht ist, haben wir es dann mit einem gutartigen Tumor zu tun? Einer Zyste? Oder einer Sklerose von einem kleinen Schlaganfall oder einem früheren Hirntrauma? Was immer es auch sein mag, es stellt uns vor eine faszinierende Denksportaufgabe: Hat diese Stelle den Sturz *verursacht*, oder ist sie nur ein Zufallsfund nach dem Sturz? Hat man uns eigentlich schon frühere Aufnahmen von ihr geschickt?«

Ich machte mit meiner rechten Hand eine Bewegung, als ob ich schreiben würde, und deutete auf den Block und den Stift, die auf einem Tischchen neben meinem Bett lagen.

Die Schwester hielt mir den Block hin, so dass ich mit meiner noch immer festgebundenen Hand Folgendes schreiben konnte: *1. Wo ist mein Sohn Bobby? 2. Bin ich im Kingdom Hospital in Lewiston, Maine?*

Stegman zeigte den anderen Ärzten noch immer irgendwelche Schatten auf den hübsch anzusehenden Aufnahmen und reihte lateinische Fachbegriffe aneinander wie Dominosteine.

»Ihr Sohn ist hier«, sagte die Schwester. »Er ist nur etwas essen gegangen und kommt gleich zurück. Ich bin Schwester Claudia.«

Die Schwester lächelte mich an. Sie kam mir freundlich und kompetent vor, aber bevor sie noch etwas sagen konnte, hatte Stegman ihr den Block aus der Hand genommen und las sich meine Fragen durch. Die zweite fand er offenbar so lächerlich, dass er sich zu einem Scherz bemüßigt fühlte, was wiederum pflichtschuldige Heiterkeit bei seinem Gefolge auslöste.

»Lewiston, Maine?«, las er vor. »Gute Frau, wir sind hier im Boston General Medical Center, einem der fünf führenden

Krankenhäuser in den Vereinigten Staaten. Und auch wenn Maine geografisch von Boston nicht weit entfernt sein mag, so kann ich Ihnen versichern, dass in *medizinischer Hinsicht* Welten zwischen den beiden liegen. Ärzte unserer Kategorie finden Sie nicht in Lewistown, Maine.«

Boston? Wie um alles in der Welt...?

Alle waren fröhlich und gut gelaunt, und niemand schien sich größere Sorgen wegen eines kleinen Flecks zu machen, der möglicherweise ein bösartiger Tumor war. Schließlich zeigten die Bilder ja nicht ihre Gehirne, sondern meines. Diese intelligenten Menschenaffen gehörten zum Stamm der Wissenschaftler, mit dessen Sitten und Ritualen ich bestens vertraut war. Wissenschaftler mochten hin und wieder ganz nützlich sein, aber normalerweise hielt ich einen gewissen Abstand zu ihnen. Sie waren berüchtigt dafür, dass man ihnen nicht trauen konnte.

Während die Ärztin, die die Bilder aufgehängt hatte, sie wieder vom Leuchtkasten nahm, legte Stegman die Hand auf das Bettgitter.

»Wenn alles gut geht, können wir den Schlauch heute Nachmittag entfernen. Dann machen wir noch ein paar Aufnahmen und sehen nach, was in Ihrem Oberstübchen so alles vor sich geht. Okay?«

Ich runzelte die Stirn und deutete abermals auf den Block. Die Schwester hielt den Block, und ich schrieb.

Bis ich damit fertig war, war Stegman mit seinen Untergebenen im Schlepptau verschwunden, so dass es Schwester Claudia überlassen blieb, mir meine Frage zu beantworten: **WARUM SIND MEINE HÄNDE GEFESSELT?**

Und eines war merkwürdig. Als die Horde Ärzte ging, blickte ich zu Claudia, ob sie mir vielleicht eine Erklärung für die Unhöflichkeit des Silberrückens geben könnte, und sah, dass sie ihnen hinterherstarrte. Ihre Unterlippe zitterte, und aus

einem Augenwinkel rollte eine Träne über ihre gerötete Wange.

BOBBY

An diesem Vormittag standen Mitarbeiter aus allen möglichen Abteilungen des Krankenhauses vor meinem Bett Schlange und warteten darauf, ihr Können an mir unter Beweis zu stellen. Medizinisch-technische Assistentinnen aus dem Labor stachen mir Nadeln in so gut wie alle Arterien und Venen meines runzligen Körpers und zapften mir so viel Blut ab, dass ich mir am Schluss wie eine blasse Dörrpflaume vorkam.

Atemtherapeuten führten aufwändige Tests durch, nur um schließlich das zu verkünden, was auch meine ersten Worte gewesen waren, nachdem sie mir den schrecklichen Schlauch aus der Luftröhre gezogen hatten: Ich brauche diese verdammte Beatmungsmaschine nicht! Diätassistentinnen, Physiotherapeuten und Schwestern kümmerten sich im Schichtwechsel um alles, was ich brauchte. Wie herrlich war es doch, so aufmerksam umsorgt zu werden! Und jetzt, ohne den Schlauch, konnte ich mich mit jedem dieser intelligenten jungen Menschen unterhalten, die alle unbedingt herausfinden wollten, was mit meinem alten Schädel passiert war.

Armer Bobby! Er sah aus, als hätte er in den letzten Tagen zugenommen, und sein Gesicht wirkte aufgepusht. Vermutlich vor lauter Stress, schließlich hätte seine Mom fast das Zeitliche gesegnet. Außerdem aß er bestimmt viel zu viel Fast Food und nicht mehr meine guten Suppen und Salate, und niemand sagte ihm mehr, dass er seine Freizeit nicht mit irgendwelchen Computerspielen verbringen und stattdessen

lieber mal an die frische Luft gehen sollte. Er hatte mir vom Krankenhauskiosk hübsche Blumen mitgebracht, wahrscheinlich weil er ein schlechtes Gewissen hatte, dass er nicht hier gewesen war, als ich wieder zu Bewusstsein gekommen war.

»Mach dir keine Sorgen, Mom«, sagte er. »Es wird alles wieder gut.«

Aber er konnte mir nichts vormachen. Bobby war sich nicht ganz sicher, ob alles wieder gut werden würde, genauso wenig wie ich.

»Wer war denn dieser furchtbare Arzt? Dieser Stegman? War das ein Neurologe?«

»Er ist Neurochirurg, Mom. Ein Meister des Skalpells. Du bist umgekippt und hast dir das Hirn geprellt, aber bei den Aufnahmen, die dann von deinem Kopf gemacht wurden, haben sie noch etwas anderes festgestellt. Das muss aber nichts bedeuten, vielleicht ist es bloß eine alte Narbe oder so was in der Art. Nichts Bedenkliches, fürs Erste. Sie sagen, dass sie einfach beobachten müssen, ob die Stelle größer wird. Und wenn das der Fall ist, dann ist dieser Dr. Stegman genau der Richtige, um dir das Ding herauszuoperieren.«

»Wenn mich der Kerl auch nur anfasst, dann werde ich ihn wegen tätlichen Angriffs verklagen. Er hat eine Aura wie Mussolini, und sein Astralleib ist auch nicht besser. Apropos, wo ist eigentlich meine Tasche? Ich brauche meine Kristalle. Ohne sie fühle ich mich den bösen Kräften hier schutzlos ausgeliefert.«

»Mom, Stegman ist ein begnadeter Chirurg.«

»Bei uns in Maine gibt es auch Chirurgen. Und wenn der begnadet ist, dann bring mich zu einem weniger begnadeten. Wieso bin ich eigentlich hier in Boston, Bobby?«

»Wegen der Apparate, die sie hier haben, Mom. Hier gibt es die modernsten Gehirnscanner.«

»Wollen die etwa noch mehr Aufnahmen von meinem Gehirn machen? Wie faszinierend! Erzähl mir alles, was du darüber weißt.«

»Na ja, sie haben PET-Scanner und einen supermodernen Magnetresonanztomographen. Außerdem gibt es hier noch einen SPECT-Scanner, aber ob sie den bei dir anwenden werden, wissen sie noch nicht. Mom, diese ganzen Geräte haben wir im Kingdom Hospital nicht. Damit werden sie dir jeden Quadratmillimeter deines Gehirns von vorne bis hinten durchleuchten, und wenn es sein muss, operieren sie dich, und dann kannst du wieder nach Hause.«

»PET-Aufnahmen! Bilder von meinem Gehirn, während es arbeitet! Davon will ich Kopien haben!«

Ich musterte meinen Jungen eingehend. Er war wie immer, nur ich hatte mich verändert. Die Reise in den Grenzbereich zwischen Diesseits und Jenseits hatte einen anderen Menschen aus mir gemacht. Die Physiker haben Recht: Wir sind nur Hologramme von Partikeln, die sich in einem Universum voller anderer Hologramme bewegen. Ich hatte ein Gefühl wie im Jahr 1954, als ich aus Indien zurückgekehrt war, wo ich an der Universität von Delhi zwei Jahre lang die Rigveda studiert hatte. (Was waren das nur für herrliche Zeiten damals, als ich noch frei und ungebunden war und weder Mann noch Vollzeitjob hatte.) Zurück in Maine war mir meine Heimat völlig fremd vorgekommen. Dabei war das Androscoggin Valley noch genau wie früher, nur ich hatte mich verändert. So fragte ich mich beispielsweise, warum wir bei Hochzeiten Reis auf das Brautpaar werfen und es in unseren Aufzügen kein 13. Stockwerk gibt. Was passiert, wenn wir uns bekreuzigen? Und worum geht es bei Halloween eigentlich wirklich?

Meine Reise hatte mich zu einer Fremden im eigenen Land gemacht. Aber mein Sohn fühlte sich in diesem Land noch

immer zu Hause, und das würde auch immer so bleiben, und deshalb musste ich vorsichtig sein.

»Bobby, hast du in der Nacht, in der ich umgekippt bin, eigentlich Madeline Krugers Leiche gesehen?«

Bobby runzelte die Stirn, und ich sah, wie sich eine Erinnerung ihren sorgenvollen Weg durch die verborgensten Winkel seines sanftmütigen Gehirns bahnte. Etwas, das er gehört und sofort ad acta gelegt hatte, weil er ungefähr so neugierig ist wie ein Bär im Winterschlaf.

»Nein, Mom. Ich habe sie nicht gesehen. In dieser Nacht kam eine Katastrophe nach der anderen. Damals, als du umgekippt bist, ist auf der Intensivstation ein kleines Mädchen gestorben. Grauenhafte Sache! Dr. Egas, der Kinderkardiologe, hatte eine Routineoperation vorgenommen. Er wollte ihre Pulmonalklappe aufdehnen, eigentlich ein relativ harmloser Eingriff. Aber dabei muss er wohl mit dem Ballonkatheter das Herz des Mädchens perforiert haben, denn am Abend ging es der Kleinen so schlecht, dass sie noch einmal operiert werden musste. Die Ärzte haben alles versucht, aber es war nichts mehr zu machen. Sie starb noch auf dem Operationstisch. Dabei war sie erst acht Jahre alt. Als sie die Mutter zu ihrer toten Tochter ließen, rastete sie völlig aus, packte ein Skalpell und stach damit wie verrückt auf Egas ein. Zu viert mussten wir sie von ihm wegreißen. Jetzt lässt die Krankenhausleitung untersuchen, ob Egas vielleicht an diesem Tag gekokst hat.«

Er schnüffelte an seinem Daumen und setzte zu einer Erklärung an.

»Ich weiß schon, was das heißt, Bobby. So alt war ich in den wilden sechziger Jahren nun auch wieder nicht. Aber wie kann man nur so bescheuert und verantwortungslos sein und Drogen nehmen, bevor man ein Kind operiert?«

»Kurz nach dem Tod des Mädchens bist du umgekippt, und dann gab es auch noch ein Erdbeben, bei dem Rohre geplatzt

sind und der Fußboden unten im Keller Risse gekriegt hat.« Bobby zuckte zusammen und wirkte so, als wollte er mir etwas lieber nicht sagen.

»Und was noch?«

»Nichts, Mom«, antwortete er etwas zu hastig.

»Was ist los?«, fragte ich und kramte aus meinem Hirn mit Müh und Not eines der wenigen dort vorhandenen Shakespeare-Zitate hervor: »»Ein eigentliches Nichts bedarf keiner solchen Hast, sich zu verstecken.« Hat es etwas mit diesem armen Mädchen zu tun?«

Er schaute weg. Also ja.

»Sie...« Er hielt den Atem an und fuhr sich mit seinen fleischigen Händen über die herabhängenden Wangen. »Sie haben ihren Leichnam in die Leichenhalle gebracht, weil in diesem Fall natürlich eine Autopsie durchgeführt werden muss. Die Kellergewölbe stammen noch vom alten Krankenhaus, Mom, das vor langer Zeit abgebrannt ist. Sie haben das neue einfach drübergebaut. Na ja, und bei dem Erdbeben hat es nun diese Risse gegeben, und aus denen sind dann jede Menge Ratten und alles mögliche andere Ungeziefer gekrochen. Und die Ratten haben sich dann über die Leichen hergemacht...«

»Meine Güte, Bobby...«

»Und stell lieber keine Fragen mehr wegen Mrs. Kruger. Die haben alles vertuscht. Die Familie ist stockkatholisch, und Selbstmord gibt es bei ihnen nicht.«

»Ich kann dir sagen, warum es in dieser Nacht eine Katastrophe nach der anderen gab, Bobby. Es war Vollmond und ein Freitag, der dreizehnte. Bei den Indianern heißt der Dezembervollmond ›Mond des langen Schnees‹. Hast du denn vor der Stationszentrale in der Psychiatrie nicht den verrückten Alten in seinem Flügelhemd gesehen? Mr. Hyde, wie er leibt und lebt. Geh doch mal bei Vollmond an einem Freitag, dem dreizehnten in eine x-beliebige Notaufnahme und sieh dir an,

was dort passiert. Es überrascht mich, dass ihr nicht auch noch eine Heuschreckenplage hattet und dass sich der Androscoggin-River nicht blutrot verfärbt hat und in die falsche Richtung geflossen ist. Was ist eigentlich mit Mrs. Krugers Abschiedsbrief? Hast du ihn gelesen?«

Bobby schüttelte den Kopf und schaute missmutig drein. »Nein, ich habe ihn nicht zu Gesicht bekommen, Mom. Und das mit dem Vollmond sind doch bloß Hirngespinnste.« Er holte tief Luft und wollte das Thema wechseln, aber ich ließ es nicht zu.

»Bobby, ich muss diesen Brief lesen. Ich muss wissen, was Madeline über mich geschrieben hat. Du musst ihn mir kopieren.«

»Mom, das kann ich nicht, da komme ich nicht ran.«

»Früher bist du an die Kekse auch immer ran gekommen.«

»Bitte, Mom, ich kann doch nicht in einer Patientenakte nach einem Abschiedsbrief suchen.«

»Haben sie Madeline Kruger auch obduziert?«

»Ich weiß es nicht.« Wieder schaute er zur Seite.

»Du weißt es nicht?«

Er zuckte zusammen und begann zu schwitzen. Bobby hat Probleme mit der Schilddrüse und bricht, sobald er auch nur ein wenig nervös wird, sofort in Schweiß aus.

»Mrs. Krugers Leiche war auch in der Leichenhalle. Und dann kamen die Ratten – in diesen alten Gemäuern muss es ganze Legionen davon geben. Am Tag darauf haben sie die Kammerjäger geholt, aber da waren die Leichen schon...«

»Und was ist mit dem Pfleger, der vor ihrem Zimmer saß und eingeschlafen ist, während er auf sie aufpassen sollte? Wie hieß er noch gleich? Chairman? Charmin?«

»Angelo Charron, Mom. Er sollte sowieso gefeuert werden, weil er zu oft betrunken zum Dienst erschienen war. Und dann muss er auf eine suizidgefährdete Patientin aufpassen, und die

bringt sich doch tatsächlich mit einem Eispickel um. Seitdem ist er nicht mehr bei uns, Mom.«

»Und was ist mit der Schwester? Lauren? Laura? Was hat sie gesagt?«

»Laurel Werling. Die wurde auch gefeuert, weil sie mit ihren Überstunden getrickst hat.«

Ich nahm eines meiner Notizhefte und schrieb mir die Namen auf.

»Und niemand hat auch nur ein Wort darüber verloren, in welchem Zustand sich Madelines Leiche befand?«

»Was meinst du mit Zustand? Dass sie übel zugerichtet war, oder dass sie tot wie ein Türnagel war?«

Fast hätte ich ihm von den Ameisen erzählt. Aber ich konnte nicht.

»Bobby, irgendwas stimmt nicht mit mir. Ich habe so seltsame Dinge gesehen...«

»Mom, die sagen, dass du eine Art Anfall hattest. Und dann bist du umgekippt und hast dir das Hirn geprellt. Himmelherrgott noch mal, du warst so gut wie tot! Sie mussten dich reanimieren. Und danach bist du drei Tage lang im Koma gelegen. Da musst du dich nicht wundern, wenn du irgendwelche Dinge gesehen hast.«

»Wir müssen zurück ins Kingdom Hospital, Bobby. Da geht etwas vor, das spüre ich genau.«

»Mom, sie werden dich hier nicht gehen lassen, bevor sie nicht wissen, was es mit dieser Stelle in deinem Gehirn auf sich hat.«

»Erzähl mir mehr von den Scannern, Bobby. Wie funktioniert zum Beispiel dieses SPECT-Gerät?«

NEUROLOGIE

Schwester Claudia und ich verbrachten fast den ganzen Tag miteinander. Ich war ihre einzige Patientin, und wir mochten uns. Normalerweise, so erzählte sie, hatte sie sich auf der Intensivstation um zwei schwer kranke Patienten zu kümmern, und so sah sie die Zeit mit einer Plaudertasche wie mir, die noch dazu an keinen Schläuchen und Maschinen mehr hing, praktisch als eine Art Urlaub an. Ich erfuhr, dass sie drei kleine Kinder hatte sowie einen Mann, der beim Zusammenbruch des Technologie-Booms seinen Job als Programmierer verloren hatte. Also arbeitete sie in letzter Zeit doppelte Schichten, was wiederum bedeutete, dass sie seit meiner Einlieferung mit meinem Hirntrauma sechzehn Stunden am Tag für mich gesorgt hatte, auch wenn ich die halbe Zeit über nicht bei Bewusstsein gewesen war. Sie war auch sehr nett zu Bobby und erklärte uns den Arbeitsablauf auf der Station ebenso wie die Funktionen der medizinischen Geräte.

Wenn ich mich gerade nicht eingehend mit Claudia unterhielt, schrieb ich wie besessen in mein Notizheft. Ich wollte meine Erfahrungen, die ich außerhalb meines Körpers zwischen Himmel und Erde gemacht hatte, so wahrheitsgetreu und so genau wie möglich festhalten.

Am Abend wurde ich auf Anweisung der Ärzte von der Intensivstation in die Neurologische Abteilung des Boston General Hospital verlegt. Ein Pfleger kam, um mich und meine Sachen zu holen, aber Schwester Claudia schickte ihn wieder fort und sagte, dass sie mich persönlich zu meinem neuen Zimmer bringen wolle. Das war ziemlich außergewöhnlich für eine Schwester von der Intensivstation, und ich war ihr sehr dankbar dafür.

Ich kam in ein Zweibettzimmer – Nummer 959, Bett 2. Um Bett 1 waren die Vorhänge zugezogen, so dass ich meine Zimmernachbarin nicht sehen konnte. Claudia schob mich ins Zimmer und half mir mit meinen Sachen. Sie gab meinen Blumen frisches Wasser, stellte meine Tasche auf den Nachttisch und suchte mir einen Kristall heraus, der zu meiner neuen Umgebung passte.

Dann setzte sie sich auf einen Stuhl neben meinem Bett und legte einen Finger auf die Lippen. *Psst!*

Ich blickte hinüber zu den Vorhängen um Bett 1.

»Sie kann uns nicht hören«, flüsterte Claudia.

Wenn ich mich nicht täuschte, dann standen ihr auf einmal Tränen in den geröteten Augen. Sofort bekam ich Mitleid mit ihr.

»Was ist denn los, Claudia? Geht es Ihnen nicht gut?«

»Sie kennen ja meine Situation«, flüsterte sie. »Ich habe hier einen guten Job. Wenn ich den verliere und mir einen neuen suchen muss... ja, selbst wenn ich ein oder zwei Monatsgehälter nicht bekäme, wäre das eine Katastrophe für meine Familie. Wir leben sowieso schon auf Pump, und ich kann gerade mal die Zinsen zahlen, bis mein Mann wieder Arbeit hat.«

»Hoffentlich findet er bald eine. Das wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen, meine Liebe. Aber wieso sollten Sie denn Ihren Job verlieren? Sie sind eine ausgezeichnete und darüber hinaus sehr freundliche Krankenschwester.«

Sie nahm ganz sanft meine Hand.

»Vielen Dank. Sie wissen ja, wie sehr ich Sie mag, und ich bitte Sie, das, was ich Ihnen jetzt gleich erzählen werde, niemandem weiterzusagen.«

Eine Träne lief ihr über die Wange. Sie wischte sie weg und schaute in Richtung Korridor, als befürchte sie, es könne jemand hereinkommen.

»Claudia, sehen Sie mir in die Augen, und Sie werden erkennen, was Sie ohnehin schon wissen: Ich werde Ihr Vertrauen niemals missbrauchen.«

»Das weiß ich. Ich sage das auch nur für meinen eigenen Seelenfrieden. Aber Sie dürfen mit niemandem darüber sprechen, auch nicht mit Bobby.«

»Ihr Geheimnis ist bei mir gut aufgehoben.«

»Es ist kein Geheimnis. Eigentlich eher eine Warnung. Sollten Sie wirklich operiert werden müssen, dann...«

»Halli-hallo«, ließ sich auf einmal eine fröhliche männliche Stimme von irgendwo hinter dem Vorhang vernehmen.

Falls meine Zimmernachbarin geschlafen haben sollte, war sie jetzt garantiert hellwach. Claudia stand rasch auf und rückte die Sachen auf meinem Nachttisch zurecht. Sie nahm meinen Merlin-Kristall und hielt ihn an seinem Seidenfaden in die Höhe.

»Ja, der ist wirklich wunderschön«, sagte sie, als ob wir gerade darüber gesprochen hätten.

Ein Mann spähte hinter dem Vorhang hervor und lächelte uns an. Es war Doktor Metzger, der Psychiater, den ich an seinen sorgfältig über die Glatze gekämmten Haaren und seiner Subdominanten Statur sofort erkannte.

Er trug einen schwarzen Rollkragenpullover und hatte seinen Arztkittel gegen ein rustikal wirkendes Tweedsakko vertauscht. Fehlten nur noch die Lederflecken an den Ärmeln und ein Bart, und er hätte wunderbar in die psychologische Fakultät am Faust College gepasst.

»Wenn ich störe, komme ich später wieder«, bot er an.

»Nein, Sie stören nicht, Dr. Metzger«, sagte Claudia. »Ich habe nur meiner Freundin Mrs. Druse beim Umzug in ihr neues Zimmer geholfen.«

Mit einem Augenzwinkern fügte sie an mich gewandt hinzu:
»Übermorgen komme ich wieder, Sally. Dann reden wir weiter.«

»Sieh mal einer an«, sagte Dr. Metzger zu mir, als Claudia gegangen war. »Wir sind ja schon wieder ganz schön munter. Habe mir ja gleich gedacht, dass Sie nicht der Typ sind, der lange im Bett liegen bleibt.«

»Mit dieser Menschenkenntnis ist es kein Wunder, dass Sie Psychiater geworden sind.«

»Und wie fühlen wir uns heute? Kopfschmerzen? Schwindelgefühl? Ihre neurologischen Tests waren hervorragend, und Ihre Laborwerte sind alle normal.« Er streckte mir seine Daumen zum Okay-Zeichen hin, als wäre er der Trainer einer Baseball-Jugendmannschaft.

»Kopfschmerzen habe ich noch, aber ansonsten geht es mir gut. Es wäre schön, wenn Sie möglichst bald die Aufnahmen von meinem Gehirn machen und mich dann wieder heim nach Lewiston schicken könnten. Dr. Massingale kann mich dort weiterbehandeln.«

Während unserer Unterhaltung hatte Dr. Metzger auf Claudias Stuhl Platz genommen.

»Nun ja«, sagte er. »Dr. Massingale hat Sie hierher überwiesen und uns gebeten, die Aufnahmen von Ihrem Gehirn zu machen, aber sie hat uns auch damit beauftragt, Sie von Kopf bis Fuß durchzuchecken, Mrs.

Druse. Wie ging es Ihnen denn vor diesem Unfall? Hatten Sie ungewöhnliche Sinneswahrnehmungen oder Hinweise auf irgendwelche Anfälle? Hatten Sie merkwürdige Gefühle oder ungewöhnliche Gedanken?«

Er öffnete eine Akte und schien sich auf eine längere psychiatrische Untersuchung einzurichten, für die er mir bestimmt ein hübsches Honorar abknöpfen würde. Außerdem wollte er offenbar die Anamnese in Hörweite einer anderen

Patientin durchführen, die ich noch nicht einmal kennen gelernt hatte.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte ich und drehte mich in Richtung auf das andere Bett. »Sie sind doch meine Zimmernachbarin, nicht wahr?«

Dr. Metzger lächelte und machte mit der Hand eine beruhigende Geste. »Sie müssen keine Angst haben, Ihre Nachbarin zu stören, Mrs. Druse. Sie ist momentan... nicht ansprechbar.«

»Liegt sie im Koma?«, fragte ich.

»Nicht direkt. Aber sie kann uns nicht hören. Nein, das stimmt nicht ganz. Sie kann das, was wir reden, nicht *verarbeiten*.«

»Hat *sie* vielleicht auch einen Namen?«

»Ja. Nancy Conlan. Sie ist jetzt schon – lassen Sie mich nachdenken – mehrere Monate hier. Sie ist...« Er machte eine Handbewegung, die wohl bedeuten sollte, dass sie für immer weggetreten war.

Ich senkte trotzdem die Stimme. »Ich brauche keinen Psychiater, Dr. Metzger.« Ich sagte das höflich, fast freundlich. Es gab keinen Grund, patzig zu werden. Noch nicht.

»Wahrscheinlich haben Sie Recht«, gab er zu, »aber wenn Sie schon mal hier bei uns in Boston sind, wollen wir so viel wie möglich ausschließen. Wir würden gerne noch ein paar Aufnahmen und einige Tests machen, damit wir wissen, was wirklich mit Ihnen los ist.«

Er führte das nicht weiter aus. *Was war denn los mit mir?*

»Was genau zeigen die Aufnahmen?«, fragte ich. »Wäre es vielleicht möglich, auf ihnen meine hochentwickelte Fähigkeit für mystische Erfahrungen zu erkennen?«

Fast hätte er losgelacht, aber im letzten Moment fing er sich wieder. Ein Tiefflieger, dachte ich verächtlich. Einer, dem das

Spirituelle – sei es in seinem eigenen Leben oder dem anderer Menschen – vermutlich völlig egal ist.

»Die Aufnahmen sind so teuer, dass wir sie bisher nur zur Diagnose und Behandlung lebensgefährlicher Erkrankungen anfertigen, zumindest hier in diesem Krankenhaus.«

Ich kannte ihn noch nicht gut genug, um ihm unverblümt meine Meinung zu sagen, aber eines war klar: Ganz gleich, ob ich nun einen Gehirntumor hatte oder nicht, meinen fünfundsiebzig Jahre alten Schädel würde niemand mehr aufmeißeln. Das kam überhaupt nicht in Frage, und von so einem wie diesem Dr. Stegman würde ich mich gleich gar nicht operieren lassen. Alles, was ich von Metzger wollte, waren ein paar von diesen interessanten Hirnaufnahmen und EEGs, die er mit einer simplen Unterschrift seines Montblanc-Füllers anfordern konnte.

»Ich bin mir durchaus bewusst, dass diese Gehirnaufnahmen sehr teuer sind«, sagte ich. »Haben Sie übrigens in der *New York Times* gelesen, dass sich auch der Dalai Lama brennend für solche Dinge interessiert?«

»Nein, der Artikel muss mir wohl entgangen sein.«

»Er hat sich schon mehrmals in Amerika mit Neurowissenschaftlern getroffen, die Aufnahmen von Gehirnen meditierender Zen-Mönche gemacht haben.«

»Interessant«, sagte er. »Heute Nachmittag machen wir eine Magnetresonanzaufnahme von Ihnen. Vielleicht können Sie sich ja mit dem Dalai Lama darüber austauschen.«

»Keine schlechte Idee. Wenn Sie meine Aufnahmen genau untersuchen, werden Sie eine außergewöhnlich hohe Aktivität in den Gehirnregionen feststellen, die man mit positiven Emotionen wie Mitgefühl, Rücksichtnahme und Spiritualität verbindet.«

Zumindest tat er so, als würde er sich dafür interessieren.

»Ich bin mir sicher, dass wir Anzeichen für Ihre... *Spiritualität* entdecken werden, Mrs. Druse. Ich würde mich auch gerne mit Ihnen über einige Ihrer mystischen Erfahrungen unterhalten. Dr. Massingale hat in Ihrer Krankengeschichte erwähnt, dass Sie über gewisse... Gaben verfügen.«

Hm. Wenn Metzger sich für diese Gaben interessierte, war er vielleicht doch nicht so ein spiritueller Tiefflieger, wie ich dachte.

»Wie soll ich es Ihnen beschreiben? Ich bin außergewöhnlich empfänglich für die Welt der Geister, für Wunder und die Einheit aller Lebewesen und Dinge. Manchmal wird diese Fähigkeit auch als nonduales Bewusstsein bezeichnet. Kennen Sie James Austins Buch *Zen und das Gehirn*?«

»Nein. Aber vielleicht sollte ich es lesen«, sagte Metzger. »Meditieren Sie denn?«

»Jeden Tag. Außerdem bete ich.«

»Ich habe Sie nach seltsamen Wahrnehmungen und Sehstörungen gefragt, weil es nichts Ungewöhnliches ist, dass Patienten Auren oder andere Dinge sehen und epileptische Anfälle haben, ohne sich dessen bewusst zu sein. Subjektiv erleben manche von ihnen diese Symptome als eine Art Tagtraum oder ein mystisches Erlebnis. Hatten Sie beispielsweise Visionen? Haben Sie Stimmen gehört? Haben Sie eine unsichtbare Wesenheit wahrgenommen?«

Ich lächelte und behielt meine Gedanken für mich. Stattdessen tat ich so, als versuchte ich mich zu erinnern. Schulmediziner können rücksichtslos sein, wenn man ihnen intime Details aus seinem spirituellen Leben anvertraut. Für sie sind Imagination, religiöse Andacht und mystisches Bewusstsein nur Symptome für eine Geisteskrankheit.

»Visionen? Nicht, dass ich wüsste«, sagte ich. »Nur die gesteigerte Achtsamkeit, die sich beim Meditieren einstellt. Auch an Stimmen kann ich mich nicht erinnern. Aber ich weiß,

worauf Sie hinauswollen. Sie denken an das alte Zitat von Thomas Szasz, nicht wahr? ›Wenn man mit Gott redet, dann betet man, wenn Gott mit einem redet, dann ist man schizophren.« Geht es bei Ihren Fragen darum?«

Vermutlich war Metzger nicht darauf gefasst, dass ihm eine verrückte Mittsiebzigerin mit Zitaten berühmter Kollegen konterte.

»Ja, der alte Szasz. Gutes Zitat. Ich kenne es«, sagte er. »Aber wir stellen all diese Fragen nach Auren und möglichen Anfällen nur deshalb, weil diese Dinge im Gehirn großen Schaden anrichten können. Dem Patienten mögen sie unangenehm und beängstigend vorkommen, aber auch angenehm und transzendental, in Wirklichkeit sind sie nichts anderes als elektrische Entladungen. Da werden Neuronen freigesetzt, und unsere Gehirnzellen sind diesen ständigen Entladungen nicht gewachsen. Man betätigt die Spülung einer Toilette ja auch nicht viele Male hintereinander. Durch die Entladungen werden die Gehirnzellen überlastet und gehen schließlich kaputt wie eine Batterie, die zu stark beansprucht wurde. Aber im Gegensatz zu Batterien kann man Gehirnzellen nicht durch neue ersetzen.«

»Abgestorbene Gehirnzellen sind schlimm«, sagte ich. »Besonders für einen jungen Menschen.«

Ich sah, dass ihm meine Antwort zu denken gab. Hatte ich angedeutet, dass es für einen alten Menschen *nicht* schlimm wäre?

»Ich schlucke nicht gerne Medikamente, Dr. Metzger. Wenn Sie also darauf hinauswollen, dass ich irgendwelche Medizin einnehmen soll, dann vergessen Sie's.«

Mein Präventivschlag im Hinblick auf eine medikamentöse Behandlung schien ihn zu irritieren, und ich sah, wie er eine Entgegnung vorbereitete. Also nahm ich vorausschauend eine beschwichtigende Haltung ein.

»Vielleicht überzeugen mich ja die Gehirnaufnahmen davon, dass ich doch Medikamente brauche. Das kann man darauf doch erkennen, oder? Warum sollte man sie denn sonst überhaupt anfertigen?«

»Die Aufnahmen werden uns Aufschluss über die frische Blutung geben, die Sie bei Ihrem Sturz erlitten haben und möglicherweise auch über die etwas ältere Verletzung im Stirnlappen. Apropos, das erinnert mich an etwas...«

Er blätterte durch seine Papiere, zog einen Bericht heraus und überflog ihn rasch.

»Ach ja. Der Radiologe hat sich die Bilder von diesem Fleck im Stirnlappen angesehen und meint, es handle sich dabei um eine Narbe, die fast so aussieht, als ginge sie auf eine transorbital verursachte Verletzung zurück.«

Ich sah ihn an und wartete auf eine Erklärung.

Er legte den Zeigefinger an eine Stelle zwischen Lid und linker Augenbraue.

»Eine Verletzung durch die Augenhöhle«, sagte er. »In etwa hier. Hatten Sie als Kind eine Kopfverletzung? Sind Sie auf einen scharfen Gegenstand gefallen? Oder hat Ihnen jemand einen Stock oder einen Stift ins Auge gestochen? Irgendwas in der Art?«

Ich schüttelte den Kopf. »An so etwas würde ich mich bestimmt erinnern«, sagte ich.

»Bestimmt«, wiederholte er. »Vielleicht hatten Sie, als Sie Ihre Freundin im Kingdom Hospital besuchten, einen epileptischen Anfall, bei dem Sie stürzten und sich den Kopf aufschlugen. Deshalb habe ich Sie auch gefragt, ob Sie sich an etwas Merkwürdiges oder Ungewöhnliches in Verbindung mit diesem Vorfall erinnern. Hatten Sie irgendwelche seltsamen Empfindungen oder Erlebnisse?«

Ich setzte mein freundlichstes Gesicht auf und schaute den guten Doktor mit glänzenden Augen an.

»Ich hätte noch ein Zitat von Thomas Szasz für Sie, das Ihnen vielleicht gefallen wird«, bot ich an.

»Dann erbauen Sie mich doch damit, Mrs. Druse.«

»Im Tierreich gibt es die Regel: Friss oder du wirst gefressen; bei den Menschen gilt: Definiere oder du wirst definiert.< Sie versuchen doch nicht etwa, mich zu definieren, Dr. Metzger?«

AUSERWÄHLT

Ich musste wieder einmal eingenickt sein, denn als ich die Augen öffnete, sah ich Bobbys wuscheligen Lockenkopf, der hinter dem Sportteil des *Boston Globe* hervorlugte.

»Bobby, ich bin ja so froh, dass du hier bist! Was hast du in Lewiston herausgefunden?«

Er beugte sich über mich und küsste mich auf die Stirn, bevor er sich wieder auf den Stuhl sinken ließ und sich erneut hinter seiner Zeitung verschanzte.

»Herausgefunden worüber, Mom?«, nuschelte er.

»Über Madeline Kruger. Hast du ihren Abschiedsbrief bekommen?«

Bobby stöhnte hinter seiner Zeitung.

»Ich habe mich erkundigt, Mom. Wenn du den Brief haben willst, musst du ihn dir von Madelines Familie besorgen. An ihre Krankenakte komme ich nicht ran, und höchstwahrscheinlich ist der Brief auch gar nicht drin. Im Kingdom haben sie mir gesagt, dass er vielleicht bei der Polizei oder beim Coroner ist. Und jetzt sag bitte nicht, dass ich da auch noch anrufen soll!«

»Wer regelt eigentlich ihren Nachlass, Bobby? Madeline hatte zwei Töchter und einen Sohn, die mittlerweile alle erwachsen sind. Und hoffentlich so verantwortungsvoll, dass sie sich gewissenhaft um den Nachlass ihrer Mutter kümmern. Ruf sie bitte an und sage ihnen, dass ich bei ihrer sterbenden Mutter war. Dass man mich vom Krankenhaus aus angerufen und mir gesagt hat, dass Madeline einen Brief für mich geschrieben hat. Bobby, die letzten Worte, die sie in dieser Welt geschrieben hat, waren an mich gerichtet. Verstehst du nicht, wie wichtig das ist?«

Bobby seufzte laut auf und hob die Zeitung noch ein Stück höher. Ich sollte wohl nicht sehen, dass er die Seite mit den Sportwetten studierte, weil er genau wusste, dass ich es nicht mag, wenn er sein sauer verdientes Geld auf die Red Sox oder die Celtics verwettet.

»Mom, ich werde sehen, was ich machen kann. Vielleicht fahre ich mal bei ihnen vorbei. Bevor Ray nach Reno gezogen ist, habe ich mit ihm ab und zu mal im *Piece of Work* oder im *Holly* ein Bier getrunken. Jetzt wohnt er wieder hier. Ich habe gehört, dass die Alte – ich meine natürlich seine Mom – ihm etwas Geld hinterlassen hat. Jedenfalls soll er neulich im *Piece* beim Billardspielen gewesen sein und ordentlich einen draufgemacht haben.«

»Bobby, ich brauche unbedingt diesen Brief. Ich weiß nicht, warum, aber ich habe das Gefühl, dass das alles irgendwie zusammenhängt. Und außerdem«, sagte ich und zeigte dabei auf mein erstes Notizheft, das ich mittlerweile fast ganz voll geschrieben hatte, »brauche ich ein neues Notizbuch, ein richtig dickes.«

»Stimmt, du hast hier ziemlich viel geschrieben. Geht es darin wieder um deine Geister?«

»Bobby, man hat mich für etwas auserwählt. Ich spüre es.«

»Auserwählt wofür, Mom?«, nuschelte er hinter seiner Zeitung hervor.

Ich beschloss, dass es nun an der Zeit war, ihn wenigstens in ein paar meiner Geheimnisse einzuweihen.

»Ich wurde auserkoren, Dinge zu sehen, die Normalsterbliche nicht sehen können«, antwortete ich.

»Das wolltest du doch schon immer, Mom, nicht wahr?«

»Ja, das wollte ich, Bobby, aber jetzt ist es *wirklich der Fall*. Ich habe... ich glaube, ich wurde auserwählt, weil man mir etwas offenbaren will. So ähnlich wie bei Swedenborg, der in seinen Visionen Himmel und Hölle bereist und sich unterwegs mit Engeln unterhalten hat.«

»Ach, Mom, jetzt fang nicht schon wieder mit deinem geborgten Schweden an. Immer, wenn dir nichts mehr vom Dalai Lama einfällt, zitierst du diesen Swedenborg! Von mir aus kannst du dieses ganze Zeug ruhig lesen. Für mich ist das alles okay, das weißt du. Ich laufe mir auch gern die Hacken ab, um in irgendwelchen Antiquariaten oder Bibliotheken nach vergriffenen Büchern für dich zu suchen, aber wenn du anderen Menschen solche Sachen erzählst, dann denken die, du bist reif für die Klapsmühle.«

»Ich weiß, dass du mir das jetzt nicht glauben wirst, Bobby, aber ich habe Visionen.«

»Visionen, Mom? Du meinst, du kannst in die Zukunft sehen? Und bestimmt hast du das Gefühl, dass du über gewisse spirituelle Kräfte verfügst? Über das zweite Gesicht vielleicht? Und was noch? Ach ja, und wenn wir gerade dabei sind, zeigen die Celts den Knicks morgen im Madison Square Garden, was 'ne Harke ist? Oder weißt du vielleicht, ob Carrie von Trier, die Kinderkrankenschwester, die im Kingdom immer in der Nachtschicht arbeitet, einen Freund hat?«

»Bobby, ich war eine Reisende zwischen Leben und Tod.«

»Mom, einer von den Psychiatern hier ist jetzt schon der Meinung, dass du nicht mehr alle Tassen im Schrank hast. Wenn du nicht aufhörst, ständig etwas von Visionen zu faseln, dann kriegst du mit Sicherheit bald ein ruhiges Einzelzimmer in der Psychiatrie, und zwar auf der geschlossenen Abteilung. Und dir ist hoffentlich klar, dass du dann vor einem Monat nicht mehr hier rauskommst. Und die Handtasche mit deinen Zauberutensilien nehmen sie dir garantiert vorher ab, Mom, damit du dich nicht an der Pendelschnur aufhängen oder dir mit einem Kristall die Pulsadern aufschneiden kannst. Na ja, und ob die geschlossene Gesellschaft von Hannibal Lecter und Konsorten so prickelnd ist? Ich weiß ja nicht!«

BETT 1

Am nächsten Morgen schoben zwei junge Schwestern – Jennifer und Tiffany – einen Rollwagen mit Handtüchern und Waschutensilien ins Zimmer. Hier im Megalopolis der Medizin, in der Krankheit und Tod wie gelbe Nebelschwaden über die Wände krochen, wirkten diese beiden hübschen, vor Jugend sprühenden Mädchen wie das blühende Leben. Wer weiß, vielleicht fände eine von ihnen ja Gefallen an Bobby? Dafür müsste er allerdings ein paar Kilo abnehmen und endlich damit aufhören, diese grässliche Pfeife zu rauchen. Sie wünschten mir einen guten Morgen und fragten mich, ob ich noch etwas brauchte und ob der Arzt schon da gewesen wäre.

»Danke, ich habe alles«, antwortete ich. »Ich wollte gerade aufstehen und mich meiner Zimmernachbarin vorstellen.«

Die beiden blickten sich wissend an.

»Vielleicht sollten Sie damit noch etwas warten«, sagte Jennifer. »Wir wollten Nancy gerade waschen.«

Hinter dem Vorhang hörte man ein metallisches Scheppern, als hätte die Patientin am Gitter ihres Bettes gerüttelt.

»Heißt das, dass sie wach ist?«, fragte ich.

Die Schwestern schauten sich abermals an.

»Ja, sie ist wach, aber... sie braucht ihre Privatsphäre«, erklärte Tiffany und zwang sich zu einem breiten Lächeln.

»Dr. Stegman hat Ihnen erlaubt aufzustehen. Warum machen Sie nicht einen kleinen Spaziergang und vertreten sich ein bisschen die Beine?«

»Wenn es einmal so weit ist, dass ich seine Erlaubnis brauche, um aufstehen zu können, dann... gnade mir Gott«, murmelte ich, musste aber zugeben, dass ein Spaziergang ziemlich verlockend war. Also zog ich meinen Bademantel an, nahm meinen Merlin-Kristall und ging zur Tür, wo ich noch hörte, wie die beiden Schwestern hinter dem Vorhang anfangen, meine Zimmernachbarin zu waschen.

»Bleiben Sie bitte auf diesem Stockwerk, Mrs. Druse«, rief mir eines der Mädchen hinterher.

»Ja«, ergänzte die andere fröhlich. »Oder wir kommen und holen Sie.«

Ich überließ die beiden, die sich königlich zu amüsieren schienen, ihrer Arbeit und wagte mich hinaus in die große, weite Welt des Boston General Hospital.

Dr. Metzgers gestrige Ausführungen hatten mich doch ein wenig verunsichert, wie ich zugeben musste. Womöglich hatte er sogar Recht. Soviel ich wusste, hatte ich noch nie einen epileptischen Anfall gehabt. Auch Dr. Massingale, meine Neurologin am Kingdom Hospital, hatte diese Diagnose noch nie in Erwägung gezogen. Natürlich wusste ich, dass epileptische Anfälle die unterschiedlichsten Formen annehmen konnten, es musste nicht immer gleich der typische Grand-

Mal-Anfall sein, bei dem sich Epileptiker mit Schaum vor dem Mund auf dem Boden wälzen. Vermutlich fragten sich die Ärzte hier, ob meine Symptome vielleicht in die Kategorie »Petit Mal« gehörten, also kleinere, sehr viel schwerer durch eine klinische Untersuchung feststellbare Anfälle waren. Zweifelsohne würde mich auch Dr. Metzger, wenn ich ihm von meiner Nahtod-Erfahrung erzählte, als eine Epileptikerin einstufen, die unter ausgeprägten Anfällen litt. Mein Kopf schmerzte, und mittlerweile war ich bereit, alles zu glauben, womit ich mir nur erklären konnte, was in jener Dezembernaut im Kingdom Hospital mit mir geschehen war. Mein ganzes Leben lang hatte ich auf einen Engel, eine Vision, eine außerkörperliche Erfahrung oder eine aufregende Heimsuchung gewartet, die mir beim Anblick dieser Welt der Wunder vor Freude den Atem stocken und mich mit meinen eigenen Augen erkennen ließ, was mir mein Glaube bereits jahrzehntelang gesagt hatte: dass die spirituelle Welt, obgleich unsichtbar, untrennbar mit der materiellen Welt verbunden ist und das Leben wie das Blut in unserem Körper beide durchströmt: Es gibt kein Diesseits und kein Jenseits, nur eine große, alles umfassende Einheit! Und Sally Druse mittendrin!

Aber was, wenn tatsächlich epileptische Anfälle die Erklärung für all die außergewöhnlichen Dinge waren, die ich bisher erlebt hatte? Nicht nur für die Ameisen in Madelines Leiche, sondern auch für meine transzendentalen Erfahrungen und das andächtige Glücksgefühl, das mich in den endlosen Traumwelten meiner Meditationen durchströmte? Was dann? Was, wenn die unendlichen Weiten meines gesamten spirituellen Lebens lediglich von einer Hirnverletzung herrührten?

Die Gänge des Boston General waren bevölkert von Krankenhauspersonal und Patienten. Kranken und gesunden, gehetzten und gelangweilten. Ich sah jedem Einzelnen, der an

mir vorüberging, in die Augen und fragte mich, welche Anomalien der chemischen Zusammensetzung seines Gehirns und welche organischen Syndrome ihn wohl zu dem machten, was er war. War die gockelhafte Aufgeblasenheit dieses fürchterlichen Dr. Stegman vielleicht auch nur die Folge einer Hirnblutung? Und wenn ja, würde er einer Operation zustimmen, damit die Defekte seiner Persönlichkeitsstruktur behoben werden könnten? Und wollten Neurochirurgen etwa Barbra Streisand oder Rush Limbaugh den Schädel aufmeißeln, bloß weil sie so haarsträubenden Blödsinn verzapften?

Als ich von meinem Ausflug zurückkam, war es im Raum ganz still, und ich beschloss hier und jetzt, meiner geheimnisvollen Zimmernachbarin entgegenzutreten, die offenbar so krank war, dass sie mich weder hören noch mir antworten konnte und von zwei Schwestern gewaschen werden musste.

Ich setzte mich auf die Kante meines Bettes und spürte das warme Licht der aufgehenden Sonne, in deren schräg durch das Fenster einfallenden Strahlen Bobbys Blumen noch hübscher aussahen.

»Mrs. Conlan?«, sagte ich in Richtung des Vorhangs, der unsere Betten voneinander trennte. »Mein Name ist Sally Druse. Ich bin Ihre neue Zimmernachbarin und würde gerne zu Ihnen hinüberkommen und mich Ihnen vorstellen, wenn Ihnen das recht ist.«

Es blieb still im Zimmer, aber eine halbe Minute später hörte ich ein leises Stöhnen, gefolgt von einem tiefen Gurgeln und dem metallischen Scheppern, als rüttelte Mrs. Conlan wieder kräftig am Bettgitter. Besorgt stand ich auf und ging ans Fußende ihres Bettes, wo die Vorhänge einen Spalt weit offen standen. Der helle Stoff der Vorhänge verwandelte die harten

Sonnenstrahlen in ein weiches, diffuses Dämmerlicht, das nicht von dieser Welt zu sein schien.

Auf dem Bett lag ausgestreckt auf dem Rücken eine ausgezehnte, schrecklich anzusehende Gestalt. Hätte man sie nicht auf beiden Seiten mit dicken Kissen fixiert, würde sie sich vermutlich immer weiter in Embryonalstellung zusammenrollen. Obwohl sie noch ziemlich jung zu sein schien – ich schätzte sie auf um die dreißig – hatte schweres Leid tiefe Furchen in ihr verzerrtes Gesicht gegraben. Den Kopf hatte sie in einem Bogen weit nach hinten gereckt, als wollte sie unbedingt erkennen, was sich oberhalb des Kopfendes ihres Bettes befand. Sie schien hellwach zu sein, hatte aber ihre Augen in den tiefen, dunklen Höhlen so weit nach hinten verdreht, dass von ihnen nur das Weiße zu sehen war. Mrs. Conlans Mund stand weit offen, als wäre ihr Unterkiefer, der Schwerkraft folgend, nach unten gefallen. Ihr Kinn zitterte bei jedem Atemzug, und ihre Hände wirkten mit ihren nach innen gekrümmten Fingern wie die Klauen eines toten Vogels. Spezielle Schienen an ihren Handgelenken verhinderten, dass sie sich die Fingernägel in die Handflächen bohrte. Ständig bewegte sie den Mund, als würde sie kauen, ohne jemals zu schlucken. Ihr ganzer Körper war entsetzlich dürr, ein menschlicher Brosame vom Mahl der Natur, dessen trauriger Anblick im hellen Licht der Morgensonne zu viel für meine alten Augen und mein empfindsames Herz war.

Jetzt sah ich auch, woher das Scheppern kam: Man hatte ihr die Handgelenke an die metallenen Bettgitter gebunden, und jedes Mal, wenn ihre Arme von einem spastischen Krampf geschüttelt wurden, schlugen die Gitter gegen das Bettgestell.

»Sie Arme«, sagte ich laut, aber sie hörte mich nicht.

Dann klopfte es an der Tür, und kurz darauf kam ein Pfleger mit einem Rollstuhl herein, gefolgt von meinem Sohn Bobby.

»Es geht los, Mom«, sagte Bobby. »Wir bringen dich nach oben, wo sie ein paar Bilder von deinem verrückten Gehirn machen wollen.«

DAS GEHIRN DER E. DRUSE

Endlich sollten die Aufnahmen von meinem Gehirn gemacht werden! Wie aufregend! Allerdings hatte ich es noch nicht übers Herz gebracht, Dr. Metzger zu erklären, dass ich Dr. Stegman und seinesgleichen nicht gestatten würde, in meinem Gehirn herumzufuhrwerken, ganz gleich, was bei den Aufnahmen herauskommen würde. (Schließlich war ich mit dem juristischen Begriff der aufgeklärten Zustimmung bestens vertraut.) Aber da wir schließlich alle herausfinden wollten, welche dubiosen Dinge hinter meiner Schädeldecke vor sich gingen, sah ich nichts Schlimmes darin, unserer gemeinsamen Neugierde nachzugeben und die Aufnahmen anfertigen zu lassen.

Bobby und der Pfleger schoben mich in einen separaten Flügel des Krankenhauses, in dem man sich offenbar ausschließlich mit dem menschlichen Gehirn befasste. Überall an den Wänden konnte man Abteilungsbezeichnungen lesen, die mit Neuro- begannen – Neuropharmakologie, Neuropsychologie, Neurophysiologie.

Am Ende eines fensterlosen Korridors kamen wir schließlich zu einer massiven Tür, die mich mit ihrem großen Griff an die Panzertür zum Tresorraum einer Bank erinnerte. Dahinter wartete schon der radiologisch-technische Assistent auf mich, ein netter junger Mann namens Michael Baxley (aus Portland, Maine!). Er begrüßte mich und erklärte mir, dass ich bei den

Aufnahmen extrem starken Magnetfeldern ausgesetzt sein würde. Deshalb müsse er sich danach erkundigen, ob ich irgendwelche Metallteile im Körper habe – künstliche Gelenke zum Beispiel, einen Herzschrittmacher, Metallschrauben in den Knochen oder Granatsplitter.

»Wussten Sie, dass sich der Dalai Lama ungemein für Gehirnaufnahmen interessiert?«, fragte ich ihn. »Er steht in enger Verbindung mit westlichen Neurowissenschaftlern, die mittels Gehirnaufnahmen von meditierenden Mönchen herausfinden wollen, welche Vorgänge während der Meditation im Gehirn ablaufen.«

»Was Sie nicht sagen«, erwiderte Michael Baxley. »Nein, das wusste ich nicht.«

»Mom, kannst du jetzt bitte mit dem Dalai Lama aufhören?«, bat Bobby eindringlich.

Mein Interesse am Dalai Lama war ihm offensichtlich peinlich. Aber warum? Ich schämte mich ja auch nicht dafür, dass er sich für Bier und die Red Sox interessierte oder den lieben langen Tag ständig diese doofe alte Abba-Scheibe laufen ließ.

Voll gespannter Erwartung betrat ich den Raum mit dem Magnetresonanztomographen. Obwohl meine Krankenversicherung sicher einen Großteil der Kosten übernehmen würde, kam mir plötzlich der Gedanke, ob ich für den Einblick ins Gehirn der Eleanor Druse diesen Hirnforschern nicht Geld abnehmen könnte. Vielleicht gelang es mir ja, mich vor der Aufnahme in einen Zustand tiefer Meditation oder intensiven Gebets zu versenken und den Herrschaften später dafür eine dicke Rechnung zu präsentieren.

Der Magnetresonanztomograph sah aus wie ein Gerät, mit dem Außerirdische einen ins All beamen wollten. Michael Baxley erklärte mir, dass ich während der Aufnahmen absolut stillhalten musste; ich könnte ihn hören und mit ihm reden, und

er würde mir sagen, wann ich mich wieder bewegen durfte, damit mir meine alten Arme und Beine nicht einschliefen.

Dann wurde ich tief ins Innere des röhrenförmigen Magneten geschoben, wo ich das Gefühl hatte, mein kleiner Schädel würde zum Mittelpunkt einer gigantischen, kosmologischen Turbine.

Im mit beigem Plastik ausgekleideten Inneren der engen Röhre, die von vorne einem Donut glich, war auf Augenhöhe ein kleines Metallschild mit einer mir unverständlichen Folge von Buchstaben und Zahlen befestigt, die möglicherweise einen Code oder eine Seriennummer darstellten.

»Okay, Mrs. Druse«, sagte Michael. »Wir schalten das Gerät jetzt ein. Bevor wir mit den Aufnahmen anfangen, muss es sich erst Warmlaufen, okay?«

»Nur zu!«, antwortete ich.

Ich konzentrierte mich auf meine Meditation und versuchte, so schnell wie möglich in den starken, aber sanften Strom knapp unterhalb des gewollten Wahrnehmens einzutauchen.

»Mrs. Druse, wir wären so weit. Sie dürfen sich jetzt nicht bewegen, das ist ganz wichtig. Schaffen Sie das?«

»Und ob. Ich werde nicht mal den kleinen Finger rühren.«

Ich blickte hinauf zu den Buchstaben und Zahlen, als wären sie eine vom himmlischen Licht erleuchtete Geheimschrift. Obwohl ich nicht einmal blinzelte, veränderten sie sich direkt vor meinen Augen in irisierende und immer neue, okkulte Symbole und Kryptogramme. Es war, als würden die von dem Gerät erfassten Daten auf einem digitalen Display vorüberhuschen.

Ich schloss die Augen und spürte, wie ich im materiellen Universum verschwand. Seit ich erwachsen war, hatte ich mich in Yoga und Meditation geübt und mich damit abgemüht, den steilen Gipfel mystischer Selbsttranszendenz zu erklimmen. Und ausgerechnet in diesem Magnetresonanztomographen

erreichte ich ihn tatsächlich: meinen ersten außergewöhnlichen Bewusstseinszustand. Die Grenze zwischen mir und dem restlichen Universum begann sich langsam aufzulösen. Ich war nicht mehr ich und schaute auf die Materie, sondern wurde zur Materie, die auf mich schaute. Auf einmal bemerkte ich die wohl durchdachte Perfektion, die hinter dieser banalen beigeen Plastikröhre steckte. Genau wie ich war sie Teil der Ewigkeit. Ich musste nichts tun oder sagen, nichts sein oder denken. Ich war. Ich war Brahman, das wahrhaft einzige absolute Wesen, von dem das gesamte Universum belebt und genährt wurde, und mit jedem Hauch meines Atems brachte ich ein neues Universum hervor.

Draußen am Bildschirm fächerte Michael Baxley meinen Schädel in mehrere Schnittebenen mit transparenten Farbkleckschen auf, in Bilder, die anmuteten wie moderne Glasmalereien und die später von Radiologen und Neurologen analysiert werden würden, aber hier drinnen atmete ich ein wundervolles, unendliches Universum nach dem anderen aus.

Ich konnte es kaum erwarten, Bobby das alles zu erzählen, und ich achtete sorgfältig darauf, mich nicht zu bewegen, um die Gipfelbilder meiner spirituellen Laufbahn nur ja nicht zu verderben.

DER ABSCHIEDSBRIEF

Bobby gehört nicht unbedingt zu den Menschen, die einem viele Rätsel aufgeben. Als er in mein Zimmer kam und sich ohne seine schützende Zeitung auf den Stuhl neben meinem Bett setzte, wusste ich sofort, dass etwas im Busch war. Ich merkte es daran, dass ich ihn ansah und er wegschaute. Dann

griff er in seine Manteltasche und zog zwei zusammengefaltete Blätter Papier heraus.

»Ich war mit Ray Kruger ein Bier trinken.«

»Guter Junge! Dann hast du also Madelines Abschiedsbrief?«
Auf Anhieb Erfolg zu haben gehörte nicht zu Bobbys Stärken. Er rutschte auf dem Stuhl herum und schaute aus dem Fenster.

»Ray sagt, dass Hilda, seine große Schwester, den Nachlass seiner Mutter verwaltet. Als Ray sie gefragt hat, ob ihre Mom vielleicht einen Abschiedsbrief hinterlassen hätte, wurde sie pampig und meinte, dass ihre Mom als Schriftstellerin ständig irgendwelches verrücktes Zeug geschrieben hätte, Horrorstorys und was weiß ich noch alles, unter anderem auch Geschichten über fiktive Figuren, die Abschiedsbriefe schrieben und Selbstmord begingen.«

»Aha. Dann musst du Hilda fragen, ob sie uns die letzte Geschichte ihrer Mom zu lesen gibt, in der eine Figur namens Madeline in einem Abschiedsbrief eine gewisse Sally Druse erwähnt und sich dann umbringt.«

»Mom, du weißt doch, wie religiös die Familie ist. Für die ist Selbstmord ein absolutes Tabuthema. Da könntest du Hilda genauso gut sagen, dass ihre Mom jetzt in der Hölle schmort. Außerdem hat Ray gemeint, dass er sowieso niemandem den ganzen Abschiedsbrief zeigen würde. Er sagt, er wäre zu brisant. Er meint, seine Mom sei am Schluss ein psychisches Wrack gewesen.«

»Ich behaupte weder, dass Madeline sich umgebracht hat, noch, dass sie in der Hölle schmort oder ein psychisches Wrack war. Ich will nur wissen, was sie mir in diesem Abschiedsbrief geschrieben hat.«

»Genau das habe ich Ray auch gesagt«, erwiderte Bobby lächelnd. »Und ich habe ihn gefragt, ob er mir die Zeilen, die an dich gerichtet waren, nicht doch beschaffen könnte. Dann

hat ihm seine Schwester den Brief gezeigt und er hat versucht, diese Passagen für dich abzuschreiben, als sie nicht hersah. Er weiß allerdings nicht, ob er alles geschafft hat, aber er hat sich bemüht. Aber du darfst niemandem sagen, dass er es getan hat, sonst gibt Hilda ihm das Geld nicht, das er von seiner Mom geerbt hat.«

»Guter Junge! Ich werde schweigen wie ein Grab. Ich muss meine Brille erst noch suchen. Liest du mir den Brief solange vor?«

»Ja, kann ich machen«, murmelte Bobby. »In einem hatte Ray übrigens Recht, Mom. Das Zeug ist ausgemachter Schwachsinn. Und ziemlich verquast obendrein. Also ich würde nichts drauf geben. Wenn du mich fragst, waren bei ihr einige Schrauben locker. Gut, jetzt geht's los:

›Gott hat Sally Druse mit einem sehr viel gnädigeren Gedächtnis gesegnet als mich, und deshalb will ich ihr nicht mit grausigen Erinnerungen ihren Seelenfrieden rauben. Wir waren noch Kinder, als wir zum ersten Mal mit dem Bösen in Berührung kamen, aber unsere Kindheit liegt Tausende von Jahren jenseits allen Menschengedenkens zurück. Sally hat ihre Narben vergessen, aber meine Wunden schwären immer noch. Ich habe Gott um Vergebung und das Geschenk des Vergessens gebeten, aber meine Gebete wurden nicht erhört. Ich scheide aus diesem Leben in der Gewissheit, dass ich hier in der Welt der Lebenden das Böse in seiner schlimmsten Form gesehen habe. Und diesem grausamen Los kann ich nur entinnen, wenn ich mich eiligst in das verborgene Haus des Todes begeben.«

Als Bobby mit dem Vorlesen fertig war, hatte ich meine Brille gefunden und zitterte am ganzen Körper. Die Kälte, die mich schon in der Nacht von Madelines Selbstmordversuch hatte erschauern lassen, kroch wieder in mir hoch, und ich spürte, wie tief in meinem Inneren eine schreckliche,

undefinierbare Erinnerung, von der ich bisher abgeschirmt gewesen war, in mein Bewusstsein durchbrechen wollte. Obwohl ich wusste, dass sich diese Erinnerung tief in meinem Inneren befand, hatte ich das Gefühl, als befände ich mich außerhalb von ihr und müsste mich mitten in der Nacht an einer dunklen Mauer entlangtasten und nach einer Öffnung suchen, durch die ich einen Blick auf die andere Seite der Mauer werfen konnte. Mit zitternden Händen nahm ich das Blatt Papier, das Bobby mir reichte, und las es sorgfältig durch: *Gott hat Sally Druse mit einem sehr viel gnädigeren Gedächtnis gesegnet als mich... Wir waren noch Kinder, als wir zum ersten Mal mit dem Bösen in Berührung kamen...*

Wieder hatte ich dieses schreckliche Gefühl, dass es eine Erinnerung gab, die sich mir immer wieder nur um Haaresbreite entzog, und nun, da ich kurz davor war, zu ihr vorzudringen, hielt ich inne und fragte mich, ob ich nicht besser damit aufhören sollte, blind in der Dunkelheit umherzutasten. Womöglich stieß ich damit auf irgendwelche fürchterlichen Dinge, die ich besser in Ruhe lassen sollte! Den zweiten Zettel hielt Bobby noch immer in der Hand.

»Und was steht auf diesem Blatt, Bobby?«

»Diesen Brief hat Ray mir einfach so gegeben, weil ihn seine Mom in der Nacht, als sie starb, an dich geschrieben hat. Als sie nämlich im Krankenhaus aufgewacht ist und seltsames Zeug über dich gebrabbelt hat, hat man sie gefragt, ob sie dir nicht eine Nachricht schreiben wollte, und das hat sie dann auch getan. Aber niemand ist daraus schlau geworden. Mrs. Kruger muss durch die Tabletten, die sie geschluckt hat, total abgedriftet sein. Deshalb habe ich dich damals auch aus dem Krankenhaus angerufen.«

Der Brief war auf Krankenhausbriefpapier mit dem Briefkopf des Kingdom Hospital geschrieben, das man dort in jedem Nachttisch findet.

Mit großen, zittrig hingekrakelten Längsstrichen und gezackten Querstrichen hatte Madeline Folgendes geschrieben:

LIEBE SALLY: DAS KLEINE MÄDCHEN, DAS UNS GERETTET HAT, IRRT NOCH IMMER UMHHER. ES IST WIEDER IM REICH DER LEBENDEN. DAS FEUER KONNTE IHM NICHTS ANHABEN. ES BRAUCHT UNSERE HILFE. KOMM SOFORT ZU MIR.

Ganz unten auf dem Blatt hatte sie mit ungelener Kleinmädchenschrift unterschrieben: MADDY KRUGER, 2. November 1939.

Wieder hatte ich das beunruhigende Gefühl, als träte ich gleich aus dem düsteren Wald des Vergessens auf eine Lichtung hinaus, ohne zu wissen, was mich dort erwarten würde. Eine Hexe? Ein Kobold? Ein frisch ausgehobenes Massengrab?

»Im Brandfall Scheibe einschlagen«, sagte ich.

Bobby sah mich an wie ein Kaninchen, wenn es blitzt.

»Wovon redest du überhaupt, Mom?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich. »Keine Ahnung, warum ich das gesagt habe. Es ist mir in jener Nacht in den Sinn gekommen.«

Bobby verdrehte die Augen und schaute mich an, als ob mir bald ein zweiter Kopf wachsen würde. »Ich verstehe das alles nicht, Bobby! Was soll das bedeuten? ›Das kleine Mädchen, das uns gerettet hat?«

»Das bedeutet, dass Mrs. Kruger reif für die Klapsmühle war. Geschlossene Abteilung. Absolut plem-plem.«

»›Das Feuer konnte ihm nichts anhaben.« Welches Feuer denn, Bobby? Und welches kleine Mädchen soll uns gerettet haben? Warum kann ich mich nicht mehr daran erinnern? Vielleicht habe ich Alzheimer. Und wenn das tatsächlich der Fall sein sollte, dann musst du mir versprechen, dass du dafür

sorgst, dass ich sanft einschlafe und du meine Knochen an Skipper verfütterst.«

»Auf dem Brief steht November 1939«, brummte Bobby. »Außerdem schreibt sie etwas von einem Feuer. Wann ist eigentlich das alte Kingdom abgebrannt, Mom? Das muss doch um diese Zeit gewesen sein, oder? Aber das kann ich auch auf dem Gedenkstein nachsehen, wenn ich am Montag wieder zur Arbeit gehe.«

»Ich war in dem alten Krankenhaus, kurz bevor es abgebrannt ist«, sagte ich. »Und zwar tatsächlich gemeinsam mit Madeline. Wir hatten beide Keuchhusten. Aber ich kann mich nicht mehr daran erinnern, Bobby. Ich konnte mich noch nie daran erinnern. Man sagt, so was kommt vor, wenn man hohes Fieber hat. Da werden gewissermaßen die alten Datenbanken im Gehirn gelöscht.«

Das kleine Mädchen, das uns gerettet hat, irrt noch immer umher?

DIE FAMILIE

An diesem Abend kam gleich nach der Essenszeit Nancy Conlans Ehemann Dave. Zur Verstärkung hatte er seine Mutter dabei, und sie brachten Nancy einen Blumenstrauß, eine gesteppte Tagesdecke sowie einige Karten und Briefe, die sie auf dem Serviertisch hübsch anordneten. Außerdem hatten sie ein weiteres gerahmtes Foto von Nancy und ihren drei Kindern dabei, das sie zu den anderen auf ihrem Nachttisch stellten. Dave Conlan hatte Hängeschultern, muskulöse Oberarme und einen altmodischen Flattop-Haarschnitt. Er ging gebückt, als hätte er zeit seines Lebens schwere Lasten geschleppt. Seine

leer und starr wirkenden blauen Augen kamen mir vor wie Kontrolllampen, die anzeigten, dass er längst auf Autopilot geschaltet hatte – und zwar seit der Zeit, als seine Frau nach einer Routineoperation, bei der eine Arachnoidalzyste in der Nähe des Hirnstamms entfernt werden sollte, nicht mehr aufgewacht war.

Daves Mutter Virginia war um die fünfzig und trug einen schwarzen Nylonkittel mit einem grellrosa Namensschild von HELENAS HAIR HOUSE, dessen Logo aus einer stilisierten Frisur und einer Schere bestand. Ihre sorgfältig manikürten Fingernägel waren viel zu lang und viel zu rot, und an ihren stark gefärbten, hochtupierten Haaren konnte man unschwer erkennen, dass sie in einem Friseursalon arbeitete.

Sie kam zu mir und reichte mir einen Schnappschuss aus einer unwiederbringlichen Vergangenheit, der Nancy mit den drei Kindern an einem Picknicktisch zeigte. Zwischen den Beinen der Kinder, die gerade Seifenblasen in die Luft gepustet hatten, tollte ein Golden Retriever herum. Nancy, deren seidenes Haar in der Sonne glänzte, strahlte vor Glück und griff mit ihren schlanken Fingern nach einer unförmig wabernden, von feinen Regenbogenwirbeln überzogenen Seifenblase, die wie ein traumhaft schönes, durchscheinendes Etwas gerade außerhalb ihrer Reichweite durch die Luft entschwebte.

Genau dafür hat Gott den Menschen die Fotografie erfinden lassen: damit wir einen greifbaren Beweis dafür haben, dass das Glück nicht nur das Produkt unserer verschwommenen Erinnerung ist, sondern einmal ganz konkret existiert hat. Als ich Daves große, schwierige Hand schüttelte, fühlte es sich an, als schöbe ich meine Finger in den Lederhandschuh eines Fängers beim Baseball. Ich zuckte innerlich zusammen, als ich an seine drei kleinen Kinder dachte und an das Geld, das er mit diesen großen, rauen Händen verdienen musste, um für diese

nur mit Mühe atmende, ans Bett gefesselte menschliche Hülle aufkommen zu können, für dieses Bild des Jammers, diese beständige Erinnerung an einen schrecklichen Schicksalsschlag.

Virginia stellte das Foto zurück auf den Nachttisch. Ich spürte, dass sie jetzt vor lauter Verlegenheit am liebsten den Vorhang zugezogen hätte, weil sie wusste, dass sie bestimmt gleich in Tränen ausbrechen würde. Aber sie sah zu mir herüber und ließ den Vorhang offen. Wahrscheinlich empfand sie es als unhöflich, mich auf diese Weise auszuschließen. Auch meine Beteuerung, dass sie den Vorhang gerne schließen könne, änderte nichts daran.

Sie und Dave stellten sich neben Nancys Bett und sahen ihr ein oder zwei Minuten lang still beim Atmen zu. Dann bürstete Virginia Nancys Haar und beklagte, dass das arme Mädchen immer blasser würde. Sie führte das darauf zurück, dass man sie nicht mehr in einem Rollstuhl ins Freie fahren könnte, weil sie mittlerweile ganz steif geworden sei und man ihr eine Magensonde gelegt habe, über die sie künstlich ernährt wurde.

»Sie hat schon wieder diesen weißen Belag im Mund«, sagte Virginia zu Dave. »Hier, siehst du? Erinnerst du mich nachher daran, dass ich die Schwester nach der Lösung frage, mit der wir ihn eingepinselt haben?« Dann wandte sie sich an Nancy: »Hi, Nan, es ist alles okay. Davy ist hier.«

Später kamen noch Nancys Eltern, Renn und Margie. Margie war eine rundliche, aber dennoch zerbrechlich wirkende und zurückhaltende Frau, die über ihrem altmodischen Kleid ein Polyester-Sweatshirt mit der Aufschrift »Falmouth on Old Cape Cod« trug. Ihr rotes Haar hatte sie mit einem Gummi achtlos im Nacken zusammengebunden. Renn war ein korpulenter, rotgesichtiger Mann, dessen viel zu enges, rotes Bowlinghemd seinen prallen Kugelbauch nur knapp bedeckte.

Auf der linken Hemdtasche war RENN eingestickt, und auf dem Rücken prangte der Schriftzug: RENN'S RAIDERS.

»Ist unser kleines Mädchen schon aufgewacht?«, fragte Renn.

Er bekam keine Antwort, was aber niemanden zu stören schien. Wahrscheinlich stellte er diese Frage immer, wenn er das Zimmer betrat, und würde sie solange stellen, wie man das, was früher einmal sein kleines Mädchen gewesen war, noch am Leben erhielt.

Schwester Tiffany kam ins Zimmer und zog das Thermometer aus Nancys Achselhöhle.

»Wie geht es ihr?«, fragte Renn.

»Ihr Blutdruck ist wieder normal«, sagte Tiffany. »Sie hat kein Fieber. Ihre Elektrolytwerte sind besser, seit die neue Magensonde gelegt wurde. Und sie produziert mehr Urin, das ist gut.«

»Und was ist mit ihren wund gelegenen Stellen?«, fragte Virginia.

»Sie wurden heute frisch versorgt, und die Dermatologen meinen, dass sie schon besser geworden sind.«

»Machen sie immer noch Gehirntests mit ihr?«

»Ich glaube nicht«, antwortete Tiffany. »Ich wüsste nicht, dass welche angeordnet wurden.«

»Ganz am Anfang hieß es doch, dass man sie noch einmal operieren will«, meinte Renn. »Ist das noch immer geplant?«

Ich sah, wie Virginia genervt durchatmete, als dächte sie: »Nicht das schon wieder!«, während Dave mit seinen leeren blauen Augen abwesend auf Nancy starrte.

»Darüber sollten Sie lieber mit den Neurologen reden«, sagte Tiffany mit sanfter Stimme, »am besten mit Dr. Cantrell oder Dr. Mayfield.« Dann fügte sie in gespielt strengem Ton hinzu: »Haben Sie eigentlich die Liste schon fertig? Sie wissen schon, die Liste mit den Fragen, die Sie den Ärzten stellen wollten?«

»Ähm«, nuschelte Renn und scharrte unruhig mit den Füßen. Dass eine so natürliche, vor Lebenslust strotzende und dazu blendend aussehende junge Frau wie Tiffany so souverän mit Dingen wie dem Tod und unheilbaren Krankheiten umgehen konnte, machte ihn offenbar verlegen. Trotz ihrer Jugend waren grausame Schicksale für sie schon zur Routine geworden, und irreversible Hirnschäden waren ihr so vertraut wie anderen schimmliges Obst oder Laufmaschinen in ihren Strümpfen.

»Hat er die Fragen nun aufgeschrieben oder nicht?«, wollte sie von Margie in leicht tadelndem Ton wissen.

Margie schüttelte den Kopf. »Er redet. Isst. Trinkt. Mehr nicht. Außer, dass er jeden Donnerstagabend zum Bowling geht.«

»Und sie ist noch nicht aufgewacht, noch kein einziges Mal?«, fragte Renn Tiffany.

»Doch, aufgewacht ist sie schon«, erklärte Tiffany. »Aber sie hat bisher noch auf niemanden reagiert.« Sie neigte den Kopf und hob ihre gezupften Augenbrauen. »Es tut mir wirklich Leid.«

»Siehst du?«, sagte Renn zu Margie. »Sie wacht auf.

Daran liegt es also nicht. Dann gibt es also doch noch Hoffnung«, fügte er hinzu.

Margie fing leise zu weinen an.

Virginia nahm Daves Hand.

Tiffany war schon auf dem Weg nach draußen, als Renn ihr noch nachrief: »Sagen Sie den Ärzten, dass ich mit ihnen sprechen möchte. Und ich werde die Liste machen, okay?«

»In Ordnung, Sir«, antwortete Tiffany. »Ich werde es ihnen ausrichten.«

DER CHANNELING-KRISTALL

Obwohl der Vorhang noch immer halb geöffnet war, versuchte ich Mrs. Conlans Familie das Gefühl zu geben, mit ihrer Tochter allein zu sein, und suchte in meiner Tasche nach meinem Channeling-Kristall. Jedes Mal, wenn ich ein Problem habe, das ich nicht mit Hilfe der nachlassenden Kräfte meines Verstands lösen kann, nehme ich einen guten Channeling-Kristall zur Hand und tauche damit in die Tiefen meines Unterbewusstseins ein, wo ich Quellen anzapfe, die sich rationalem Denken nicht erschließen.

Ein gutes Pendel bewirkt nicht nur eine Verbindung zum Unterbewusstsein – dem Unbewussten, wie CG. Jung es nannte –, sondern verschafft uns auch einen Zugang zu vielen anderen, unerforschten Bereichen unserer Seele, die der schwache Lichtschein des bloßen Bewusstseins nicht zu erhellen vermag. Stellt man dem Pendel eine Frage, wird diese von unseren eigenen inneren Vibrationen beantwortet. Ich nahm den Kristall, hielt ihn an den Spitzen zwischen Daumen und Zeigefinger und schloss die Augen. Ich hörte die Stimmen von Nancys Familie und wartete, welche Bilder dabei in mir aufstiegen. Ich bat den Kristall um Rat und horchte in mich hinein.

»Was haben Sie denn da?«, fragte Renn.

Ich öffnete die Augen und machte mich mit Renn und Margie bekannt.

»Entschuldigen Sie, wenn ich so neugierig bin, aber was ist das da in Ihrer Hand?«, wollte Renn wissen.

Ich zeigte ihm meinen Channeling-Kristall.

»Seht euch das mal an«, sagte Renn und winkte Virginia und Dave herbei. »Und was macht man damit?«

»Damit kann ich meine geistigen Energien bündeln. Wenn ich ihn in der Hand halte, die Augen schließe und meditiere, hilft er mir dabei, Kräfte in meinem Unbewussten freizusetzen.«

»Wow«, meinte Renn. »Und Regenbogen an die Wand werfen kann er auch noch.«

»Kann man damit auch in die Zukunft sehen?«, fragte Virginia.

»Nein, so was gibt es nur im Film«, antwortete ich. »Aber wenn man den richtigen Kristall an einen Faden bindet und als Pendel benützt, gibt er einem manchmal Ratschläge, aber diese kommen dann aus einem selbst und nicht aus der Zukunft oder der Geisterwelt.«

»Schade, ich muss jetzt los zum Bowling«, sagte Renn. »Aber wenn ich das nächste Mal komme, könnten Sie dem Kristall dann ein paar Fragen für mich stellen?«

»Das mache ich gern«, sagte ich.

STEGMAN

Ich saß wie auf Kohlen (oder wie auf Dohlen, wie meine Mutter immer zu sagen pflegte) und konnte es kaum erwarten, dass mir die Ärzte die Aufnahmen von meinem Gehirn zeigten.

Immerhin hatte ich in dem Magnetresonanztomographen nicht nur eine mystische Transformation erfahren, höchstwahrscheinlich hatte das Gerät sie auch aufgezeichnet. Die Visite war bereits überfällig, möglicherweise saßen die Ärzte noch immer oben vor dem Monitor, sahen sich wieder und wieder die Aufnahmen von meiner großartigen Erleuchtung an und konnten sich gar nicht davon losreißen.

Wer weiß, vielleicht inspirierten meine Gehirnaufnahmen sie dazu, hier im Boston General Hospital mit einer neuen medizinischen Studie über den Nachweis mystischer Zustände anhand von Gehirnaufnahmen zu beginnen, und dann würden meine Bilder möglicherweise sogar in *Science* oder *Nature* abgedruckt, gleich neben denen eines Zen-Mönchs aus Tibet auf seiner Reise ins Nirwana.

Es war alles so aufregend, dass ich regelrecht Schuldgefühle bekam, weil es das Schicksal so gut mit mir meinte, während Nancy Conlan im Bett neben mir dahinvegetierte. An diesem Vormittag hatte sie grässliche Grimassen geschnitten, würgende Laute von sich gegeben, wie eine Spastikerin gezuckt und so stark an ihren Fesseln gezerrt, dass die Bettgitter wackelten. Als ich Claudia auf der Intensivstation gefragt hatte, weshalb die Patienten angebunden würden, hatte sie mir geantwortet, dass sie sonst ihre Schläuche abreißen könnten. Das klang plausibel, schließlich hatte Nancy schon zweimal ihre Magensonde herausgezogen.

Während ich ungeduldig auf die Visite wartete, fing sie einmal sogar laut zu lachen an. Zumindest hörte es sich so an. Es war ein ausgesprochen unheimliches Geräusch.

Ich stand auf und ging zu ihrem Bett hinüber, um nach ihr zu sehen. Sie fixierte mich mit einem Blick, der durch mich hindurch zu gehen schien. Beim Atmen gab sie leise, rasselnde Töne von sich, während sich die dunkle Öffnung ihres Mundes rhythmisch weitete und wieder zusammenzog. Dann verzerrte sie das Gesicht und fing wieder mit ihren Kaubewegungen an. Es sah aus, als versuchte sie, mit den Lippen anstatt den Zähnen einen riesigen, unsichtbaren Knochen abzunagen. Nach einer Weile verdrehte sie die Augen nach oben und lag wieder ruhig in ihrem Bett.

Mir kam es so vor, als ob in ihrem Gehirn hin und wieder ein paar letzte Flammen des Bewusstseins auf züngelten und ihr in

diesen Momenten klar wurde, dass sie nur noch durch die Magensonde am Leben erhalten wurde. Und wahrscheinlich spürte sie auf ihre ganz eigene Art, dass sie den Schlauch entfernen musste. Aber die Ärzte würden das nicht zulassen und hatten ihr deshalb die Hände fixiert.

Ich hatte Tiffany – oder war es Jennifer (ich verwechselte die beiden ständig) – gebeten, Nancy vor dem nächsten Besuch ihrer Familie irgendein Beruhigungsmittel zu geben. Die Vorstellung war mir unerträglich, dass sie vor ihrem Mann oder ihren Eltern diese schrecklichen Grimassen schnitt, in dieses unheimliche Lachen verfiel oder krampfartig an ihren Fesseln zerrte.

Plötzlich hörte ich eine leicht gereizte Stimme, die mir aus meinen ersten wachen Momenten auf der Intensivstation nur allzu vertraut war.

»Guten Morgen, Madam«, sagte Dr. Stegman. »Und, wie fühlen wir uns?«

Für seine heutige Visite hatte der Alpha-Chirurg nur ein reduziertes Gefolge dabei, das aus seinem Faktotum Dr. Metzger und drei weiteren Ärzten bestand.

Stegman setzte sich auf Bobbys Stuhl, während sich die anderen entlang des niedrigen Heizkörpers verteilten, auf dem die Schwestern manchmal zusätzliche Decken und andere Dinge ablegten. Während Stegman mit den Daumen das Trackpad eines Notebook-Computers bearbeitete, stellte mir Metzger die beiden geschlechtsreifen Weibchen vor, die neu in der Herde waren: die Neurologinnen Dr. Cantrell und Dr. Mayfield. Das zweite Subdominante Männchen war ein gewisser Dr. Gilmore, der sich als Radiologe auf Magnetresonanztomographie spezialisiert hatte. Ich forschte in seinem Gesicht nach Spuren maßlosen Erstaunens, das er beim Betrachten meiner Aufnahmen verspürt haben musste, konnte aber nichts dergleichen entdecken. Stattdessen lächelte er mir

nur flüchtig zu und vertiefte sich nach einem devoten Blick hinüber zu Stegman in seine Aufzeichnungen.

Sobald Metzger mir seine Kollegen vorgestellt hatte, legte Stegman sein Spielzeug beiseite, schüttelte seine geföhnte Mähne und sagte: »Madam, es ist höchste Zeit, dass wir beide mal Tacheles reden.«

Ich blickte zu den anderen Ärzten hinüber, die sich aber geflissentlich mit irgendwelchen Notizen beschäftigten.

»Die Elektroenzephalogramme und die MRT-Aufnahmen deuten alle stark darauf hin, dass Sie unter epileptischen Anfällen leiden«, verkündete er.

Meine Hände zitterten in meinem Schoß. Ich wollte nicht, dass der Silberrücken meine Angst bemerkte, und berührte meinen Channeling-Kristall, den ich mir in Erwartung Mussolinis schon vor einer halben Stunde umgehängt hatte.

»Ich soll epileptische Anfälle haben? Ich habe keine epileptischen Anfälle«, sagte ich und wurde plötzlich unsicher. »Ich kann mich nicht daran erinnern... je welche gehabt zu haben.«

»Ich bin mir hundertprozentig sicher, dass Sie unter komplexen Fokalanfällen leiden, die möglicherweise sogar ziemlich häufig auftreten und höchstwahrscheinlich durch die frische Blutung in Ihrem Schläfenlappen oder die sehr viel rätselhaftere ältere Narbe in Ihrem Stirnlappen ausgelöst werden.«

»Sie müssen sich täuschen«, sagte ich mit einem Zittern in der Stimme, das ich nicht unterdrücken konnte. »Ich denke, ich kann Ihnen das erklären. Vor und während der Aufnahmen habe ich meditiert und mich damit bewusst in einen intensiven spirituellen Zustand versetzt. Ich wollte nämlich wissen, welche Teile meines Gehirns während einer Meditation besonders aktiv sind. Und ich kann Ihnen verkünden, meine Damen und Herren, dass ich dabei eine einzigartig tiefe

Erleuchtung erfahren durfte, deren Energie Sie möglicherweise für die elektrischen Entladungen eines epileptischen Anfalls gehalten haben.«

Stegman beugte sich über mich, als wäre er ein bedeutender Insektenforscher und ich das zappelnde Exemplar einer seltenen Käferart, das er auf eine Nadel aufgespießt hatte. Und dann gab er die furchterregendste und vernichtendste Einschätzung von sich, die ein Chirurg in seinem Repertoire hat, ein Wort, das jeden Patienten, über dessen Krankheit es geäußert wird, in Angst und Schrecken versetzen sollte: »Interessant.« Aus dem Mund eines Mediziners bedeutet dieses Adjektiv Monate, wenn nicht Jahre voller Untersuchungen, Schmerzen, Leid und Schwächung. Während dieser Zeit bietet der gesamte Gesundheitsapparat alle ihm zur Verfügung stehende technologische und diagnostische Macht auf, um hinter alle faszinierenden Details einer wenig erforschten Krankheit zu kommen. Es werden weder Kosten noch Mühen gescheut, um ein derart *interessantes* Krankheitsbild verstehen und erklären zu können, und zwar so lange, bis man weiß, worum es sich handelt, was übrigens nicht selten erst bei der Autopsie nach dem Ableben des Patienten herausgefunden wird. Das Verdikt »sehr interessant« ist sogar noch schlimmer. Dementsprechend könnte man die alte chinesische Verwünschung *Mögest du in interessanten Zeiten leben* für den modernen Menschen umwandeln in: *Mögest du eine interessante Krankheit bekommen*.

»Soviel ich weiß, hat Dr. Metzger Sie erst kürzlich schonend darauf vorbereitet, dass Sie möglicherweise an epileptischen Anfällen leiden. Meine Kollegen von der Psychiatrie erinnern mich manchmal an Jugendgruppenleiter eines Sommercamps. Sie fassen unsere Patienten mit Samthandschuhen an, damit deren fragiles Selbstwertgefühl nur ja nicht angeknackst wird, und reden nur allzu gerne um den heißen Brei herum, wenn es

um das Thema Epilepsie geht. Dr. Metzger hat Sie nach gewissen Symptomen gefragt, und Sie sollen sich dabei nicht sehr kooperativ gezeigt haben.«

»Ich habe ihm gesagt, was er meiner Meinung nach wissen musste«, antwortete ich. »Und habe das für mich behalten, was ihn nichts anging.«

»In diesem Krankenhaus verfügen wir über jahrzehntelange Erfahrungen in diesen Dingen«, sagte Stegman. »Sie haben eindeutig das, was man eine Schläfenlappenpersönlichkeit nennt.« Nicken rundum. »Und weil Sie uns gegenüber so zurückhaltend sind und uns an Ihren Symptomen nicht teilhaben lassen wollen, werde ich Ihnen jetzt etwas darüber erzählen, was in Ihrem Kopf so vor sich geht.«

Während er die ermüdenden Details meiner Krankheit herunterleierte, schien er sich Notizen zu machen, die möglicherweise gar nichts mit mir zu tun hatten.

»In jüngster Zeit hatten Sie extreme Sinneswahrnehmungen oder Halluzinationen, möglicherweise in Form von seltsamen Gerüchen, Bildern, Geräuschen oder Stimmen. Manche Patienten berichten, dass ihre Gefühle verrückt spielen und sich bis ins Gigantische steigern. Ganz banale angenehme Gefühle werden plötzlich als die reinste Entzückung empfunden, und an sich harmlose Verstimmungen entwickeln sich zu schockierenden und zutiefst beängstigenden Visionen oder panischer Angst vor einer nahenden Apokalypse. Diese Patienten sind entweder himmelhoch jauchzend oder zu Tode betrübt. Vielleicht spüren auch Sie die Gegenwart Gottes oder des Teufels wie nie zuvor in Ihrem Leben. Und vielleicht glauben Sie, dass Sie die wahre Bedeutung des Kosmos und den uns allen verborgenen Sinn des Lebens erkannt haben. Möglicherweise haben Sie auch das jüngste Gericht gesehen oder die Stimmen von Engeln und Teufeln gehört. Solche

Dinge sind bei Menschen mit Ihrem Krankheitsbild keine Seltenheit.«

Stegman tippte mit dem Zeigefinger auf mein Notizheft, das aufgeschlagen auf meinem Nachttisch lag und in dem nur noch zwei Seiten unbeschrieben waren.

»Hypergraphie«, sagte er. »Unstillbare Schreibwut. Auch das ist ein typisches Symptom für eine Schläfenlappenpersönlichkeit. Sicher, wenn Gott oder der Teufel mit einem sprechen, hat man viel zu schreiben. Und was sollte eine Visionärin mit ihren Einblicken in die Ewigkeit auch anderes tun, als sie bis ins kleinste Detail für diejenigen festzuhalten, die nicht über derartige Gaben verfügen?«

Er griff nach meinem Notizheft. »Darf ich?«

Ich schnappte mir das Heft vor ihm und drückte es, den Channeling-Kristall noch immer in der anderen Hand, fest an meine Brust.

»Behalten Sie es ruhig«, sagte Stegman. »Glauben Sie mir, wir alle hier kennen die weitschweifigen Auslassungen über göttliche Verzückung und himmlische Ekstase zur Genüge. Nicht wahr?«

Diesmal nickten die anderen Ärzte nicht, aber vermutlich nur deshalb, weil sie es nicht gut fanden, wie sich Stegman mir gegenüber aufspielte. Es war allerdings unverkennbar, dass sie dem, was er gesagt hatte, absolut zustimmten. Und dieser diagnostische Frontalangriff ließ mich am ganzen Körper erzittern.

»Ich bin Chirurg, Madam, kein Psychiater oder Neurologe. Und jetzt werde ich auch noch den Buhmann spielen, der Ihnen ungeschminkt die nackte Wahrheit sagt. Wenn Sie es zulassen, dass diese elektrischen Entladungen weiterhin durch Ihren Schläfenlappen toben, dann fügen Sie Ihrem Gehirn irreparablen Schaden zu. Eine Operation ist immer die Ultima Ratio, deshalb würde ich Ihnen zunächst zu einer

medikamentösen Therapie raten. Wenn wir die Krampfaktivität damit in den Griff bekommen, muss ich Ihren Schädel nicht öffnen und vor Ort nachsehen, weshalb Sie diese Anfälle haben.«

Die anderen Ärzte nickten feierlich und schienen mit allem einverstanden zu sein, was der medizinische Obergorilla von sich gab. Ob es mir gefiel oder nicht und ob Stegman nun ein arroganter Grobian, ein Genie oder beides war, ich musste der Tatsache ins Auge sehen, dass mindestens fünf Ärzte in einer der besten medizinischen Einrichtungen des Landes der Meinung waren, dass ich epileptische Anfälle hatte, die dringend einer Behandlung bedurften. Es war fast so, als hätte man mir soeben eröffnet, ich litte an einer multiplen Persönlichkeitsstörung und würde noch heute Nachmittag meine anderen Ichs kennen lernen.

Aber wie dem auch war, ich konnte die Gegenwart dieses eingebildeten Oberaffen nicht mehr länger ertragen, der, obwohl er über jedes einzelne meiner Krankheits Symptome Bescheid zu wissen schien, noch immer weder meinen Vornamen noch meinen Nachnamen kannte und mich mit penetranter Regelmäßigkeit immer nur als »Madam« anredete.

»Habe ich Ihnen schon erzählt, dass sich der Dalai Lama brennend für Gehirnaufnahmen interessiert?«, fragte ich.

Dr. Stegman öffnete den Mund, sagte aber nichts. Zumindest hörte er auf, sich Notizen zu machen. Er hob eine Augenbraue und sah mich noch herablassender an als zuvor.

»Sehr interessant«, sagte er. »Madam, wir sind wissenschaftlich arbeitende Mediziner und fällen unsere Entscheidungen aufgrund zuverlässiger, durch sorgfältige Studien gewonnener Daten.«

»Es gibt aber auch wissenschaftliche Studien, die belegen, dass Menschen religiöse Erfahrungen haben, wenn ihre Schläfenlappen durch Magnetfelder stimuliert werden«,

konterte ich. »Letztes Jahr ist dazu sogar ein Sonderheft von *Newsweek* erschienen mit dem Titel: »Religion und Gehirn«. Soll ich Ihnen ein Exemplar besorgen?«

»Es mag schon sein, dass manche Menschen bestimmte religiöse Erfahrungen machen«, antwortete Stegman. »Aber das kümmert mich nicht. Ich weiß zum Beispiel, dass es wissenschaftlich erwiesen ist, dass etwa zwanzig Millionen Amerikaner an einem Freitag, dem dreizehnten weder auf Reisen gehen noch irgendwelche wichtigen Dinge erledigen. Aber bedeutet das etwa zwangsläufig, dass Freitag, der dreizehnte tatsächlich ein Unglückstag ist?«

»Ich glaube, dass die Aufnahmen von meinem Gehirn beweisen, dass ich ein starkes religiöses Erlebnis hatte, Dr. Stegman. Und mein Glaube ist sehr stark.«

»Sie *glauben*«, höhnte er. »Ihr *Glaube* ist sehr stark. Erinnern Sie mich doch mal bei Gelegenheit daran, dass ich Sie durch unsere psychiatrische Abteilung führe, Madam. Da kann ich Sie dann mit dem Hutmacher, dem Märzhasen und Rumpelstilzchen bekannt machen, die alle leidenschaftlich an dieses oder jenes glauben. Das beweist doch überhaupt nichts.«

Dr. Ekelpaket wartete nicht mal meine Antwort ab, sondern stand auf, zog ein Diktiergerät aus der Tasche und ging, gefolgt von Metzger, zur Tür. Im Gehen sprach er in das kleine Gerät: »Schädeltrauma, Zimmer 959, Bett zwei.«

Dr. Metzger eilte zurück zu meinem Bett und hob die daran befestigte Karte mit meinem Namen in die Höhe, damit Stegman sie lesen konnte. »Mrs. Eleanor Druse. Überweisung an Dr. Metzger zur Therapie mit Antiepileptika sowie zur psychogeriatrischen Begutachtung, um Altersdemenz auszuschließen. Möglicherweise ist die Verabreichung antihalluzinatorischer Medikamente in Betracht zu ziehen. Patientin hatte klinisch nicht manifeste Temporallappenkrämpfe, die mittels EEG aufgezeichnet

wurden. Festgestellte Symptome: Entpersonalisierung, Gedankenflucht, Realitätsverlust, optische und akustische Halluzinationen, Agitiertheit, Hypergraphie, vernachlässigte Körperpflege und religiöse Einbildungen, entsprechend einer Schläfenlappenpersönlichkeit. Vielen Dank, dass Sie diese interessante Patientin zu uns überwiesen haben.«

DER BRAND

Bobby fuhr zurück nach Lewiston und arbeitete drei Tage lang im Kingdom, aber danach überraschte er mich, indem er einen Tag Urlaub nahm und mich besuchte. Was war er doch für ein guter Junge! Wie rührend er sich um seine alte Mutter kümmerte! Er brachte mir sogar ein Glas von meinem hawaiianischen Lieblingshonig aus dem Bioladen in unserer Straße mit. War das nicht aufmerksam von ihm? Ich gab mir wirklich Mühe, mich über den Honig zu freuen und nicht ständig daran zu denken, dass ich ihn gebeten hatte, so viel wie möglich über den Brand herauszufinden, der in meiner Kindheit das alte Kingdom Hospital in Schutt und Asche gelegt hatte. Ich hatte Bobby erklärt, dass ich mehr über diesen Brand wissen musste, um Madeline Krugers rätselhaften Abschiedsbrief besser verstehen zu können. *Das kleine Mädchen, das uns gerettet hat, irrt noch immer umher Das Feuer konnte ihm nichts anhaben*, hatte sie mir in der Nacht ihres Todes geschrieben.

Aber ich hatte Bobby nicht nur gebeten, Erkundigungen einzuziehen, ich hatte ihm auch konkrete Vorschläge gemacht, wie und wo er etwas über den Brand und das kleine Mädchen herausfinden konnte, die darin fast umgekommen wären. So

kannte ich zum Beispiel als emeritierte Professorin des Faust College die dortige Bibliothekarin, Judy Harris, sehr gut und wusste, dass sie liebend gerne für mich Material über den Brand des alten Krankenhauses heraussuchen würde. Und dann gab es in Lewiston auch noch die Zeitung *Sun Journal*. Wie lange reichte deren Archiv wohl zurück? Und irgendwie musste man doch auch noch an die alten Ausgaben der inzwischen eingestellten *Daily Sun* herankommen können.

Hatte Bobby in die eine oder andere Richtung Nachforschungen angestellt? Hatte er mir auch nur ein einziges Blatt Papier mitgebracht, das seine Recherchen belegte? Nein. Seine Nachforschungen über den Brand haben ganze fünf Minuten seiner Zeit in Anspruch genommen. In der Kaffeepause ist er in die Krankenhausbibliothek gegangen und hat Benjamin Bates, den dortigen Bibliothekar, gefragt, ob er etwas über den Brand des alten Krankenhauses wüsste. Das war alles. Die Frustrationen des Elterndaseins hörten tatsächlich nie auf! Ich hatte den Jungen beauftragt, alles, *was er nur konnte*, über den Brand herauszufinden, und was tat er? Er kam zurück nach Boston und berichtete mir Folgendes:

»Mom, das Kingdom ist am 2. November 1939 abgebrannt. Bei dem Feuer sind keine kleinen Mädchen ums Leben gekommen. Nur zwei Menschen starben: ein alter Arzt und ein Junge.«

»Genau dieses Datum stand auch auf Madelines Brief, den sie mir am Tag ihres Todes im Krankenhaus geschrieben hat, Bobby! Der zweite November ist Allerseelen und außerdem mein Geburtstag! Wie ist das Feuer denn ausgebrochen, Bobby? Und die Namen? Weißt du, wie sie hießen?«

Er sah mich ausdruckslos an.

»Woher soll ich das denn wissen, Mom? Und was für Namen meinst du?«

»Die des Arztes und des kleinen Jungen, die bei dem Brand ums Leben kamen.«

»Jetzt hör aber auf, Mom! Wozu brauchst du denn ihre Namen? Das Ganze ist sechzig Jahre her. Mr. Bates hat gesagt, dass dieser Arzt irgendwelche psycho-chirurgischen Eingriffe gemacht hat. Und er soll eine Koryphäe auf dem Gebiet der Schmerzforschung gewesen sein.«

»Der Schmerzraum«, sagte ich, ohne zu wissen, weshalb oder wo ich das Wort gehört hatte. Es kam mir einfach von selbst über die Lippen. Es war wie der vertraut klingende Name einer Person, an deren Gesicht man sich ebenso wenig erinnern kann wie an die Umstände, unter denen man mit ihr in Berührung gekommen war. Aber das war eine ganz normale Alterserscheinung. Jemand fragt einen, ob man einen Bob Miller kenne. Der Name sagt einem etwas, aber das ist auch schon alles. Vor fünfzig oder sechzig Jahren wusste man noch genau, wer Bob Miller war, und hatte sein Gesicht sofort vor Augen. Die Namen seiner Kinder fielen einem ebenso ein wie die seiner Lieblingsautoren und die Titel seiner Lieblingsfilme. Und jetzt ist von alledem nichts mehr übrig außer der Tatsache, dass einem der Name Bob Miller irgendwie bekannt vorkommt.

»Sagt dir der Begriff ›Schmerzraum‹ etwas?«

»Nein, Mom.«

»Der Schmerzraum.«

Wieder hatte ich das Gefühl, als ob ich mich in einem dunklen Flur an einer Wand entlangtastete und nach einem Spalt suchte, einem Sehschlitz, einer Tür oder irgendeinem anderen Durchgang.

»TRANSPORT ITALIEN LOKOMOTIVE...«, sagte ich.

Bobby starrte mich mit offenem Mund an, als verstünde er nur Bahnhof.

»Was soll das, Mom? Was redest du da?«

»Keine Ahnung«, gestand ich. »Es ist wie mit dem Schmerzraum. Es ist mir einfach so über die Lippen gekommen. Sinnloses Geplapper, Bobby. Mach dir nichts draus.«

»Wer will schon Lokomotiven nach Italien transportieren? Mom, wenn du nicht aufpasst, dann kriegst du bald einen Freifahrtschein für die Klapsmühle. Möchtest du nicht lieber doch diese Pillen nehmen, die dir der Arzt verschreiben will?«

NANCY CONLANS GEHEIMNIS

Seit Stegmans Visite empfand ich etwas, das mir neu war: Schmerzen in der Brust. Allein schon die negative Energie eines einzigen größtenwahnsinnigen Gehirnchirurgen reichte offenbar aus, um ein fünfundsechzig Jahre lang immer gleichmäßig schlagendes Herz aus dem Rhythmus zu bringen. Ich überlasse es den Kardiologen von morgen, anhand prospektiv randomisierter, Placebo-kontrollierter Doppelblindstudien zu belegen, dass negative Kraftfelder, die von Stegman und seinesgleichen ausgehen, tatsächlich die elektrische Leitfähigkeit eines gesunden Herzens stören und tödliche Arrhythmien zur Folge haben können. Ich zog die Vorhänge um mein Bett zu – was eigentlich völlig untypisch für mich ist – und dachte in ihrem Schutz über alternative Behandlungsmethoden für meine Anfälle nach. Dabei versuchte ich, die grotesken Geräusche zu überhören, die aus Nancys Teil des Zimmers zu mir herüberdrangen.

Stegmans Besuch schien auch sie beunruhigt zu haben, denn sie gab seltsam girrende Laute von sich, keuchte mit rasselnder Lunge, warf sich ruhelos hin und her und rüttelte mit ihren

festgebundenen Händen am Bettgitter. Ein ungewöhnlich lautes Scheppern veranlasste mich, zu ihr hinüberzugehen und zwischen den Vorhängen hindurchzuspähen. Ich wollte sehen, ob sie etwas brauchte.

Die Schwestern hatten ihr die Fesseln offenbar nicht so fest gebunden wie sonst, und so war es Nancy gelungen, eines der Baumwollbänder zwischen die Zähne zu bekommen. Ihre Augen waren wieder so verdreht, dass man nur das Weiße darin sehen konnte, aber sie kaute an der Fessel herum wie ein Vielfraß, der in eine Falle geraten ist und sich die eigene Pfote abbeißen muss, um sich daraus zu befreien.

»Armes Kind«, sagte ich.

Ich streichelte ihr über Haare und Stirn und summete ihr zur Beruhigung etwas vor. Kraftlos ließ sie den Kopf auf das Kissen zurücksinken, behielt aber die Fessel noch immer fest zwischen den Zähnen.

»Armes Kind«, wiederholte ich. »Arme Nancy.«

Ich klingelte nach einer Schwester, aber es rührte sich lange Zeit überhaupt nichts. Zu wenig Pflegepersonal, man kennt das ja. Nach zwanzig Minuten kam Tiffany und versuchte ohne Erfolg, die Fessel aus Nancys Zähnen zu lösen. Schließlich legte sie ihr einen feuchten Waschlappen über Nase und Mund, in der Hoffnung, die arme Frau würde nach Luft schnappen und dazu den Mund öffnen. Nancy sog jedoch die Luft mit weit aufgerissenen Augen und vor Anstrengung bebender Brust durch den Stoff des Waschlappens ein und machte die Kiefer nicht einen Millimeter weit auf. Tiffany musste Jennifer zu Hilfe rufen, die dann die alte Fessel vom Bettgestell löste, eine neue anbrachte und Nancy das nun nutzlos gewordene Baumwollband im Mund ließ wie einen Beißring für zahnende Kinder.

Erst als Nancy zwei Stunden später einschlief, sackte ihr Unterkiefer nach unten, und als Tiffany wiederkam, konnte sie

ihr die mittlerweile vollkommen mit Speichel durchtränkte Fessel entfernen, in die Nancys Zähne mehrere Löcher gebissen hatten. Danach ging ich hinüber zu Nancy und schaute sie an. Lange konnte ich meinen Blick nicht von ihr wenden und betete für sie und ihre Familie. Ich kam mir dabei vor wie der Gläubige in der Bibel, der ein Loch in das Dach eines Hauses machte und den Gelähmten zu dem dort predigenden Menschensohn herabließ. Herr, hier ist unsere Schwester, die arme Nancy. *Sie leidet unsäglich. Bitte gib, dass ich ihr helfen kann.*

»Sie ist ungefähr so alt wie ich.«

Als ich die Stimme hörte, zuckte ich zusammen und fasste mir vor Schreck an die Brust. Ich drehte mich um und sah, dass Schwester Claudia direkt hinter mir stand. Sie tupfte sich mit einem Kleenex-Tuch eine Träne von der Wange, und in ihren geröteten Augen erkannte ich wieder jene kurz aufflackernde Traurigkeit, die mir schon bei unserem letzten Gespräch aufgefallen war.

»Claudia. Sie haben mir einen gehörigen Schrecken eingejagt!«

»Das da sollte Ihnen einen Schrecken einjagen«, sagte sie und deutete auf Nancy Conlan beziehungsweise auf das, was früher einmal eine Person dieses Namens gewesen war. »Sie hat einen Mann und drei Kinder, die etwa so alt sind wie meine. Es gibt so viele Parallelen.« Während sie das sagte, liefen ihr still die Tränen über die Wangen, und dann fing sie auf einmal heftig zu schluchzen an und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

Ich betete, dass Gott mir die Kraft schenken möge, sie in ihrem Leid, was auch immer es sein mochte, zu trösten. Sie hatte ein gutes Herz und eine empfindsame Seele. Ich legte ihr meine Hand auf den Arm. »Wissen Sie, meine Liebe, mit solchen Tragödien können wir nicht allein fertig werden, die

müssen wir in die Hände Gottes legen. Sie glauben doch an Gott, nicht wahr?«

Sie nickte und fuhr fort. »Ich hätte Nancy warnen müssen, so, wie ich versucht habe, Sie zu warnen. Aber ich habe es nicht getan. Ich hatte Angst, dass sie und ihre Familie... Sie war Kassiererin in einem Supermarkt in South Boston, und ihr Mann ist Bauarbeiter. Aber gerade weil sie so einfach sind, hatte ich Angst, dass sie sich verplappern und den Ärzten sagen könnten, dass eine Krankenschwester ihnen abgeraten hatte...«

»Wovon denn, meine Liebe?«

»Sally, ich wollte Ihnen das schon vorgestern sagen, bevor wir von Dr. Metzger unterbrochen wurden. Falls Sie tatsächlich operiert werden müssen, dann dürfen Sie auf keinen Fall zulassen, dass die Operation von Dr. Stegman durchgeführt wird.«

Mein Blick wanderte wieder hinunter zu dem ausgezehrteten Körper und dem eingefallenen Gesicht einer Mutter, deren Kinder nun ohne sie aufwachsen mussten.

»Stegman hat das getan?« Mir stockte der Atem, und ich tastete nach dem Kristall, den ich mir umgehängt hatte. In einem Grab wäre Nancy wohl besser aufgehoben als in diesem Krankenzimmer, dachte ich. Lieber tot sein, als wie ein Zombie ans Bett gefesselt dazuliegen und für seine Lieben nur eine Erinnerung an das zu sein, was man in glücklicheren Zeiten einmal gewesen war.

»Ist er denn ein schlechter Chirurg?«, fragte ich. »Ist er ein Pfuscher?«

Sie schüttelte den Kopf. »Im Gegenteil, er ist brillant. Stegman ist wahrscheinlich der talentierteste Neurochirurg im ganzen Krankenhaus, und genau das ist sein Problem. Er kann nicht Nein sagen. Seit er hier ist, kommen Jahr für Jahr mehr Patienten zu ihm. Er hetzt ständig zwischen Operationssaal

und Station hin und her. Manchmal fängt er eine Operation an und lässt dann seine Kollegen weitermachen, weil in einem anderen OP schon der nächste Eingriff auf ihn wartet oder er in Windeseile auf der Station nach einem Patienten sehen muss. Er rast zurück, schlüpft schon wieder in OP-Kleidung, und dasselbe Spiel beginnt von vorne.«

»Das darf doch nicht wahr sein.«

»Er verstößt damit gegen die Krankenhausvorschriften, Mrs. Druse, aber Stegman kann den Rachen nicht voll genug kriegen. Er will immer *mehr*: mehr Patienten, mehr Operationen, mehr Forschungsaufträge, mehr Prestige, mehr Geld. Immer mehr und mehr und mehr. Dieser Mann ist einfach unersättlich. Und die Leidtragenden seines übertriebenen Ehrgeizes sind Patienten wie Nancy. Sie müssen dafür büßen, dass er nicht mehr die Zeit hat, seine Aufgaben gewissenhaft zu erledigen. Unter diesen chaotischen Umständen tut er, was er kann, aber die Arbeit ist ihm einfach über den Kopf gewachsen.«

»Was hat er mit Nancy gemacht?«

»Er hat sie an der falschen Gehirnhälfte operiert und es hinterher damit zu erklären versucht, dass er kurz vor der OP auf den Aufnahmen eine zweite Anomalie gesehen hätte. Nur ist ausgerechnet dieser Film nicht mehr auffindbar, aber Stegman schwört Stein und Bein, dass es so war. Nancy leidet seit der Operation an einem so genannten appalischen Syndrom, das heißt, dass sie zwar die Augen öffnet, aber trotzdem nicht bei Bewusstsein ist. Anhand ihres EEGs kann man sehen, dass sie schläft und wieder aufwacht, aber sie nimmt sich selbst und ihre Umgebung nicht bewusst wahr. Ihr Stammhirn arbeitet noch, aber auf den PET-Aufnahmen ist fast keine kortikale Aktivität mehr festzustellen. Sie kann weder richtig kauen noch schlucken, weil man dafür zwei intakte

Gehirnhälften braucht. Und in diesem Zustand vegetiert sie nun schon seit Monaten dahin.«

»Und Stegman darf weiter operieren?« Es war mir schleierhaft, wie so etwas möglich sein konnte.

»Ich habe Ihnen doch gesagt: Er ist nach wie vor ein brillanter Chirurg, aber er bürdet sich einfach zu viel auf und ist vollkommen überlastet. Auf der anderen Seite erwirtschaftet er für das Krankenhaus Gewinne in Millionenhöhe, indem er unnötige Operationen durchführt, was natürlich alles, wie er behauptet, nur dem Wohl seiner Patienten dient. Allerdings ist er auch von allen Chirurgen am Krankenhaus derjenige, bei dem die meisten Patienten entweder auf dem Operationstisch verstorben sind oder nach der OP bleibende Schäden hatten. Das bedeutet, dass uns bald die ersten Klagen ins Haus flattern werden. Aber solange Stegman dem Krankenhaus unterm Strich einen Gewinn erwirtschaftet, werden Tragödien wie diese auch weiterhin an der Tagesordnung sein.«

»Aber das kann doch nicht so weitergehen. Jemand muss ihm das Handwerk legen.«

»So bald wird das nicht der Fall sein. Stegman wird so lange weiter operieren, bis entweder das Krankenhaus mit Klagen überhäuft oder die Aufsichtsbehörde auf ihn aufmerksam wird.«

»Wer außer Ihnen weiß noch, was dieser Mann hier anrichtet?«

»Ich weiß viel, weil seine Patienten häufig bei uns auf der Intensivstation landen. Wir hatten bereits mehrere Fälle wie diesen, und ich weiß, dass sich schon einige Mitarbeiter beschwert haben.«

Claudia verstummte. Sie senkte den Blick und schniefte.

»Die Beschwerden haben offensichtlich nichts bewirkt«, sagte ich. »Er darf noch immer praktizieren, nicht wahr?«

»Ja, und die Schwestern, die sich beschwert haben, wurden entlassen. Das kann ich mir nicht leisten, und deshalb warne ich die Patienten, denen ich vertraue, lieber vorher.«

»Weiß Nancys Familie von dem Kunstfehler?«

Claudia schüttelte den Kopf. »Ja und nein. Sie wissen, dass etwas schief gelaufen ist, aber sie sind zu gutgläubig. Außerdem wissen sie zu wenig von Medizin, geschweige denn von Neurologie, um die richtigen Fragen stellen zu können. Sie verstehen nur mit Müh und Not, was überhaupt passiert ist.«

»Das ist einfach ungeheuerlich!«, rief ich und blickte hinab auf die arme Frau, die in ihrem langsam immer weiter verfallenden Leib gefangen war.

»Stegman ist nicht nur dafür verantwortlich, dass sie in diesem Zustand ist, der Bastard erhält sie zu allem Überfluss auch noch künstlich am Leben. Er ist dagegen, dass die Magensonde entfernt wird.«

»Und was sagt ihre Familie dazu?«

»Es kommt darauf an, wen man fragt und ob derjenige kurz vorher mit Stegman gesprochen hat. Nancys Mann und seine Mutter wollen, dass die Sonde entfernt wird und dass man Nancy sterben lässt. Sie wissen, dass sie nie wieder das Bewusstsein erlangen wird.«

»Und was sagen Nancys Eltern?«

»Die sagen das, was sie von Stegman eingetrichtert bekommen. Die Neurologen des Krankenhauses tanzen alle nach seiner Pfeife, und er kann jederzeit mindestens zwei von ihnen erzählen lassen, Nancys CAT- und MRT-Aufnahmen seien nicht eindeutig und die Glukosestoffwechselwerte in den beiden Gehirnhälften seien zwar vermindert, deuteten aber nicht eindeutig auf einen endgültigen Verlust ihrer kortikalen Aktivität hin. Und so weiter und so fort.«

»Wen interessieren diese Tests?«, warf ich ein. »Nancy hat nichts Lebendiges mehr an sich. Sie ist schon längst nicht mehr hier. Ihr Körper vielleicht, aber nicht ihre Seele.«

»Stegman hat Aufnahmen von einer Digitalkamera, die Nancy zeigen, wie sie angeblich den Kopf hebt und sich nach jemandem im Zimmer umsieht.«

»Das ist doch unverantwortlich, was er ihrer Familie antut«, entgegnete ich.

»Bitte, Sally«, sagte Claudia, und vor lauter Schuldgefühl stiegen ihr wieder Tränen in die Augen. »Sie dürfen niemandem sagen, dass ich Ihnen das alles erzählt habe, sonst...«

»Das weiß ich doch«, antwortete ich. »Machen Sie sich darüber mal keine Sorgen.«

MEDIKAMENTÖSE THERAPIE

Am nächsten Vormittag hatte ich einen Termin bei Dr. Metzger. Als Tiffany mich in ein Besprechungszimmer führte, stellte ich zu meinem Erstaunen fest, dass sich der Psychiater hinter meinem Rücken eine Verbündete gesucht hatte.

»Hallo, Sally«, sagte Claudia. Sie wirkte leicht verlegen, als hätte sie mich vorher über dieses Treffen informieren wollen, es aber verboten bekommen.

Metzger trug jetzt wieder seinen weißen Arztkittel mit den herausnehmbaren Taschenschonern und seinem Namensschild. Er machte ein selbstzufriedenes Gesicht und entschuldigte sich gleich zu Anfang für Dr. Stegmans unmögliches Benehmen vom Vortag.

»Er will nur Ihr Bestes«, sagte er, »aber wie viele andere Chirurgen kann er nicht sonderlich gut mit Menschen umgehen.« Er grinste bis über beide Ohren.

Um das zu bemerken, muss man kein Hellseher sein, dachte ich mir. Dr. Stegman war für mich der lebende Beweis dafür, dass der Mensch nicht nur aus Materie besteht: Eine bloße Ansammlung von Zellen, Molekülen und Atomen konnte unmöglich so gehässig sein wie er, was wiederum bedeutete, dass der physische Leib dieses Mannes nichts anderes als eine Hülle für seinen abgrundtief bösen Geist darstellte.

»Dr. Stegman nimmt selten ein Blatt vor den Mund«, fuhr Metzger fort. »Er macht sich Sorgen um Sie, genauso wie ich auch. Und Schwester Claudia habe ich hergebeten, weil ich weiß, dass auch sie sehr um Ihr Wohlergehen besorgt ist.«

Claudia nickte. »Sally, Dr. Metzger und ich sind der Meinung, dass es zu Ihrem eigenen Besten ist, wenn Sie etwas gegen die Krampfpotenziale unternehmen, die laut EEG bei Ihnen vorhanden sind.«

»Ich nehme nicht gern Medikamente«, sagte ich. »Wenn wirklich etwas in meinem Gehirn nicht stimmt, würde ich lieber mit meinem eigenen Hokusfokus dagegen angehen. Wenn tatsächlich etwas geheilt werden muss, dann werde ich mich selbst kurieren.«

»Die medikamentöse Therapie führt bei einem Drittel aller Patienten zum völligen Verschwinden der epileptischen Anfälle«, sagte Metzger. »Bei einem weiteren Drittel wird die Häufigkeit der Anfälle drastisch reduziert. Und was den Hokusfokus angeht, so sind mir keinerlei Studien bekannt, die...«

»Wenn die Anfälle nicht ärztlich behandelt werden«, unterbrach ihn Claudia, »dann kann es sein, dass Sie wieder umkippen. Oder die Anfälle könnten immer schlimmer werden und zu geistigem Verfall führen. Bei einem so hellen Kopf wie

dem Ihnen, Sally, wollen wir das doch auf keinen Fall riskieren.«

»Manchmal kommt es vor, dass sich Patienten mit ihren Anfällen ganz wohl fühlen«, sagte Metzger. »Und dann mögen sie die Medikamente nicht, weil sie sich dann übermäßig sediert, fahrig oder benebelt fühlen. Andere Patienten haben nach der Einnahme von Antiepileptika das Gefühl, leicht beschwipst zu sein. Wir testen gerade einen neuen Wirkstoff, und ich würde Sie gerne in die Studie mit aufnehmen. Für Sie könnte dabei von besonderem Interesse sein, dass er nicht nur jegliche Krampfaktivität unterbindet, sondern manchmal sogar zu intensiven mystischen Erfahrungen führen kann.«

»Intensive mystische Erfahrungen?«, fragte ich. »Klingt irgendwie nach Psilocybin, Ayahuasca oder LSD, finde ich.«

»Nicht doch, meine Liebe«, sagte Metzger. »So weit wollen wir nicht gehen. Aber in der Tat gibt es Berichte von Patienten, die nach der Einnahme unseres Wirkstoffs neben einem Gefühl intensiver Zufriedenheit auch eine...« – er lächelte mich an – »Wie haben Sie das so schön ausgedrückt?... eine gewisse Empfänglichkeit für Wunder und die Einheit aller Lebewesen und Dinge verspürt haben.«

»Unsere Patienten haben das Recht, falsche Entscheidungen zu treffen«, sagte Claudia. »Wir können Sie nicht zwingen, die Medikamente zu nehmen. Wir können Sie nur so gut wie möglich aufklären.«

Claudia sorgte sich wie eine Tochter um mich, was mich zutiefst berührte. Ich fragte mich, ob ich die Medikamente nicht doch ausprobieren und abwarten sollte, was dabei herauskam.

»Wir würden es gerne mit dem Antiepileptikum Scyllazin versuchen«, sagte Dr. Metzger. »Es hat den Vorteil, dass es nur wenige Nebenwirkungen hat, die einer aktiven und temperamentvollen Person wie Ihnen, Mrs. Druse, Probleme

bereiten könnten. Sollten tatsächlich welche auftreten, können wir ihnen mit Charybdisol entgegenwirken.«

»Wenn ich mich dazu bereit erkläre, dieses Zeug zu nehmen«, erwiderte ich, »lassen Sie mich dann nach Hause?«

Claudia lächelte.

»Wir werden Sie nur so lange hier behalten, bis wir Sie richtig auf das Medikament eingestellt haben«, versicherte Metzger. »Vermutlich können wir Sie innerhalb einer Woche entlassen, und Sie dürfen wieder zurück nach Maine.«

Als Claudia meinen Gesichtsausdruck sah, gab sie mir einen dicken Kuss.

Also her mit dem Zeug!

Beim Umgang mit Ärzten gibt es einen simplen Trick: Man bringt sie dazu, die notwendigen Tests durchzuführen und nimmt aufgrund der dabei gewonnenen Ergebnisse die eigene Genesung dann selbst in die Hand. Lässt man diese Schulmediziner zu nahe an sich heran, dann rücken sie einem mit ihrer auf den Grundsätzen von Ursache und Wirkung beruhenden Weltsicht auf den kostbaren Ätherleib. In diesem Fall aber war ich bereit, Metzger einen gewissen Vertrauensvorschuss zu gewähren.

Den habe ich nicht allen Ärzten in meinem Leben eingeräumt. Im Jahr 1972 – damals war ich vierundvierzig – eröffnete mir Dr. Cheryl Crabb, eine Onkologin im Kingdom Hospital, eine Diagnose, die einem Todesurteil gleichkam.

Es fing damit an, dass ich Blut im Urin hatte, und schließlich stellte Dr. Crabb bei mir ein Nierenzellkarzinom fest – eine drei Zentimeter große Geschwulst in meiner rechten Niere, die bereits mehrere münzgroße Metastasen in meiner Lunge gebildet hatte. Dr. Crabb schlug vor, die Niere operativ zu entfernen, was allerdings eine rein palliative Maßnahme sei, denn die Metastasen in der Lunge seien nicht mehr behandelbar. Sie riet mir, nach der Operation nach Hause zu

gehen und zu regeln, was es zu regeln gab, denn die durchschnittliche Lebenserwartung von Patienten mit einem Nierenzellkarzinom des Stadiums IV sei weniger als ein Jahr. Meine Chance, noch zwei Jahre zu leben, läge gerade mal bei acht Prozent.

Dr. Crabb zeigte mir sogar eine Grafik, in der die Wahrscheinlichkeit, verschiedene Stadien von Nierenkrebs um zwei Jahre zu überleben, dargestellt war. Dort, wo die Kurve die Linie des Stadiums IV schnitt, hatte sie mit Bleistift ein kleines Kreuz gemacht. Es lag näher bei der Sieben als bei der Acht.

Ich ließ sie die Niere entfernen, aber danach fing ich sofort mit meiner Selbstbehandlung an. Ich ernährte mich streng makrobiotisch und bekämpfte den Krebs in meiner Lunge mit einer täglichen Visualisationsübung, bei der ich meinem Immunsystem den Befehl gab, die bösartigen Zellen zu zerstören.

Eines Nachts war ich tief im Gebet versunken und – ich gebe es zu – erfüllt von einer panischen Angst, dass Gott mich mit seinem Finger berühren und zu sich rufen würde – mich, eine allein erziehende Mutter, die sich um ihren siebenjährigen Sohn kümmern musste. Mein inständiges Gebet lautete damals immer: »Lieber Gott, bitte setze die Gesetze der Medizin in meinem Fall außer Kraft und lass mich leben.«

Und das war (bis vor kurzem) das einzige Mal in meinem Leben, dass ich wirklich eine Gegenwart spürte, die nicht von dieser Welt war. Sollte es Gott gewesen sein, so zeigte ER sich mir nicht in der Gestalt eines Vaters oder Engels. Ich spürte lediglich eine riesige, unsichtbare Gegenwart, die sich regelrecht über mir aufzutürmen schien, die meinen beschränkten geistigen Horizont überstieg und sich aller Versuche meines sterblichen Gehirns entzog, IHN in einer erkennbaren Form zu erahnen. Ich spürte, wie etwas von IHM

sich nach mir ausstreckte und mich in der Herzgegend berührte.

Das Ende der Geschichte ist wohl ziemlich offensichtlich. Ich lebte mit einer Niere weiter, und die Metastasen in der Lunge verschwanden wie eine schlimme Erkältung. Sechs Monate später waren die furchteinflößenden weißen Stellen nicht mehr auf den Röntgenaufnahmen zu sehen. Gott hatte mich berührt, und ich durfte leben.

SOMA

Madeline Krugers letzte Worte an mich waren mir noch immer ein ebensolches Rätsel wie die Geschichte mit dem kleinen Mädchen. Was sollte das bedeuten: Es irrte immer noch umher? War wieder im Reich der Lebenden? Einer der Gründe, weshalb ich mich dazu bereit erklärte, Dr. Metzgers Tabletten zu nehmen, war meine Befürchtung, mir könne ein wichtiger Teil meines Gedächtnisses abhanden gekommen sein. Ein Haufen Gehirnzellen, in denen etwas gespeichert war, was ich vor langer Zeit einmal gemeinsam mit Madeline erlebt hatte, war offenbar nicht mehr vorhanden. War das ein Fall von Altersdemenz oder tatsächlich die zunehmenden Auswirkungen der epileptischen Anfälle, vor denen man mich gewarnt hatte? Glaubte man den Ärzten, dann litt ich möglicherweise schon seit Jahren darunter. Und jeder einzelne Anfall entlud meine Gehirnzellen und vernichtete die Datenbanken meiner Erinnerung. Und zu ihnen gehörte möglicherweise auch jenes nebulöse Böse, mit dem Madeline und ich angeblich in Berührung gekommen waren, sowie die

Geschichte mit dem kleinen Mädchen, das immer noch umherirrte.

Bobby hatte mir einige Ausgaben des Lewistoner *Sun Journal* mitgebracht, die ich auf meinem Bett und meinem Nachttisch ausgebreitet hatte. Beim Durchblättern war mir eine Überschrift ins Auge gestochen:

»Approbationsbehörde untersucht Todesfall in Krankenhaus«

Der Artikel stand nicht auf der Titelseite, war aber am Anfang der Lokalnachrichten gut sichtbar platziert und handelte vom Tod der achtjährigen Theresa Bradley, die nach einer Routineoperation, bei der ihre Pulmonalklappe gedehnt wurde, verstorben war. Das musste das kleine Mädchen sein, von dem Bobby mir erzählt hatte, dass es in derselben Nacht wie Madeline im Kingdom Hospital gestorben war. In einer Vollmondnacht. Am Freitag, dem dreizehnten. Ein anderer Artikel berichtete davon, dass Sarah Bradley, die Mutter des Mädchens, wegen Körperverletzung angeklagt wurde, weil sie mit einem Skalpell auf den Kinderkardiologen losgegangen war.

Der Artikel enthielt auch Fotos von der kleinen Theresa und Dr. Edward Egas, der nicht nur mit vierzig Stichen wieder zusammengenäht werden musste, sondern auch ein Ermittlungsverfahren am Hals hatte, weil das Mädchen als Folge der Operation verstorben war.

Ich riss die Artikel heraus und legte sie in eines meiner Notizhefte. Dann sah ich einen weiteren, der ganz unten auf der letzten Seite der Lokalnachrichten stand:

»Defekte Liftglocke sorgt für Aufregung im Krankenhaus«

Der Artikel beschrieb, dass mehrere Zeugen in den frühen Morgenstunden des 13. Dezembers (also in der Nacht von Madelines Tod und meiner transzendentalen Erfahrung) im Kingdom Hospital das Läuten einer Glocke gehört hätten, das während mehrerer Ereignisse, zu denen neben medizinischen

Notfällen auch ein schwächeres Erdbeben gehörte, angehalten habe. Eine Krankenschwester fand dieses Dauerläuten so beunruhigend, dass sie zwei Reporter des *Sun Journal* sowie einen Polizisten ins Krankenhaus rief, die dort von ratlosen Angestellten zu den Aufzügen geführt wurden, wo das Läuten besonders laut zu hören war. »Es wollte einfach nicht mehr aufhören«, berichtete einer der Zeugen.

Nachforschungen ergaben, dass es sich bei dem Läuten möglicherweise um eine Störung der Liftglocke gehandelt habe. Allerdings gaben die Aufzugmonteure vor Ort an, dass die Stromzufuhr sämtlicher Fahrstühle wegen des Erdbebens abgeschaltet worden sei und dass die Glocken ohne Strom nicht funktionieren konnten.

Jesse James, der Verwaltungschef des Kingdom Hospital, der auch das moderne Motivationsprogramm *Operation Morgenluft* für die Mitarbeiter des Krankenhauses ins Leben gerufen hatte, führte das Läuten dennoch auf eine Fehlfunktion der Liftglocken zurück und meinte, die entstandene Aufregung ginge auf Arbeitsüberlastung seines Personals zurück. »Unsere Mitarbeiter im Kingdom Hospital geben ständig ihr Bestes, um für Lewiston und die umliegenden Gemeinden eine medizinische Versorgung auf höchstem Niveau sicherzustellen.«

Ende der Geschichte. Ich aber wusste, dass dieses Glockenläuten etwas zu bedeuten hatte, dass es der Schlüssel zu den Ereignissen in jener Nacht war. Dessen war ich mir so sicher wie der Tatsache, dass ich in der Nacht, in der Madeline Kruger starb, eine Reise ins Jenseits unternommen hatte. Aber zu meiner Schande muss ich gestehen, dass mir das alles egal war. Ich lehnte mich in mein Kissen zurück und entschwand in die gnädigen Gefilde des Scyllazin: zweimal täglich 100 Milligramm.

Ich wollte es Claudia nicht sagen, aber das Medikament hinderte mich daran, mich in meine tägliche Meditation zu versenken. Wenn ich die Augen schloss und auf den Sog des starken, mir so vertrauten Stroms wartete, der das gesamte Universum durchzieht, passierte nichts. Aber ich tröstete mich damit, dass mich das überhaupt nicht kümmerte – genauso wenig wie das Glockenläuten im Kingdom Hospital. Es störte mich auch nicht, dass Liftglocken ohne Strom und die Überlastung des Personals dafür verantwortlich sein sollten und dass das niemandem seltsam vorkam.

Die Tabletten hatten jedoch auch noch andere Nebenwirkungen. Wenn Tiffany oder Jennifer oder Nancys Angehörige ins Zimmer kamen, fühlte ich mich ungewöhnlich verzagt und unsicher, aber fand das nicht weiter schlimm. Es war, als wäre ich schüchtern, ohne Minderwertigkeitskomplexe zu haben, falls so etwas überhaupt möglich war. Das war aber nur eines der Paradoxe eines Geisteszustands, der fast ausschließlich aus Paradoxen zu bestehen schien. Sobald der Wirkstoff im Stoffwechsel seine volle Konzentration erreicht hatte, fühlte ich mich unfähig, ja außerstande, irgendetwas zu tun oder zu sagen, empfand diesen Zustand aber nicht als unangenehm. Ich war zwar nicht glücklich oder fröhlich, aber auch nicht besorgt. So, als wären Denken oder Tun nicht der Mühe wert, weil Taten nur dazu führen konnten, dass ich unsicher wurde und sie später bereute.

Ich fühlte mich, als hätte man mich stoßsicher zwischen Styroporkügelchen verpackt und so von den Einflüssen der Außenwelt abgeschirmt. Und damit erlebte ich genau das Gegenteil jenes ganzheitlichen Zustands der Erleuchtung, nach dem ich mein ganzes Leben lang getrachtet hatte. Endlich eins zu sein mit der Natur und dem gesamten Universum war immer mein höchstes Ziel gewesen. Die Medikamente hingegen bewirkten, dass mein Inneres durch eine Art

neurochemischer Luftpolsterfolie vor den Angriffen der Außenwelt abgeschirmt wurde. Ich empfand vor allem Ruhe, vielleicht sogar Frieden und hatte das Gefühl, dass mir am wenigsten geschehen konnte, wenn ich nichts oder zumindest so wenig wie möglich tat. Und ein verringertes Risiko bedeutete wiederum größere Chancen, dass der angenehme Status quo erhalten blieb.

Die Professorin in mir empfand die Tabletten als ideal für mittelmäßige Studenten, denn sie würden ihnen jegliche Eitelkeit, Unzufriedenheit und damit auch das Bedürfnis nehmen, ihre Noten unbedingt verbessern zu wollen. Auf der anderen Seite hätten sie aber auch keine Angst mehr, durch schlechtere Leistungen möglicherweise das Semester nicht zu schaffen. Das Scyllazin würde sie mit ihrem Mittelmaß vollauf zufrieden sein lassen, und somit hätte das Medikament eine perfekte Wirkung gezeigt.

In mir jedenfalls herrschte schon seit mehreren Tagen die reinste Friede-Freude-Eierkuchen-Stimmung, und mir wurde klar, dass ich nur jeden Tag eine Tablette nehmen musste, um mein weiteres Leben in einer Art ausgeglichenem Schwebezustand zu verbringen, in dem ich weder richtig traurig noch richtig fröhlich war. Und so war es den Ärzten wieder einmal gelungen, eine verrückte alte Schachtel, deren Behandlung enorm viel Zeit in Anspruch nahm, auf einfache Weise ruhig zu stellen. Die notorische Unruhestifterin Mrs. Druse hatte sich wie eine Auster zufrieden in ihre Schale zurückgezogen, und ihre Krankenversicherung würde auch noch brav die Rechnungen dafür bezahlen.

INSTANT KARMA

Bald waren meine Tage ein einziger Einheitsbrei: trüb, verschwommen und ewig gleich. Einer ging nahtlos in den anderen über. Man hatte mich wiederholt ermahnt, die Medikamente regelmäßig einzunehmen und den Anweisungen des behandelnden Arztes Folge zu leisten, weil meine Krankenversicherung andernfalls möglicherweise nicht für die Kosten der gesamten Behandlung aufkommen würde. Ich beschloss, die Tabletten so lange zu nehmen, bis ich in allen Ehren aus dem Boston General entlassen wurde. Einmal hörte ich sehr früh am Morgen, wie sich Tiffany und Jennifer hinter dem Vorhang kichernd über einen Dr. Stegman unterhielten. Im ersten Moment hatte ich keine Ahnung, von wem sie sprachen, was möglicherweise auch eine Nebenwirkung der verflixten Tabletten war. Ich kannte diesen Namen, Stegman, aber ich wusste nicht mehr, woher und weshalb. Plötzlich wurde mir irgendwie mulmig, so, als wäre im Bereich des zweiten Chakras (Unterleib und Lendenwirbelsäule) auf einmal der Energiefluss blockiert. Allein schon der Name Stegman beraubte mich meiner positiven Energie und Lebenskraft, noch bevor ich mich überhaupt daran erinnern konnte, zu welchem Menschen er gehörte.

Aus dem, was ich vom Geplapper der Schwestern mitbekam, reimte ich mir zusammen, dass sie früher als gewohnt gekommen waren, um Nancy heute auch die Haare zu waschen und mit einem blauen Band zusammenzubinden. Sie unterhielten sich flüsternd über die Hefepilz-Infektion im Mund der armen Frau, die Jennifer als Soormykose bezeichnete. Abwechselnd betupften sie die befallenen Stellen mit Methylen-Blau. Offenbar gingen sie davon aus, dass ich

entweder senil, taub oder so voll gepumpt mit Medikamenten war, dass ich sie nicht hören konnte, denn sie flüsterten sich ständig Dinge zu wie »Ist das eklig!«, »Igitt« oder »Mir wird gleich schlecht, mach du das mal«. In ähnlicher Weise ging es weiter, als sie die Druckgeschwüre der armen Frau versorgten und ihr einen neuen Katheter sowie eine frische Magensonde legten und ihre Hände wieder mit Baumwollbändern an die Bettgitter fesselten.

Gegen Ende der Prozedur hörte ich abermals den Namen Stegman und erfuhr den Grund, weshalb Nancy Conlan an diesem Morgen mit allem Drum und Dran generalüberholt wurde. Stegman wollte Nancy im Rahmen der Chefarztvisite einer Gruppe von Ärzten präsentieren. Man würde sie allen möglichen Untersuchungen und Tests unterziehen, um herauszufinden, ob sie sich tatsächlich in einem irreversiblen Zustand befand, den Mediziner als permanent vegetativen Status oder apallisches Syndrom bezeichneten. Eine solche Diagnose würde es der Familie in Absprache mit dem Krankenhaus und Nancys Ärzten ermöglichen, sie nicht weiterhin künstlich ernähren zu lassen.

Morgens ging es Nancy immer etwas schlechter, aber an diesem Vormittag kam sie mir besonders unruhig vor. Sie schlug mit ihren gefesselten Händen an die Bettgitter, schnellte hin und wieder nach vorne und gab würgende Geräusche von sich. Dann warf sie den Kopf in den Nacken und verdrehte die Augen so, dass sie auf die Wand hinter ihrem Bett zu starren schien. Ich hatte das Gefühl, als lebte ihr Körper mit fortschreitendem Verfall ihres Gehirns selbstständig weiter wie ein geköpftes Huhn oder ein Frosch mit durchtrenntem Rückenmark.

Aus den Gesprächen der Schwestern erfuhr ich, dass sie Nancy auf Stegmans Anweisung hin seit gestern keinerlei Beruhigungsmittel verabreicht hatten, damit sie bei der

Chefarztvisite so »wach« wie möglich war. Diese Vorstellung ließ die Schwestern losprusten. Jetzt verstand ich, weshalb Nancys spastisches Geröchel und ihre unkontrollierten Bewegungen seit letzter Nacht immer schlimmer geworden waren. Vermutlich plante Stegman, vor der versammelten Mannschaft seiner Speichellecker in die Hände zu klatschen und die arme Nancy wie einen Seehund Männchen machen zu lassen. »Sehen Sie?«, würde er dann fragen. »Sie reagiert doch. Wie können wir einer solchen Patientin, die noch ihr ganzes Leben vor sich hat, die künstliche Ernährung verweigern?«

Ich hoffte inständig, dass sich diesem Mann, der durch seinen dämonischen Ehrgeiz unsägliches Leid über Nancy und ihre ganze Familie gebracht hatte, der Anblick dieser jämmerlichen Kreatur so tief ins Gedächtnis einbrannte, dass er ihn sein Leben lang nicht mehr loswurde.

Punkt acht Uhr marschierte Dr. Stegman an der Spitze von etwa zwanzig Assistenzärzten und angehenden Fachärzten in unser Zimmer. Zuerst scharten sie sich um mein Bett. Obwohl sich mein Hirn in seinem von den Medikamenten gedämpften Dämmerzustand befand, hatte ich schreckliche Kopfschmerzen, und als Dr. Stegman mich fragte, wie ich die Tabletten verträge, kam es mir vor, als würde jemand anderes für mich antworten.

Erstaunt stellte ich fest, dass ein Teil meines Gehirns auf wundersame Weise noch in der Lage war, ihm mit einem Zitat aus dem Matthäusevangelium zu antworten. »Die Lampe des Leibes ist das Auge«, sagte ich. »Wenn nun dein Auge klar ist, so wird dein ganzer Leib licht sein; wenn aber dein Auge böse ist, so wird dein ganzer Leib finster sein. Wenn nun das Licht, das in dir ist, Finsternis ist, wie groß ist da die Finsternis!«

Stegman drehte sich zu einer hübschen Fachärztin im zweiten Ausbildungsjahr um und sagte: »Notieren Sie bitte: Nach wie vor religiöse Wahnvorstellungen.«

Dann wandte er sich wieder an mich. »Fahren Sie bitte fort«, sagte er. »Lassen Sie sich von uns nicht stören.«

»Die Tabletten trüben meinen Blick und verfinstern das Licht«, sagte ich. »Und wenn meine Augen schlecht sind, ist mein Körper in der Finsternis.«

Stegman nahm sein Diktiergerät und sprach, während er im Zimmer auf und ab ging, hinein: »Zimmer 959, Bett zwei, eine Mrs...«

Die hübsche angehende Fachärztin hob meine Krankenakte hoch und deutete mit einem knallrot lackierten Fingernagel auf das Schild mit meinem Namen.

»... Drusey. Klagt darüber, dass die zweimal täglich verabreichte Dosis von 100 Milligramm Scyllazin einen Zustand halb freiwilliger Apraxie hervorruft. Klagt außerdem über Sehstörungen. Überweisung an Dr. Burt in die Ophthalmologie, um Makuladegeneration und grauen Star auszuschließen.«

Stegman lächelte mir gequält zu und dirigierte sein Gefolge zu Nancys Bett, wo die Hauptvorstellung stattfinden sollte.

Tiffany hatte den Vorhang nicht ganz zugezogen, so dass ich durch einen Spalt an der Wand Nancys aufs Kissen zurückgeworfenen Kopf und ihr zu einer schrecklichen Grimasse verzerrtes Gesicht sehen konnte. Sie gab wieder diese grässlichen, wie halb ersticktes Lachen klingenden Geräusche von sich, warf sich von Zeit zu Zeit spastisch hin und her und schnellte bisweilen ohne ersichtlichen Grund ruckartig nach vorn.

Stegman spielte sich auf wie der Direktor einer Freakshow, der dem staunenden Publikum seine neueste Missgeburt präsentiert. Er plauderte eloquent von Erkrankungen,

Syndromen und Folgekrankheiten, von Laborwerten, CT-Diagnostik und Testergebnissen. Dann ging er ans Kopfende des Bettes, leuchtete Nancy mit einer kleinen Taschenlampe in die Augen und sagte: »Typischer Fall von Blickkrampf.«

Dann deutete er auf ihre Hände, die an die Krallen eines verendeten Vogels erinnerten: »Kontrakturen.«

Die anderen Ärzte machten sich sorgfältig Notizen und murmelten »interessant« oder »sehr interessant«, während Stegman über Urämie, Nancys Leukozytenzahl oder ihren erhöhten pH-Wert schwadronierte.

Als er mit seinem Vortrag fertig war, gab er Tiffany ein Zeichen, damit sie Nancys Fesseln löste. Dann demonstrierte er, zu welchen Bewegungen ihre abgemagerten Glieder noch in der Lage waren, zog sie hierhin und dorthin und erklärte ihre Beeinträchtigungen mit lateinischen Begriffen wie *Dyskinesie* oder *Torticollis*, wobei er es nicht versäumte, sich ab und zu in Pose zu werfen und die bewundernden Blicke der angehenden Fachärztinnen einzuheimen.

Schließlich zog sich Stegman einen Latexhandschuh über die rechte Hand und ließ sich von Tiffany einen Holzspatel geben, mit dem er Nancys Zunge herunterdrückte und den wissbegierigen jungen Medizinern einem nach dem anderen ein äußerst interessantes Beispiel von Soormykose zeigte. Der Hefepilz hatte sich wie ein weißer Pelz in Nancys ganzen Mund ausgebreitet und hätte, den erschrockenen Gesichtern der Studenten nach zu schließen, selbst Hiob an seinem Glauben zweifeln lassen. Entweder war es Gott oder der Teufel, der mich auf einmal ahnen ließ, was als Nächstes passieren würde. Oder vielleicht war sogar ich selbst diejenige, die über eine bisher noch nicht erklärbare Form der Psychokinese die letzten noch übrig gebliebenen motorischen Reflexe in Nancys Gehirn stimuliert hat. Ganz gleich, ob es eine Vorahnung war oder vielleicht auch nur einfacher

Instinkt, der durch den von meinen Medikamenten verursachten Nebel hindurch aufblitzte: Ich wusste genau, was passieren würde, und muss gestehen, dass ich dabei eine gewisse Vorfreude verspürte.

Gerade als Stegman wieder einmal mit Hilfe des Spatels eine von Nancys Wangen nach außen drückte, um einem weiteren medizinischen Voyeur einen ebenso schamlosen wie gruseligen Einblick in ihre groteske Pathologie zu ermöglichen, schoss Nancys Kopf blitzschnell nach vorn. Mit grässlich verzerrtem Gesicht riss sie den Mund auf und biss, so fest sie nur konnte, in Stegmans nur von einer dünnen Latexhaut geschützte Hand. Entsetzt und freudig erregt zugleich sah ich, dass sich ihre Zähne mindestens so hartnäckig und kraftvoll in seiner Handfläche vergruben wie vor ein paar Tagen in der Baumwollfessel.

Stegman schrie vor Schmerz laut auf – »Au, AU, AU, AUUUU!« – und versuchte vorsichtig, seine Hand aus Nancys Mund zu ziehen, ohne dabei einen Fetzen Fleisch hinter ihren Schneidezähnen zurückzulassen. Aber damit hob er lediglich ihren Kopf aus den Kissen. Nancys weit aufgerissene Augen röteten sich, während sie ihre Gesichtsmuskeln bis zum Äußersten anspannte, die Kiefer fest zusammenpresste und immer kräftiger zubiss. Unaufhaltsam durchdrangen ihre Zähne die Latexmembran des Handschuhs, Stegmans Haut und schließlich das Fleisch seiner Hand.

Dunkles Blut quoll aus der Wunde und füllte nach und nach den durchscheinenden Handschuh, bevor es in dünnen Rinnsalen aus den Bisslöchern rann und Nancy über Lippen und Kinn lief. Stegman schrie noch lauter und versuchte abermals, seine Hand zu befreien, womit er jedoch wieder nur Nancys Oberkörper aus dem Kissen hob und ihr Gesicht näher an das seine brachte. Mit einem erneuten Ruck packten ihre klauenartig verkrümmten Hände ihn am Kragen seines

Arztkittels und zogen ihn mit der blinden Kraft automatisch ablaufender Motorik immer näher an ihr Gesicht heran. Jetzt, da sie ihn mit Hilfe ihrer Zähne und Klauen vollständig in ihrer Gewalt hatte, geriet Stegman vollends in Panik. Er machte einen Schritt nach hinten, was aber zur Folge hatte, dass er Nancy, die sich immer noch fest an ihn krallte, aus dem Bett über das Seitengitter hob. Stegman taumelte rückwärts, stürzte zu Boden und zog Nancy mit sich. Nancy, die sich noch immer in seiner Hand verbissen hatte, kam direkt auf ihm zu liegen. Sie knurrte und nagte und krallte sich mit der erbarmungslosen Heftigkeit unkontrollierter Muskelreflexe an ihn. Dabei glich sie einer ferngesteuerten menschlichen Drohne, die ihr Ziel gefunden hatte.

Die anderen Ärzte versuchten, Stegman zu helfen, aber es nützte nichts. Jeder Versuch, Nancy von ihm wegzuziehen, ließ ihn aufschreien: »Lasst sie los, verdammt noch mal. Sie reißt mir ja noch die halbe Hand weg.«

Schließlich eilten Jennifer und Tiffany zu mir herüber und halfen mir aus dem Bett.

»Mrs. Druse, wir haben hier einen Notfall. Wir bringen Sie hinaus auf den Gang«, sagte Tiffany. »Das Notfallteam wird gleich hier sein und Nancy einer Sonderbehandlung unterziehen, damit sie Dr. Stegmans Hand loslässt.«

Ich konnte es nicht beschwören, aber es war durchaus möglich, dass dabei Schadenfreude in ihren Augen aufblitzte.

RACHE IST SÜSS

Am späten Nachmittag hatte sich die Aufregung gelegt, und ich konnte wieder in mein Bett. Ich hatte die Tablette, die ich

am Morgen bekommen hatte, noch nicht genommen und spürte, dass mein Kopf klarer wurde, also nutzte ich die Gelegenheit, um meine letzten Aufzeichnungen noch einmal durchzulesen. Meistens konnte ich mich am nächsten Tag schon nicht mehr erinnern, was ich tags zuvor geschrieben hatte.

Ich fand einen zwei Tage alten Eintrag, der wie folgt lautete: »Dr. Stegman wirkte bei der Visite angenehm und freundlich. Er kann sich meinen Namen zwar noch immer nicht merken, aber das liegt wahrscheinlich daran, dass er sich um so viele Patienten kümmern muss. Er arbeitet viel zu viel, aber ich glaube, dass er mir wohl gesinnt ist. Ich muss Claudia unbedingt fragen, ob er wirklich ein schlechter Mensch ist oder einfach nur ein Opfer widriger Umstände.«

Meine letzte Tablette hatte ich gestern Nachmittag eingenommen, so dass sich der Soma-Nebel (wie ich die Auswirkungen des Scyllazins mittlerweile nannte) gelichtet hatte und ich über diese Worte, an deren Niederschrift ich mich nicht erinnern konnte, richtiggehend erschrak. Ich hörte, wie Nancy im Bett nebenan würgte.

Wenn Metzger Wort hielt, dann waren es nur noch drei Tage, bis Bobby mich nach Lewiston zurückbrachte. Vorher musste ich hier noch einige Dinge erledigen, was mir allerdings nicht gelingen würde, wenn ich mir von Medikamenten den Verstand vernebeln ließ und Lobeshymnen auf Typen wie Stegman in mein Tagebuch schrieb.

Also tat ich nur so, als ob ich die nächsten beiden Tabletten geschluckt hätte, und behielt sie so lange im Mund, bis Tiffany oder Jennifer gegangen war. Nach dem Abendessen spülte ich sie in der Toilette runter. Am darauffolgenden Tag machte ich es ebenso.

Es fiel mir nicht schwer, so zu tun, als ob ich noch immer unter dem Einfluss der Medikamente stünde. Ich brauchte

einfach nur dazuliegen und zu allem Ja und Amen zu sagen, ganz gleich, was auch geschah. Claudia kam ins Zimmer und erzählte mir, dass Nancy Dr. Stegman ein Stück aus der Handfläche gebissen hatte und die Wunde mit lebensbedrohlichen Bakterien der Gattung Clostridium infiziert sei, dem Erreger einer Krankheit namens Gasbrand. Bisse vom Menschen konnten wesentlich schlimmer sein als die eines jeden Tieres, abgesehen von Giftschlangen und tollwütigen Hunden natürlich. Wie Claudia sagte, seien Wundabstriche von Menschenbissen grundsätzlich polymikrobiell besiedelt: In so einer Wunde kommen im Durchschnitt bis zu fünf verschiedene Krankheitserreger vor. So war es kein Wunder, dass sich innerhalb weniger Stunden an Stegmans Unterarm unter der Haut ein roter Streifen gebildet und sich rasch bis über die Ellbeuge hinaufgezogen hatte. Er bekam hohes Fieber und entwickelte die klassischen Symptome einer Weichteilentzündung.

»Wie schrecklich«, antwortete ich.

»Und dann kam der Geruch«, erzählte Claudia.

»Welcher Geruch?«, fragte ich.

»Fortschreitende Muskelnekrose«, antwortete sie. »Ein fauliger Muskelzerfall. Die Bakterien bewirken, dass unter der Haut ein Gas gebildet wird. Daher der Name Gasbrand. Und am auffälligsten daran ist dieser seltsame Geruch. Es riecht, als äße ein Toter im Ersten Weltkrieg in einem Schützengraben ein Senfgas-Sandwich.«

»Und gibt es ein Heilmittel dagegen?«, fragte ich. Claudias Schadenfreude war deutlich spürbar, da musste ich nicht auch noch mit einstimmen. Sollte Dr. Stegman wegen des Gasbrands tatsächlich einen Arm verlieren, tat er mir fast schon wieder Leid.

»Um die bakterielle Infektion auszuräumen, mussten sie ihm den Arm entlang der Faszien aufschneiden. Jetzt bekommt er

intravenös starke Antibiotika verabreicht. Es sieht so aus, als ob sie ihm den Arm erhalten könnten. Leider. Denn dann kann er möglicherweise irgendwann wieder operieren.«

»Der Arme«, sagte ich und bekreuzigte mich, hauptsächlich deshalb, weil mir nichts Besseres einfiel.

»Ja«, antwortete Claudia. »Armer Dr. Stegman. Eigentlich hatte ich gehofft, man würde eine nekrotisierende Fasziiitis bei ihm diagnostizieren. Die wird von Keimen verursacht, die in den Boulevardblättern auch als Killerbakterien bezeichnet werden. Theoretisch könnte er dann jetzt schon tot sein, und im Boston General müsste kein Patient mehr Angst um sein Leben haben.«

Ich tätschelte ihre Hand.

»Aber, aber, liebe Claudia«, sagte ich. »Vergebung ist die beste Rache.«

DER RAT DES KRISTALLS

An diesem Wochenende kamen Nancys Eltern, die wissen wollten, was mit ihrem kleinen Mädchen geschehen war. Die Ärzte hatten Nancy intravenös muskelentspannende Medikamente und starke Beruhigungsmittel verabreicht, weil sie nur so ihre Kiefer von Stegmans Hand lösen konnten, in die sie sich wie eine Schnappschildkröte verbissen hatte.

Jetzt hatte sie die Augen geschlossen. Vermutlich schlief sie, und ihr Gesicht auf dem Kissen sah dabei so friedlich aus wie nie zuvor.

Ich hielt einen Selenkristall an einem Seidenfaden und versuchte auszupendeln, wie ich Claudia, Nancy und ihrer Familie am besten aus dem Albtraum heraushelfen könnte, in

den sich ihr Leben verwandelt hatte. Auf Renns Bitte hin holte ich auch den Channeling-Kristall hervor und erklärte mich bereit, ihm in seinem Auftrag eine Frage zu stellen.

»Kann der Kristall Ihnen sagen, ob mein kleines Mädchen jemals wieder aufwachen wird? Ob sie jemals wieder gesund werden wird?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete ich, »aber ich werde ihn danach fragen.«

»Warten Sie«, sagte Renn und legte seine Hand auf meine. Er schluckte schwer und bekam auf einmal ganz wässrige Augen. »Einen Augenblick, bitte. Vielleicht will ich es auch gar nicht wissen.«

»Fragen Sie ihn nur«, sagte Margie und reckte entschlossen das Kinn vor. Sie schien für jede mögliche Antwort gewappnet.

Ich schaute hinüber zu Renn. Er nickte.

Das Pendel kam nur ganz allmählich zur Ruhe und begann dann leicht seitwärts zu schwingen. Tränen stiegen mir in die Augen, und durch ihren Schleier konnte ich den Kristall nur noch verschwommen sehen. Meine Hand begann zu zittern.

»Ich fürchte, sie wird nie wieder aufwachen«, sagte ich. »Sie wird nie wieder gehen oder sprechen können, und sie wird nie wieder gesund werden. Sie ist für immer gegangen.«

Ich ließ meinen Tränen freien Lauf, und auch Renn und Margie fingen an zu schluchzen. Ich hatte befürchtet, Renn würde wütend auf mich sein, aber stattdessen schien er erleichtert.

Er berührte meine freie Hand. »Vielen Dank.«

»Warten Sie«, sagte ich und betrachtete den hin und her schwingenden Quarz am Ende des Fadens. »Das war noch nicht alles.«

»Wie?«, fragte er und kam zitternd näher. »Was denn noch?«

»Diese ganze schreckliche Geschichte mit Ihrer Tochter...«, sagte ich, während ich mich auf die Bewegungen des Kristalls konzentrierte. »Das hätte alles nicht sein müssen. Es war ein Fehler.«

Renn runzelte die Stirn und wischte sich die Tränen aus den Augen. Dann ballte er seine roten Hände zu Fäusten. »Was soll das heißen? Es war ein Fehler? Es war auch ein Fehler, dass ich als Tellerwäscher in *Rudy's Fish House* angefangen habe, aber trotzdem arbeite ich noch immer dort. Was wollen Sie mir mit diesem ›Es war ein Fehler‹ sagen?«

»Das Pendel sagt mir, dass den Ärzten bei der Operation Ihrer Tochter ein schwerwiegender Kunstfehler unterlaufen ist. Deshalb ist sie jetzt in diesem Zustand.«

»Und was nützt es mir, wenn ich das weiß?«, fragte Renn, der sich am Gitter meines Bettes festhielt und offensichtlich Mühe hatte, diese neue Offenbarung aus dem Kosmos der Medizin, die er soeben mit Hilfe des Kristalls erhalten hatte, in allen Konsequenzen auszuloten. »Was mache ich jetzt mit diesem Wissen? Der Fehler ist passiert. Niemand kann ihn wieder rückgängig machen.«

»Sie sollten... aber warten Sie, ich muss mich konzentrieren.«

Ich sah, wie das Pendel seine Richtung änderte und nun zwischen mir und Renn einen kraftvollen Bogen beschrieb, der uns vorübergehend zu einem Zweiergespann zu vereinen schien.

»Ja, genau, wie ich es mir dachte«, sagte ich. »Es ist eigentlich ganz einfach.«

»Was ist einfach?«, fragte er. »So sagen Sie es doch, Mrs. Druse.«

»Sie sollten zu einem sehr guten Anwalt gehen, der sich auf ärztliche Kunstfehler spezialisiert hat.«

»Und warum?«

»Weil mein Kristall mir sagt, dass Ihnen dieser Anwalt genau sagen kann, was Sie weiter unternehmen müssen.«

RÜCKKEHR INS KINGDOM

DER ZUSTAND DER LEICHE

ICH DURFTE WIEDER ZURÜCK nach Maine, und nichts konnte meine Freude trüben. Was kümmerte es mich, ob ich Anfälle hatte oder nicht? Was kümmerte es mich, ob ich an der Schwelle des Todes stand oder meilenweit davon entfernt war, ob ich Erfahrungen außerhalb meines Körpers machte oder in diesem alten Klappergerüst festsaß – nirgendwo fühlte ich mich wohler als hinter den Fenstern meines alten Hauses, mochte es auch noch so bescheiden sein, und in meinem wieder genesenen Körper.

Unsere Gesundheit ist wie eine goldene Krone, die wir alle tragen, derer wir uns aber erst dann bewusst werden, wenn wir krank werden und sie uns abhanden kommt. Die Genesung verleiht uns die Fähigkeit, selbst die kleinsten Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens wieder zu schätzen. Als ich in meine Küche ging, um mir eine Kanne Tee aufzugießen, fühlte sich der hölzerne Griff meines Lieblingsstocks an wie der warme Handschlag eines alten Freundes. Nachdem ich dem Geruch von Pfeifenrauch, Bier und Pizza, den Bobby im Haus hinterlassen hatte, mit Sträußen von Salbeiblättern und einem Duftpotpourri zu Leibe gerückt war, setzte ich mich in meinen Lieblingssessel am Fenster, und Skipper, unser Mischlingshund, der uns eines Tages zugelaufen war, legte mir die Schnauze in den Schoß und freute sich, dass ich wieder da

war. Skipper war hauptsächlich ein Labrador, hatte aber auch Anteile von einem Spaniel und wer weiß was sonst noch allem.

»Guter Hund, Skip.«

War das Leben nicht eine einzige Suche nach einem warmen Plätzchen auf dieser Welt? Nach einem Ort, an dem man sich sicher fühlen, dreimal im Kreis drehen, hinlegen und sich denken konnte: *Ich bin gesund und glücklich, im Moment jedenfalls*. Aber wenn ich ganz ehrlich war, dann fühlte ich mich in dem Haus, in dem ich seit dreißig Jahren wohnte, auf einmal nicht mehr ganz so heimisch wie früher. Nach den zehn Tagen im Krankenhaus kamen mir sogar die vertrautesten Gegenstände meines alten Lebens – meine Bücher, meine Lesebrille, meine Ottomane, mein Beistelltisch und die antike Lampe, die ich von meiner Mutter geerbt hatte – so flüchtig und unreal vor wie Gespenster. Jeden Augenblick rechnete ich damit, dass sie zerfließen oder ihnen plötzlich Lippen wuchsen, mit denen sie mir etwas zuflüsterten.

Auf einmal packte mich eine unbestimmte Angst davor, nicht wirklich zu Hause, sondern in einem weit entfernten, fremden Land zu sein, dessen Sprache ich nicht sprach und dessen Bräuche ich nicht kannte. Ich kam mir vor wie eine in Saudi-Arabien lebende Amerikanerin, die sich in ihrer Wohnung in einer bewachten Anlage ihre künstliche amerikanische Traumwelt schafft, während draußen vor der Tür ein wütender Mob nur darauf wartet, sie zu steinigen, wenn sie mit dem falschen Mann schläft.

Wann war ich aus meiner vertrauten Vergangenheit in diese ungewisse, mir fremde Gegenwart aufgebrochen? Am Freitag, dem 13. Dezember, in jener Nacht, in der Madeline Kruger gestorben war.

Ich setzte meine Lesebrille auf, nahm ein altes Telefonbuch für Lewiston und Auburn zur Hand und schlug den Namen Werling nach. So hieß die Krankenschwester, die mich in

dieser schrecklichen Nacht in Madelines Zimmer geführt hatte. Ich hatte Bobby in Boston danach gefragt und mir den Namen sofort aufgeschrieben. Ebenso wie den des Pflegers: Angelo Charron.

Ich fand eine Werling, L. in der Lyngby Road und notierte mir Namen, Anschrift und Telefonnummer auf einen gelben Klebezettel. Dann wählte ich die Nummer, und als ich Laurels fröhliche Stimme auf der Ansage des Anrufbeantworters wiedererkannte, schlug mir das Herz bis zum Hals: »Hi, ich bin's. Hinterlasst mir eine Nachricht, und ich rufe euch zurück.«

»Ms. Werling«, sagte ich, »hier spricht Eleanor Druse, Sally Druse, wir haben uns vor knapp zwei Wochen in der psychiatrischen Abteilung des Kingdom Hospital kennen gelernt, wo Sie Dienst hatten. In dieser Nacht bin ich umgekippt. Ich denke, Sie wissen, worum es geht. Aber wie dem auch sei, ich würde Ihnen gern ein paar Fragen über das stellen, was in jener Nacht passiert ist. Könnten Sie mich vielleicht zurückrufen?«

Ich hinterließ meine Nummer und nahm das Telefonbuch wieder zur Hand, fand aber keinen Eintrag für Charron, egal unter welcher Schreibweise ich auch suchte. Als ich Madelines Nummer nachschlug, hatte ich mehr Glück: Kruger, M. war noch immer unter ihrer seit Jahrzehnten gültigen Adresse eingetragen: 519 Woodlawn. Wenn es nicht so heftig geschneit hätte, wäre ich die kurze Strecke dorthin zu Fuß gegangen. Die Hand am Hörer, starrte ich auf die Nummer, aber weil ich am besten mit Menschen umgehen kann, wenn ich ihnen direkt gegenüberstehe, beschloss ich, mich dick in Wollpullover und Mantel einzupacken und in meinem alten Volvo hinüber zu Madelines Pennsylvania Dutch Bungalow zu fahren. Wenn Hilda Kruger noch in der Stadt war und den Nachlass ihrer Mutter regelte, traf ich sie vielleicht dort an. Allerdings war es

gut möglich, dass sie sich überrumpelt fühlte, wenn ich unangekündigt hereinschneite. Und erst recht wahrscheinlich, wenn ich damit anfang, ihr Fragen über den Tod ihrer Mutter zu stellen und versuchte, Madelines Abschiedsbrief in die Finger zu bekommen.

Ich sann darüber nach, wie ich sonst noch vorgehen konnte. Vielleicht sollte ich sie zunächst einmal anrufen und ihr mein Beileid aussprechen? Ich könnte mich mit ihr bekannt machen und ihr erzählen, dass ihre Mutter und ich vor langer Zeit befreundet gewesen waren und sie mir offensichtlich etwas Wichtiges hatte mitteilen wollen. Hatte ihre Mutter etwa jemals von einem kleinen Mädchen gesprochen, das gerettet worden war? Oder von einem Mädchen, das umherirrte? Oder von einem Brand?

Bei Krugers ging niemand ans Telefon, und es gab auch keinen Anrufbeantworter, also konnte ich mir noch überlegen, wie ich an dieser Front weiter vorgehen wollte.

Ich schob die Zeitungen zusammen und nahm sie mit ins Wohnzimmer, wo ich lesen und gleichzeitig vom Fenster aus zusehen konnte, wie die Wintersonne Eiszapfen und Schneewehen zum Glitzern brachte.

Bobby, der Nachtschicht gehabt hatte, kam die Hintertreppe in die Küche herunter, wo er sich die Zutaten für sein nachmittägliches Frühstück zusammensuchte. Ich hörte, wie er den Küchenschrank öffnete und eine fast leere Schachtel schüttelte.

»Mom, die Kommando Krunchs sind alle. Hast du sie aufgeessen?«

»Ich habe sie nicht angerührt, Bobby. Ich war schließlich im Krankenhaus. Erinnerst du dich noch dunkel daran? Außerdem esse ich keine raffinierten Kohlenhydrate. Im Weißmehl lauert der tägliche Tod. Wenn du also unbedingt an Diabetes Typ 2 erkranken willst, dann schreib dein Kommando-was-auch-

immer ruhig auf den Einkaufszettel. Ich gehe später noch in den Supermarkt.«

Ich hörte, wie er seine Lieblingsschale auf den Küchentisch stellte, auf dem noch mein Schreibblock und die Telefonbücher lagen, und mit der inneren Papierverpackung einer anderen Schachtel raschelte, die – wenn ich mich nicht schwer täuschte – etwas enthielt, das hauptsächlich aus Zucker und Kakao bestand.

»Mom, was willst du mit Laurel Werlings Anschrift und Telefonnummer?«

»Ich habe versucht, sie anzurufen. Ich will sie nach der Nacht fragen, in der Madeline gestorben ist.«

Das Rascheln der Cerealischachtel hörte auf, und die darauf folgende Stille war so laut, dass sie selbst einem Tauben aufgefallen wäre.

»Bobby?«

Ich musste ihn nicht sehen, um zu wissen, dass er schwitzte – was entweder an den Familienpheromonen lag oder einfach nur mütterliche Intuition war.

»Stimmt was nicht, Bobby?«

Ich hörte nur einen lang gezogenen Seufzer und dann das Ächzen seines Stuhls, als er sich darin zurücklehnte.

»Mom, Laurel Werling hatte eine Art Nervenzusammenbruch. Sie ist auf der psychiatrischen Station des Kingdom Hospital.«

»Sie ist im Krankenhaus? Und das sagst du mir erst jetzt? Also wirklich, Bobby!«

Ich sprang aus meinem Sessel auf und ging zu ihm in die Küche.

»Iss auf und komm!«

Ich ging in mein Schlafzimmer, zog einen Wollrock, einen dicken Pullover und schließlich den weißen Kittel mit der Hospizhelferinnenplakette an. Schließlich streifte ich noch

einen Wintermantel über, bevor ich zurück in die Küche marschierte. Bobby saß immer noch am Tisch, und ich hätte ihn am liebsten an den Ohren hinaus zum Auto gezerrt, damit er mich ins Krankenhaus fuhr.

Unterwegs hielt ich ihm eine ordentliche Gardinenpredigt. Hatte er denn nichts anderes im Kopf als nur seine Gewalt verherrlichenden Computerspiele, die Warcraft, Bloodfest oder noch schlimmer hießen? Einmal war ich in sein Zimmer gekommen, als er gerade vor dem Bildschirm saß und ein Spiel namens MDK spielte.

»Wofür steht das?«, hatte ich gefragt, und er hatte mir mit gelangweilter Miene geantwortet: »Murder, Death, Kill.« Ich hielt das für einen Scherz. Wie konnte sich ein erwachsener Mann stundenlang derartigen Gewaltfantasien hingeben? Kein Wunder, dass er noch immer solo war; die einzige Frau, für die er sich interessierte, war Lara Croft aus dem Spiel Tomb Raider.

Als ich ihn in letzter Sekunde davon abhielt, direkt vor einem Schulbus auszuscheren, schaute er mich an, als wäre alles meine Schuld, als wäre ich diejenige, die einen Bus mit vierzig unangeschnallten Schulkindern um ein Haar zu einer Vollbremsung gezwungen hätte.

»Mom, ich habe dir doch erzählt, dass Laurel Werling entlassen wurde.«

»Wegen irgendwelcher Überstundengeschichten, nicht wahr?«

»Ja«, antwortete er. »Woher sollte ich denn wissen, dass ich dich auch noch über ihren aktuellen Geisteszustand auf dem Laufenden halten sollte? Sie wurde letzte Nacht völlig aufgelöst ins Kingdom eingeliefert und hat sofort ein Einzelzimmer auf der Psychiatrie bekommen. Sie hat irgendeine Art Zusammenbruch. Keinen

Nervenzusammenbruch, einen psychologischen Zusammenbruch oder so was Ähnliches.«

»Du meinst wohl einen psychotischen Zusammenbruch«, antwortete ich.

»Ja genau, einen psychotischen Zusammenbruch. Es soll um irgendeine persönliche Geschichte gehen. Wenn du einen psychotischen Zusammenbruch hättest und in einem Privatzimmer in der Psychiatrie liegen würdest, dann möchtest du doch sicher auch nicht, dass ich das überall in der Gegend herumposaune, oder?« Als er sah, dass mich das nicht sonderlich beeindruckte, versuchte er es auf eine andere Tour: »Außerdem sind das vertrauliche Patienteninformationen, und ich unterliege als Angestellter des Krankenhauses der Schweigepflicht.«

»Reg dich nicht auf, Bobby, fahr einfach weiter.«

Wir fuhren über die schleifenförmige Einfahrt zur Notaufnahme in die untere Ebene des Parkhauses. An der heruntergelassenen Schranke hing ein großes Schild: ZUFAHRT NUR FÜR KRANKENHAUSPERSONAL. Bobby öffnete die Schranke mit einer Magnetkarte und lenkte den Wagen in eine Parklücke. Während wir auf den Aufzug warteten, bemerkte ich, dass zwei Lieferwagen des Schädlingsbekämpfungsunternehmens *Luv Kraft Pest Control* diskret neben einem zum Schneepflug umgerüsteten Ford Pick-up geparkt waren.

»Bobby, habt ihr denn immer noch Probleme mit Ungeziefer?«

»Natürlich, Mom. Mit Ratten, Mäusen, Kakerlaken und Ameisen.«

Mir stockte der Atem. »Ameisen! Was denn für Ameisen? Du hast bisher noch kein Wort von Ameisen gesagt. Im Winter gibt es doch keine Ameisen, oder?«

»Doch, es gibt sie, Mom. Ich habe dir doch schon in Boston erzählt, dass das Erdbeben jede Menge Ungeziefer aufgeschreckt hat, oder etwa nicht?« Der Aufzug war da, aber ich war so durcheinander, dass ich kaum einen Fuß vor den anderen setzen konnte. Wir stiegen in die Kabine, und Bobby drückte auf das L für Lobby.

»Du hast gesagt, dass Ratten über die Leichen hergefallen sind, Bobby. Von Ameisen war nie die Rede. Hast du denn selber welche gesehen?«

»Ja. Otto und ich haben in einem Lagerraum im Keller des alten Krankenhauses sogar einen Ameisenhaufen gefunden. Und Ottos Schäferhund Blondi, den er da unten immer frei laufen lässt, hat eine ganze Kolonie davon angebellt, die sich in einem alten Serverschrank häuslich niedergelassen hatte.«

»Und was ist mit Madeline Krugers Leiche? Sind über die wirklich Ratten hergefallen? Oder waren es Ameisen?«

Er drehte mir den Rücken zu. Vermutlich wollte er nicht, dass ich den Beutel mit Pfeifentabak und die Pfeifenreiniger in seiner Manteltasche sah. Am liebsten hätte ich ihn jetzt übers Knie gelegt.

»Woher soll ich wissen, was über sie hergefallen ist? Ich war doch nicht dabei. Ich habe nur gehört, dass es Ratten waren. Von Ameisen hat niemand etwas gesagt.«

»Und wo ist die Leiche? Ist sie eingäschert worden?«

»Es könnte sein, dass sie noch unten in der Leichenhalle liegt. Soviel ich weiß, ist sich ihre Familie noch immer nicht einig, wie sie beigesetzt werden soll. Diese Leute sind streng katholisch. Während die einen sie auf einem Friedhof beerdigen lassen wollen, würden die anderen ihr am liebsten einen Pfahl durchs Herz stoßen und sie auf irgendeinem Schandacker verscharren. Angeblich soll es in ihrer Familie sogar ein paar New-Age-Häretiker geben, die ihre Asche unter dem Baum des Lebens hinter dem Tempel des Inneren Lichts

in der Dimsdale Avenue verstreuen wollen. Inzwischen streiten sie sich schon vor Gericht. Deshalb ist es durchaus möglich, dass das, was von deiner Freundin übrig ist, noch immer bei uns in der Leichenhalle liegt. Von Ray weiß ich übrigens, dass er sie am liebsten einäschern lassen würde, weil das am billigsten ist.«

Sobald wir das Krankenhaus betreten hatten, liefen mir immer wieder Ärzte, Pfleger oder Schwestern über den Weg, die sich nach meinem Befinden erkundigten, mir alles Gute wünschten und sich freuten, dass ich wieder da war. Liz Hinton, eine der Schwestern, erzählte mir, dass mein alter Schatz Lenny Stillmach nun schon zum zweiten und vermutlich letzten Mal auf der Station Sonnenschein lag. Sein Bauchspeicheldrüsenkrebs fraß ihn innerlich auf, und seine Haushälterin konnte ihn nicht länger versorgen. Liz sagte, dass er bereits nach mir gefragt hätte. Der gute alte Lenny. Er hatte einen eisernen Willen: Nach den Diagnosen der Ärzte hätte er bereits seit sechs Monaten tot sein müssen, aber er weilte noch immer unter den Lebenden.

Als Bobby und ich vor Ottos Pförtnerloge ankamen, wurde mein Sohn störrisch wie ein Esel. Er setzte sich vor einen der Monitore und sagte: »Geh allein rauf, Mom. Wenn du unbedingt den Seelenfrieden einer Patientin auf der Psychiatrie mit Fragen über einen Selbstmord stören willst, dann ist das deine Sache, aber ich mache dabei nicht mit. Hast du dir eigentlich schon mal überlegt, dass das vielleicht ein heikles Thema sein könnte? Schließlich hatte Laurel Dienst, als Madeline Kruger starb. Hast du das schon vergessen?«

In Wirklichkeit wollte Bobby nur ungestört seine Pfeife rauchen, aber vor Otto wollte ich mich nicht mit ihm darüber streiten. Also überließ ich ihn seiner abstoßenden Sucht und ging zum Lift, um in den neunten Stock in die Psychiatrie zu fahren. Und Gott ist mein Zeuge, ich war wirklich wach und

im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte. Ich hatte weder Tagträume, noch spielten meine Gefühle verrückt, ich sah keine Auren und hatte auch keine Visionen von der Art, wie sie Dr. Mussolini beschrieben hatte.

An der Rückwand der Liftkabine lehnte eine hübsche junge Frau in einem weißen Laborkittel, die ein Tablett mit Spritzen und zugestöpselten Blutproben trug. An den Seitenwänden hingen über der Wandverkleidung in Walnuss-Nachbildung große Spiegel, wie sie Innenarchitekten gerne verwenden, um klaustrophobisch kleine Räume optisch größer erscheinen zu lassen. Darunter waren Haltestangen aus gebürstetem Edelstahl angebracht. Außer der jungen Frau, die mich flüchtig anlächelte und sich dann wieder ihrer Patientenliste widmete, war niemand im Aufzug.

Während der Fahrt kam es zu zwei seltsamen Vorfällen. Als der Lift am siebten Stock, der Pädiatrie, vorbeifuhr, glaubte ich, das leise Weinen eines oder mehrerer Kinder zu vernehmen. Ich schaute hinüber zu der jungen Laborantin, die aber überhaupt nicht reagierte. Seltsamerweise hatte ich den Eindruck, als ob das Weinen von oberhalb der Kabine käme und nicht von jenseits der Aufzugstür.

Der zweite Vorfall war beunruhigender. Im achten Stock – also ein Stockwerk unterhalb der Psychiatrie – stieg die hübsche Laborantin aus, und niemand stieg ein, jedenfalls hatte ich niemanden bemerkt. Ich drückte aus Gewohnheit noch einmal auf die Neun, obwohl sie bereits leuchtete, und als ich wieder aufsaß, stand neben mir ein klapperdürre älterer Arzt in einem blitzsauberen, aber an den Säumen ausgefranst und altmodisch geschnittenen Labormantel – ziemlich lang, mit breiten, gestärkten Kragenaufschlägen. Auf dem Kopf trug er eine grüne OP-Haube und auf der Nase eine Brille mit dicken Gläsern. Seine knotigen, von Altersflecken übersäten Hände hatte er um ein vergilbtes, altes Merkblatt gefaltet, das

folgenden Titel trug: Therapie zur Gerinnungshemmung mit Warfarin (Coumadin). Er lächelte mich an, und ich nickte ihm zu. Ich kannte den Mann, wusste aber nicht, woher. Leider konnte ich sein Gesicht nicht lange genug sehen, denn er starrte, wie manche Leute das in Aufzügen machen, mit gesenktem Kopf auf seine Füße.

Die Tür hatte sich schon fast geschlossen, als sie mit einem plötzlichen *pling!* wieder aufging. Offenbar hatte draußen jemand gerade noch rechtzeitig den Knopf gedrückt. Eine somalische Familie – Mutter, Vater und zwei Kleinkinder – stieg ein, gefolgt von Elmer Traff, dem notorischen Unruhestifter unter den angehenden Fachärzten. Der ungewöhnlich junge Mann mit der Buddy-Holly-Brille auf der Nase war bekannt dafür, dass er immer wieder für Ärger sorgte.

Ich drehte mich nach dem alten Arzt um, aber er war verschwunden.

Natürlich wäre es durchaus denkbar gewesen, dass sich dieser Strich in der Landschaft absolut unauffällig bewegte und ich sein Kommen und Gehen gar nicht bemerkte, zumal ich mir die ganze Zeit überlegte, was ich sagen müsste, um auf der Psychiatrie zu Laurel Werling vorgelassen zu werden. Aber irgendwie seltsam fand ich es trotzdem, dass jemand auf derselben Etage in den Aufzug ein- und dann wieder ausstieg. Oder hatte es sich der alte Arzt einfach anders überlegt?

Im neunten Stock trat ich aus dem Fahrstuhl in den offenen Wartebereich vor der Psychiatrie, wo ich mich fast zehn Minuten lang gedulden musste, weil die Stationszentrale nicht besetzt war. Wahrscheinlich hatten die Schwestern wieder mal alle Hände voll zu tun.

Schließlich kam eine ältere Assistentin, auf deren Namensschild BERTA MUELLER, PSYCHOLOGISCH-TECHNISCHE ASSISTENTIN stand. Nach einem flüchtigen

Blick auf mein Namensschild, das mich als ehrenamtliche Hospizhelferin auswies, öffnete sie mir die Tür. Ich muss zugeben, dass ich zu einer kleinen Notlüge griff, als ich ihr sagte, ich sei eine »gute Freundin« von Laurel Werling und wolle sie ein wenig trösten. Ich hatte keine Zeit, um Berta zu erklären, dass Laurel und ich gemeinsam ein schreckliches Trauma erlitten hatten, das uns mehr verband als jede Freundschaft, weshalb ich ihr auch eher die Art unserer Beziehung beschrieb als die komplexen Umstände, unter denen wir uns kennen gelernt hatten. Ich wusste nur, dass Laurel bestimmt erleichtert sein würde, wenn sie mit jemandem reden könnte, der wie sie selbst Madelines grausam zugerichtete Leiche mit eigenen Augen gesehen hatte und mit heiler Haut davongekommen war. Berta zeigte mir den Weg zu Station 9D, auf der Mr. Werling lag, und klärte mich darüber auf, dass ich die Patientin nur mit der Erlaubnis von Heather Howe, der diensthabenden Schwester der Spätschicht, besuchen dürfte, die noch bei der Übergabebesprechung im Schwesternzimmer war.

Ob ich eine Tasse Kaffee wollte, solange ich wartete?

Ich lehnte dankend ab, weil ich bereits Tee getrunken hatte, und nahm auf einem gepolsterten Hocker Platz. Kurz darauf musste Berta einem verwirrten jungen Mann helfen, der sie um etwas Alufolie bat. Er wollte damit seinen Kopf vor der Mikrowellenstrahlung Außerirdischer schützen, die vorhatten, ihn einer Gehirnwäsche zu unterziehen.

Ich schaute durch die Drahtglasscheibe den als 9D gekennzeichneten Flur entlang und bemerkte dort auf einmal eine Gestalt, deren Anblick mich erschreckt aufschreien ließ. Etwa auf halber Strecke in dem langen Korridor sah ich im fahlen Schein des Neonlichts den alten Arzt, der vorhin zu mir in den Lift gestiegen und wieder verschwunden war.

Weil sich auf der Drahtglasscheibe die Deckenbeleuchtung spiegelte, rückte ich so nahe an das Glas, dass ich es mit meiner Nase berührte. Und da erkannte ich auf einmal, wer der vermeintliche Arzt wirklich war: Es war derselbe schrullige Alte, der in der Nacht von Madelines Tod zur Stationszentrale gekommen war. Ich erkannte ihn, weil er im selben Flur wie damals neben demselben Feuermelder stand. *Im Brandfall Scheibe einschlagen*. Der Mann, den ich gerade mit Brille und weißem Labormantel im Lift gesehen hatte, war Mr. Willst-du-wissen-was-Liebe-ist? höchstpersönlich. Und er hatte noch immer dasselbe Faltblatt wie vorhin in der Hand und ging ruhigen Schrittes den Flur entlang auf mich zu. *Willst du wissen, was Liebe ist?* Als er mich sah, blieb er stehen, klopfte an die Tür eines Zimmers und ging hinein.

Bei seinem Anblick raste mein Herz wie wild. Um die in mir aufsteigende Panik zu unterdrücken, holte ich tief Luft und horchte konzentriert in mich hinein, ob es irgendwelche Anzeichen eines erneuten epileptischen Anfalls gab. Schließlich hatte ich die vermaledeiten Tabletten seit längerer Zeit nicht mehr genommen, was mir eigentlich sehr gut getan hatte. Aber ich durfte nicht vergessen, dass es durchaus wieder zu einem Anfall kommen könnte. Ich fantasierte nicht vor mich hin, hörte keine Stimmen und sah auch keine Aura; ich war Augenzeugin einer unheimlichen Folge von Ereignissen, die sich an zwei verschiedenen Orten und im Abstand von mindestens zehn oder fünfzehn Minuten ereignet hatten, ganz zu schweigen von dem, was zwei Wochen zuvor geschehen war. Wie war es möglich, dass ein alter Kauz, der noch vor vierzehn Tagen im Flügelhemd durch die Gegend spazierte und irgendwelches krauses Zeug über Liebe vor sich hingebraubelt hatte, nun plötzlich als Arzt durch die Flure lief und Besuche bei Patienten machte?

Ich sah mich nach Berta Mueller, einer Krankenschwester oder irgendjemand anderem um. Aber ohne Erfolg. Es war Übergabebesprechung, und fast das gesamte Personal war jetzt im Schwesternzimmer.

Natürlich hätte ich die Stationszentrale auf eigene Faust verlassen und zu Laurel Werling gehen können, aber damit hätte ich mir wohl eine Menge Ärger eingehandelt. Also schaute ich wieder den Flur 9D entlang, aber er blieb leer. Die Patienten waren alle in ihren Zimmern oder im Aufenthaltsbereich am Ende des Gangs.

Das Einzige, was mir einfiel, war, Bobby anzurufen. Schließlich war er direkt neben mir gestanden, als der Alte in jener Nacht zur Stationszentrale gekommen war. Ich ging zum Telefon auf der Theke, wählte die Nummer der Krankenhausvermittlung und ließ mich mit der Pförtnerloge verbinden. Otto hob ab und erklärte mir, dass Bobby sich gerade draußen mit Danny und Ollie, zwei Rettungssanitätern von Castlevie Rescue, unterhielt (und dabei bestimmt wieder Pfeife rauchte!). Ich ließ Bobby ausrichten, dass er *schleunigt* in den neunten Stock in die Psychiatrie kommen sollte, und legte auf.

Der Flur der Station 9D war noch immer leer, aber als ich mich umsah, ob die Schwestern schon aus ihrem Schwesternzimmer kamen, sah ich, wie ein alter Mann in einem weißen Kittel draußen im offenen Wartebereich an den Aufzügen stand. In seiner rechten Hand trug er eine lederne Werkzeugtasche, und unter den linken Arm hatte er ein dickes Notiz- oder Handbuch geklemmt. Schon wieder dieser seltsame alte Kauz! Er trug denselben weißen Kittel wie vorhin und auf dem Kopf eine Art schwarzen Schutzhelm. Als er sich umdrehte und mich durch die Drahtglasscheibe hindurch anblickte, sah ich vorne auf dem Helm ein Logo mit einem stilisierten Insekt und dem Schriftzug *Luv Kraft Pest Control*.

Ein ähnliches Logo befand sich auch auf der Brusttasche seines Kittels. In der offenen Werkzeugtasche lagen kleine Schachteln mit der Aufschrift: »Rattentod: Vorsicht! Enthält Warfarin. Extrem giftig.«

Das Licht über dem Aufzug leuchtete auf, die Klingel ertönte, und die Tür ging auf. Der Mann drehte sich noch einmal kurz zu mir um, so dass ich einen Blick auf das Titelblatt des Handbuchs werfen konnte, das er unter dem Arm trug. Es zeigte einen menschlichen Schädel und ein stählernes Instrument, das auf eine der Augenhöhlen gerichtet war. Der Alte – und ich schwöre, es war wieder genau derselbe verrückte Alte! – lächelte mir zu und zog zum Abschied seinen Schutzhelm. Dabei entblößte er eine große blasse Narbe, die sich wie eine dünne Schnur von seiner linken Schläfe bis hinters Ohr schlängelte. Dieses seltsame serpentinenförmige Gebilde hatte ich bereits in der Nacht von Madelines Tod auf dem Schädel des klapperdürren alten Patienten gesehen.

»Ganz schön große Exemplare habt ihr hier oben«, murmelte der Mann, während er in die Kabine stieg.

Hatte er das wirklich gesagt? Seine Worte wurden durch das Glas der Stationszentrale gedämpft, und ich hatte ihm mindestens die Hälfte davon nur von seinen blutleer wirkenden Lippen abgelesen.

Ganz schön große Exemplare habt ihr hier oben?

In diesem Augenblick kam Berta, die ältere Assistentin, zurück in die Stationszentrale. Ich erzählte ihr, was ich gesehen hatte, und hatte dabei den Eindruck, dass sie sich fragte, ob nicht auch ich reif für einen Aufenthalt auf ihrer Station sei.

Während sich Berta mit ihrer jahrzehntelangen Erfahrung im Umgang mit verwirrten Menschen redlich bemühte, die Details meiner Geschichte in einen logischen Zusammenhang zu bringen, wurde ich immer aufgeregter.

»Sie haben also einen Mann in einem weißen Laborkittel gesehen? Gut, dann wollen wir mal überlegen, wer das gewesen sein könnte. War es ein Arzt? Oder vielleicht ein Atemtherapeut? Es kommen immer wieder Ärzte auf die Station, um nach ihren Patienten zu sehen.«

»Nein«, antwortete ich. »Ich meine, ja. Als er mit mir im Aufzug war, sah er noch wie ein Arzt aus, und vorhin draußen auf dem Gang hatte er immer noch den Arztkittel an, aber als er wieder draußen war, hatte er plötzlich auf seinem Kittel das Logo von dieser Schädlingsbekämpfungsfirma, die ihre Lieferwagen unten in der Garage stehen hat, und einen Helm mit demselben Logo hatte er auch auf.«

»Ist er denn hier vorbeigekommen?«, fragte Berta. Es war unmöglich, von der Station zu den Aufzügen zu gelangen, ohne von jemandem in der Stationszentrale hinausgelassen zu werden. Aber was kümmerten mich diese Details?

Inzwischen waren auch die anderen Schwestern und psychologisch-technischen Assistenten und weiteres medizinisches Hilfspersonal aus dem Dienstzimmer gekommen, und nachdem ich eine Weile auf sie eingeredet hatte, willigten sie ein, mit mir zu dem Zimmer auf Station 9D zu gehen, in dem die mysteriöse Gestalt verschwunden war.

Auf dem Weg den Flur entlang fing ich auf einmal an, vor Angst zu zittern. Das Gesicht des alten Mannes ging mir nicht mehr aus dem Sinn, und es fiel mir schwer, bei meiner Geschichte zu bleiben, dass ich, eine freiwillige Hospizhelferin, eine »gute Freundin« Laurel Werlings sei. Der seltsame Alte war in der Nacht von Madelines Tod auch hier gewesen. *Willst du wissen, was Liebe ist?* Auf einmal wusste ich, dass ich ihn schon von viel früher kannte und dass ich ihn, als er in der Nacht von Madelines Tod seine Tabletten einnahm, nicht zum ersten Mal gesehen hatte. Kannte ich ihn vielleicht aus meiner Kindheit?

Dann kamen wir vor der besagten Tür an.

Nein. Bitte nicht. Lass es nicht so sein. Schwester Heather öffnete die Tür, die natürlich in Laurel Werlings Zimmer führte. Was wir dort vorfanden, wirkte vorherbestimmt, als wäre es am ersten Schöpfungstag geschehen und hätte seitdem hier, in diesem Zimmer im neunten Stock des Kingdom Hospital, darauf gewartet, von uns entdeckt zu werden.

Laurel Werling hockte in ihrem Flügelhemd auf dem Boden. Ein Bein willkürlich unter dem anderen angewinkelt, lehnte sie mit dem Kopf an einem Heizkörper, und ihre Arme hingen schlaff herab.

Aus jeder Körperöffnung des Gesichts strömte eine grauisige Mischung aus Blut und Serum. Selbst aus den Schleimhäuten ihrer blau geschwollenen Zunge und aus dem Übergang von den Lippen zur Gesichtshaut quoll diese rosafarbene Flüssigkeit hervor, als hätte Gevatter Tod ihr Blut noch rasch mit Wasser vermischt, bevor er es aus ihrem Körper herausprudeln ließ.

Ihr restlicher Körper war von dick geschwollenen Blutergüssen übersät, und von den Gelenken ausgehend breiteten sich innere Blutungen sogar jetzt noch, vor unseren angstgeweiteten Augen, wie subkutane Farbkleckse immer weiter aus. Sie sah aus, als wäre sie zwanzig Treppenabsätze hinuntergestürzt und hätte danach ein Bad in Blut und Wasser genommen. »Ruft das Notfallteam!«, rief Schwester Heather.

LAUFENDE ERMITTLUNGEN

Wer würde mir schon glauben? Mir, einer alten Schachtel, die sich gerade das Gehirn geprellt hatte und angeblich unter

epileptischen Anfällen litt? Gegen den Gesundheits- und den Polizeiapparat des ländlichen Maine hatte ich keine Chance. Immerhin leitete die Polizei von Lewiston gemeinsam mit dem Sicherheitschef des Kingdom Hospital eine Untersuchung zum Tod von Laurel Werling ein, denn im Gegensatz zur betagten Madeline Kruger, die bei ihrer Einlieferung ins Krankenhaus schon kaum mehr gelebt hatte, war Laurel Werling eine junge, fünfunddreißigjährige Frau und bis auf ihre akute Psychose kerngesund gewesen. Und so durfte ich mehreren Detectives und Untersuchungsbeamten die Fakten so schildern, wie ich sie erlebt hatte: dass ich einen alten Mann in einem weißen Arztkittel mit einer Broschüre über Gerinnungshemmungstherapie in der Hand gesehen hatte, dass auf der Broschüre deutlich die Worte *Warfarin* und *Coumadin* zu lesen waren und dass mir derselbe Mann mit einer Werkzeugtasche voller Päckchen mit Rattengift über den Weg gelaufen war, auf denen unübersehbar Warnhinweise standen, die ebenfalls das Wort *Warfarin* enthielten. Es stellte sich heraus, dass Laurel Werling tatsächlich an Warfarin gestorben war, derselben Substanz also, die unter dem Namen Coumadin in der Humanmedizin als Blutverdünnungsmittel zur Behandlung von Blutgerinnungsstörungen eingesetzt wird. Als Rattengift wird sie verwendet, weil sie in hohen Dosierungen starke innere Blutungen verursacht und das Blut nicht mehr gerinnen kann. Ein Mensch, der eine große Menge Warfarin zu sich nimmt, stirbt genau so wie Laurel Werling: Verdünntes Blut strömt aus Lippen, Augen und Schleimhäuten sowie sämtlichen Körperöffnungen, zudem setzen massive innere Blutungen ein, und es kommt zur Ausbildung von Hämatomen.

Ich muss gestehen, dass ich mich bei meinen Vernehmungen etwas bedeckt hielt und eigentlich sogar verschwieg, dass der alte Mann, den ich zuerst als Arzt im Aufzug und später mit dem Kammerjägerhelm im Gang gesehen hatte, genau derselbe

alte Kauz war, der in der Nacht von Madeline Krugers Tod als Patient der Psychiatrie zur Stationszentrale gekommen war. Man fragte mich nicht danach, und von mir aus erwähnte ich das Thema nicht. Ich erzählte auch nichts von den Ameisen, die in jener schrecklichen Nacht aus Madelines Wunden gekrochen waren, selbst dann nicht, wenn man mich indirekt nach ihrem Tod fragte. Schließlich wollte ich, dass diese skeptischen, rational denkenden Männer mir glaubten, dass ich den Mann – oder das Wesen – gesehen hatte, der oder das Laurel Werling ermordet hatte. Und ich war mir ziemlich sicher, dass ich mir nur selbst schaden würde, wenn ich auch die fantastischer klingenden Details in meine Erzählung einfließen ließ, von denen nicht einmal ich wusste, ob sie nun real waren oder ob ich sie mir nur eingebildet hatte und die außerdem nichts zur aktuellen Sache beitrugen. Also ließ ich sie lieber unerwähnt. Aber gebracht hat es mir überhaupt nichts. Sie glaubten mir auch so kein Wort. Die Krankenhausverwaltung fragte bei der Firma Luv Kraft nach und erhielt die Auskunft, dass sie ihre Angestellten spätestens mit fünfundsechzig Jahren in den Ruhestand schickte und dass dort momentan kein Kammerjäger arbeite, der älter als fünfundfünfzig sei. Am Tag, an dem Laurel Werling starb, habe die Firma zwei Teams ins Kingdom Hospital geschickt, von denen niemand über zweiundvierzig Jahre alt gewesen sei. Diese Männer hätten ausschließlich im Keller an den Stellen gearbeitet, wo seit dem Erdbeben verstärkt Ungeziefer aufgetreten war. Keiner der Angestellten von Luv Kraft sei in einem der oberen Stockwerke des Krankenhauses, geschweige denn in der psychiatrischen Abteilung, im Einsatz gewesen.

Und was mysteriöse, alte und hagere Ärzte in weißen Kitteln anbetraf, so war der älteste Arzt im Krankenhaus ein gewisser Dr. Louis Traff, den ich nur vom Sehen kannte. Er war leicht übergewichtig und ähnelte in keinster Weise der bis aufs

Skelett abgemagerten Gestalt, die ich im Aufzug gesehen hatte. Nach Rückfragen bei der Pforte (Otto) und der Personalabteilung (Karen) erklärte mir Dr. Massingale, dass am fraglichen Tag auch kein auswärtiger Arzt über siebzig das Krankenhaus besucht habe und dass Karen sich auch nicht erinnern könne, dass irgendein Arzt, auf den meine Beschreibung zutreffen könnte, in letzter Zeit bei ihr vorstellig geworden sei.

Obwohl sie peinlich vermieden, es auszusprechen, schienen sie sich alle darin einig, dass ich entweder komplett übergeschnappt sei oder wieder einen meiner komplexen Fokalanfälle gehabt haben müsste. Laut Bobby war ich bereits das Gespött des ganzen Krankenhauses, und irgendwelche Witzbolde hatten dem »Geist«, den ich gesehen haben wollte, schon den Spitznamen »Dr. Rattentod« verpasst.

Anstatt zuzugeben, dass Laurel Werlings Tod zumindest einige Fragen aufwarf, bastelten sich die Ermittler eine Arbeitshypothese zurecht, nach der sich Mrs. Werling in ihrer Stellung als erfahrene Krankenschwester auf der Psychiatrie genügend Coumadin beschafft habe, um sich damit umzubringen. Entweder – so sagten sie – hatte sie es schon über längere Zeit gehortet, oder sie hatte es sich – so unwahrscheinlich das auch klingen mochte – erst kürzlich beschafft, während sie auf der psychiatrischen Station wegen ihrer akuten Psychose behandelt wurde.

Was den schrecklichen alten Mann betraf, dessen Gesicht ich bis heute in meinen schlaflosen Nächten vor mir sehe, so existierte er für die Ermittler nur in meinem Schläfenlappen, wo er wie Frankensteins Monster durch elektrische Entladungen zum Leben erweckt worden war – nur dass es in meinem Fall ein synaptischer Blitz war, der irgendwo im Spukschloss meines alten Gehirns eingeschlagen hatte.

Selbst Bobby schlug sich schließlich auf die Seite des Feindes. Einige Tage nach Laurels Beerdigung brachte er mir ein Usambaraveilchen mit hübschen lila Blüten, und gerade als ich dachte, wie lieb er doch manchmal sein konnte, sagte er: »Hoffentlich helfen dir die Blumen, an etwas anderes zu denken als an deine Geister, Mom.«

»Die arme Laurel«, sagte ich und konnte meine Tränen nicht zurückhalten.

»Mom, es war nicht deine Schuld. Sie war plemplem, deshalb hat sie sich selbst das Licht ausgeknipst.«

»Nein, Bobby. Laurel Werling war nicht plemplem. Sie war genauso im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte wie alle anderen hart arbeitenden Schwestern im Kingdom Hospital auch. Das, was wir in der Nacht von Madeline Krugers Tod gesehen haben, hat Laurel Werling in den Wahnsinn getrieben. Und wenn ich nicht aufpasse, geht es mir vielleicht bald genauso wie ihr, Bobby.«

DIE BEHANDLUNG

Seit vielen Jahren schon war ich hin und wieder Patientin bei Dr. Lona Massingale gewesen – einem wundervollen Menschen und einer nüchternen Neurologin, die mich wegen Tinnitus und gelegentlichen Kribbelns in meinen Gliedmaßen behandelt hatte. Bei ihr hatte ich auch jenen Übergangsritus über mich ergehen lassen, der heutzutage quasi das Klimakterium der modernen amerikanischen Gesellschaft darstellt: den Minimental-Gedächtnistest zur Früherkennung von Alzheimer. Ich bestand ihn mit Bravour und kann mich noch gut daran erinnern, dass mich Dr. Massingale damals

gefragt hat, ob ich nicht mein Gedächtnis gegen ihres eintauschen wolle.

Dr. Massingale nahm sich immer Zeit, um mir alle meine Fragen zu beantworten und meine alternativen Heilverfahren in ihren Behandlungsplan mit einzubeziehen. Aber als sie mir nach meinem Erlebnis mit Dr. Rattentod ihre Diagnose mitteilte und mir eröffnete, welche Medikamente sie mir verordnen wollte, konnten mich auch ihre einfühlsamen Erklärungen nicht beruhigen. Sie empfahl mir wegen der offensichtlich weiterhin auftretenden epileptischen Anfälle die erneute Einnahme von täglich zweimal 100 Milligramm Scyllazin. Und damit ich nicht wieder unter, wie sie es nannte, Apraxie und Dysphorie litt – jenen unangenehmen Nebenwirkungen, die dazu führten, dass mir alles gleichgültig wurde –, verschrieb sie mir noch Charybdisol, 100 Milligramm zweimal täglich, also eigentlich genau die Medikamentenkombination, die mir Dr. Metzger in Boston empfohlen hatte.

Fast hätte ich wider besseres Wissen vermutet, dass die Ärzte alle unter einer Decke steckten und einem von der Pharmaindustrie finanzierten Geheimbund angehörten, in dem sie ihre Behandlungen, Diagnosen und Verschreibungen miteinander absprachen. Angesichts dieser weltumspannenden Verschwörung war die Meinung eines zweiten Sachverständigen ungefähr so viel wert wie die Empfehlung einer Investmentfirma, die nach sorgfältiger »Untersuchung« ihren arglosen Kunden genau die Aktien empfiehlt, die sie selbst verkauft. Genauso gut könnte man auch einen Maoisten nach seiner unabhängigen Meinung zur Mao-Bibel fragen.

Während der nächsten Monate suchte ich Dr. Massingale mehrmals im Kingdom Hospital auf. Die offizielle Diagnose nach meinem Aufenthalt in Boston lautete: Gehirnerschütterung, Gehirnquetschung und leichte

Gehirnblutungen im rechten Temporallappen mit einem geringgradigen Herdgeschehen, das sich aber nur im EEG zeigte. Eines Tages verkündete mir Dr. Massingale die gute Nachricht, dass ich vermutlich nicht zu weiteren Gehirnaufnahmen nach Boston fahren müsste, weil die großzügige Erweiterung der neurologischen, neurochirurgischen und neurowissenschaftlichen Abteilungen des Kingdom Hospital jetzt kurz vor dem Abschluss stand. Ein neuer Magnetresonanztomograph war beschafft worden, und man hatte weder Kosten noch Mühen gescheut, um einige der besten Neurologen des Landes für die neue Abteilung anzuwerben.

Dr. Massingale klärte mich darüber auf, dass meine Beschwerden für einen Menschen meines Alters, der gerade ein schweres Hirntrauma erlitten hatte, ganz normal seien und mit der Zeit verschwinden würden. Ich wollte mich mit den vom gesamten medizinischen Kosmos unisono geäußerten Diagnosen ebenso wenig zufrieden geben wie mit den fadenscheinigen Erklärungen für Madeline Krugers und Laurel Werlings Tod, aber die Medikamente raubten mir viel von meiner gewohnten Energie. So ertappte ich mich oft dabei, dass ich in Untätigkeit verharrte und mich fragte, ob es überhaupt der Mühe wert war, mir Aufzeichnungen zu machen und weitere Nachforschungen anzustellen.

Weil im Haus der Krugers nie jemand den Hörer abnahm, vermutete ich, dass sie ein Telefon mit integrierter Anruferkennung hatten und meine Nummer einfach ignorierten. Ich überlegte kurz, ob ich sie von der Telefonzelle aus dem Krankenhaus anrufen sollte, ließ es dann aber doch sein. Denn was hätte ich schon sagen sollen? Ausgetrickst!? Bobby zufolge waren Madelines drei Kinder gerade in Lewiston, um das Haus zu verkaufen und sich ihren Anteil an der bescheidenen Erbschaft zu sichern. Ich schrieb ihnen zwei

Briefe – einen, in dem ich ihnen mein Beileid aussprach, und einen zweiten, in dem ich sie fragte, ob Mrs. Kruger mir irgendwelche Papiere oder Andenken an unsere Freundschaft hinterlassen hätte. Beide Briefe blieben unbeantwortet. Bobby erzählte mir, dass Madelines älteste Tochter Hilda, die als Nachlassverwalterin ihrer Mutter fungierte, ihre Geschwister ganz schön unter der Fuchtel hatte. So war es Ray und seiner kleinen Schwester Peggy strengstens verboten, sich mit mir über den Tod ihrer Mutter zu unterhalten oder mir irgendwelche Papiere auszuhändigen.

Ob es nun an den Nachwirkungen der Gehirnerschütterung oder den Nebenwirkungen der Medikamente lag, weiß ich nicht, jedenfalls begann ich unter unregelmäßig auftretendem Schwindelgefühl, Übelkeit und Konzentrationsschwäche zu leiden, weshalb ich alle paar Wochen Dr. Massingale aufsuchte. Während ich die Symptome auf die Medikamente zurückführte, meinte sie, dass man so etwas erst nach einem gewissen zeitlichen Abstand sagen könne und ich mich in Geduld üben müsse.

Bei einem dieser Schwindelanfälle wäre ich in der Küche fast umgekippt. Mit letzter Kraft gelang es mir, mich am Kühlschrank festzuhalten und nach meinem Sohn zu rufen.

Bobby brachte mich sofort ins Krankenhaus.

Dort waren Dr. Massingale und ich uns einig, dass diese Schwindelanfälle Betruhe und eingehende Tests erforderlich machten, denn einen weiteren Sturz, von dem ich mich möglicherweise nie mehr richtig erholen würde, wollten wir beide nicht riskieren. Also wies sie mich zu weiteren Hirnaufnahmen und Tests als eine der ersten Patienten in die frisch renovierte neurologische Abteilung des Kingdom Hospital ein. Einem Artikel auf der Titelseite des *Sun Journal* konnte ich entnehmen, dass dort einige der besten Neurologen und Neurochirurgen Neuenglands arbeiteten.

Ich hatte Glück, dort überhaupt ein Bett zu bekommen, denn laut Dr. Massingale bestand im Einzugsbereich des Krankenhauses mittlerweile ein großer Bedarf an einer hoch qualifizierten neurologischen Versorgung.

Und ich muss zugeben, ich war nicht selten versucht, den Ärzten Glauben zu schenken. Aber damit kam ich auch nicht weiter. Ich war alt und wurde mit jedem Tag älter, und die Medikamente beraubten mich meiner Lebenskraft, die ich brauchte, wenn ich den seltsamen Vorgängen hier im Krankenhaus auf den Grund gehen wollte. Ich musste handfeste Beweise haben, sonst würde ich womöglich – wie viele andere schon vor mir – eine unausgesprochene Wahrheit mit ins Grab nehmen.

Und dann bekam ich Besuch.

DR. RATTENTOD

Die Mitarbeiter von Castlevue Rescue führen Notfalleinsätze für das Androscoggin County.

Zwei der Rettungssanitäter, Danny Odmark und Ollie Svingen, besuchten mich in meinem Zimmer und brachten mir einen mit Luftballons verzierten Blumenstrauß aus dem Krankenhaus-Kiosk mit. Es waren nette Jungs, und Bobby hatte ihnen vermutlich den Tipp gegeben, dass mir Sternlilien besonders gut gefielen, weil Ollie mir zusätzlich noch eine davon in einer schlanken Vase schenkte.

Ich hatte Danny und Ollie schon mehrere Male getroffen, da Bobby früher mit ihnen in der Notaufnahme des Kingdom zu tun gehabt hatte, wo Rettungssanitäter ständig ein und aus gingen. Bobby zog allerdings Tätigkeiten vor, bei denen die

Risiken kalkulierbar waren und man danach nicht unter Albträumen litt. Weil es ihm zu stressig war, sich um frisch eingelieferte Unfallopfer oder Herzinfarktpatienten im kritischen Stadium zu kümmern, hatte er die Verwaltung um eine Versetzung gebeten, und weil er immer pünktlich und so gut wie nie krank war und er außerdem alle Drogentests bestanden hatte, war er schließlich beim Transportdienst des Krankenhauses gelandet und schob seitdem Patienten durch die Gänge.

Bobby hielt sich nach wie vor viel zu häufig in Ottos Pfortnerloge direkt neben der Notaufnahme auf, wo auch Ollie und Danny regelmäßig vorbeischaute. Die beiden hatten es bei ihrer Arbeit so oft mit grausigen Todesfällen zu tun, dass sie im Lauf der Zeit einen schwarzen Humor entwickelt hatten, mit dessen Hilfe sie solche Erlebnisse besser verarbeiten konnten. Jeder im Krankenhaus mochte ihre Geschichten, in denen mythologische Gottheiten, die sie »Traumagötter« nannten, erst die schlimmsten Unfälle inszenierten und dann über Leben und Tod der Unfallopfer entschieden.

In der makabren, mit vielen Abkürzungen gespickten Sprache erfahrener Rettungssanitäter hießen besonders blutige Unfälle beispielsweise BMK (Big Mac mit Ketchup), alte Menschen starben am ZVG-(Zu viele Geburtstage-)Syndrom, bei in die Notaufnahme eingelieferten Opfern von Schlägereien wurde der T/Z-(Tätowierungen zu Zähnen-)Quotient bestimmt, und Motorradfahrer waren »Organspender auf Rädern«.

Danny hatte bereits eine Vase für die Blumen organisiert und stellte sie nun auf mein Nachtkästchen. Die beiden hatten sogar ein Kärtchen geschrieben, was Männer sonst gerne vergessen. »Gute Besserung, Mrs. D.«, stand da in Dannys Handschrift, und den seltsamen Krakel darunter konnte man mit viel gutem Willen als »Ollie« entziffern. Wie immer schien Danny auch hier derjenige gewesen zu sein, der sagte, wo's langging.

Bobby hatte mir mal erzählt, dass Danny beim Transport eines Patienten, der KVA (Kurz vorm Abkratzen) oder ALA (Am Löffel Abgeben) ist, immer derjenige ist, der hinten im Krankenwagen die Infusionen legt und den Ambubeutel betätigt. Von den beiden hatte er die größere medizinische Erfahrung, während Ollie der bessere Fahrer war. Allerdings hatte er auch, wie Dr. Hook es ausdrückte, den höheren »Luftdruck im Schädel«. Damit war vermutlich das gemeint, was meine längst verstorbene, deutschstämmige jüdische Großmutter einen »Luftmenschen« genannt hätte.

Ollie empfand eine seltsame Faszination für den Tod, die manche als Spinnerei, andere als Obsession bezeichneten. Besonders die Augen von Toten hatten es ihm angetan. Bobby und Otto hörten sich manchmal über Funk die grausigen Details an, die Danny durchgab, wenn die beiden wieder einmal ein STVO (was bei ihnen nicht eine Abkürzung für Straßenverkehrsordnung, sondern für Straßenverkehrsofopfer war) gefunden hatten: Da ging es um kopflose Leichen, die es durch die Windschutzscheibe geschleudert oder an den Ästen von Bäumen aufgespießt hatte, um Körperteile, die bis in den Motorraum vorgedrungen waren. Da wurde von an den Leitplanken verschmierte Torsos berichtet, von Gehirnmasse, die wie Wackelpudding auf dem Asphalt lag, und menschlichem Fleisch, das wie Gulasch aus dem zerknüllten Blech eines verunglückten Lieferwagens hervorquoll. Oft schloss Ollie diese Schilderungen mit Bemerkungen wie dieser: »Ihr hättet die Augen in dem Kopf sehen sollen. Eines hat in den Himmel gestarrt, und das andere war voller Blutgerinnsel und so weit aufgerissen, als wäre das Letzte, was der arme Kerl gesehen hat, der Satan höchstpersönlich gewesen, der ihm seine Eintrittskarte für die Hölle überreicht hat.«

Danny erzählte manchmal die Geschichte, wie sie von einer Vermieterin zu einem alten Mann gerufen worden waren, der mit einem Burrito in der Hand und einer auf der Sportseite aufgeschlagenen Zeitung auf dem Schoß tot in seinem Bett gesessen war. Ollie hatte dort zuerst einmal wie in einer Art Trance seinen Notfallkoffer abgestellt und dem Verstorbenen lange in die Augen geschaut. Als Danny damit anfang, die Leiche für den Abtransport vorzubereiten, sagte Ollie, immer noch in Augenkontakt mit dem Toten: »Lass ihn doch noch eine Minute so dasitzen, Danny.« Und dann untersuchte er den Toten ganz genau, als wäre er ein Ermittler an einem spirituellen oder metaphysischen Tatort, an dem man sich genau an ein penibel festgelegtes forensisches Protokoll halten müsse. Danny kam es manchmal so vor, als träfe Ollie bestimmte Vorkehrungen für den Fall, dass er eines Tages in den Augen eines Toten auf die Reflexion Gottes oder des Teufels stieß. Vielleicht wollte er hinter den glasigen schwarzen Pupillen aber auch nur den letzten Gedanken des Toten erkennen, bevor dieser für immer seine sterbliche Hülle abgelegt und sich ins Jenseits aufgemacht hatte.

Fanden sie Tote mit geschlossenen Augen, schien Ollie immer ein wenig enttäuscht, wie ein Pathologe, dem man eine Autopsie verweigert, oder ein Sammler, dem ein besonders schönes Stück durch die Lappen geht.

Danny sagte, dass er am liebsten eine private Rentenversicherung abschließen und jedes Mal einen Dollar einzahlen würde, wenn Ollie sagte: »Schau dir diese Augen an, Danny.«

Als die Jungs mit den Blumen in meinem Krankenzimmer auftauchten, dachte ich zuerst, sie wollten mir nur einen kurzen Höflichkeitsbesuch abstatten, aber dann machten sie die Tür zu, zogen sich Stühle neben mein Bett und nahmen Platz.

»Mrs. D. wir müssen mit Ihnen reden«, sagte Danny und machte mit seiner Hand eine kreisförmige Bewegung, die wohl bedeuten sollte, dass das, was wir besprechen würden, unter uns bleiben müsse.

»Wir haben nämlich die Geschichte von Ihnen und diesem Dr. Rattentod gehört, Mrs. D.«, ergänzte Ollie. »Und wir finden, dass Ihnen da von der Polizei und der Krankenhausleitung nicht der nötige Respekt entgegengebracht wird.«

»Nun, man hat mich nicht gerade wie eine wichtige Zeugin behandelt«, sagte ich. »Eher wie eine vertrottelte alte Schabracke mit einem kapitalen Hirnschaden.«

»Uns geht es wie Ihnen, Mrs. D.«, sagte Danny. »Wir können nichts beweisen, aber...« Er blickte hinüber zu Ollie.

»Was ist los, Jungs? Raus mit der Sprache.«

»Sag's ihr, Ollie«, verlangte Danny.

»Na ja«, meinte Ollie. »Kennen Sie den Nozz-A-La-Cola-Automaten direkt neben dem Dienstzimmer im ersten Stock des Westflügels?«

»Ja«, antwortete ich.

»Der Automat hat an der einen Seite einen Chromstreifen, den die Putzfrauen immer blitzblank polieren. Bevor ich meine Münzen einwerfe, schaue ich da immer in den Spiegel, ob meine Frisur okay ist. Genau das habe ich auch neulich nachts getan, und ich war mir hundertprozentig sicher, dass ich ganz allein im Korridor war. Aber dann legt mir plötzlich jemand die Hand auf die Schulter.«

Ich sah, wie Ollie eine Gänsehaut bekam. Das und seine zitternde Stimme sagte mir, dass er keinen Unsinn erzählte.

»In dem Chromstreifen habe ich keine Spiegelung gesehen, Madam, aber wie ich mich umdrehe, steht da plötzlich ein alter Mann, so um die siebzig oder achtzig, mit einem kahlen Schädel. Er hat ein altes braunes Jackett, eine Krawatte und ein

Hemd mit einem ganz komischen, altmodischen Kragen an und eine große schwarze Dokortasche mit verrosteten Beschlägen in der Hand. Ich habe sofort gewusst, dass mit diesem alten Zausel was nicht stimmt. Seine Haut war bleich wie Wachs und seine Lippen fast weiß. Außerdem war der so dürr wie eine Vogelscheuche und hat eher wie ein Bestatter ausgesehen und nicht wie ein Arzt.«

»Das ist der Mann«, sagte ich.

»Erzähl ihr, was er zu dir gesagt hat, Ollie«, forderte Danny ihn auf.

»Der Alte schaut mich an und fragt: ›Können Sie mir sagen, wo sie die Kinder hingebracht haben?‹«

Ollie fing an zu zittern und schüttelte sich. »Brrr«, machte er. »Ich mochte seinen Blick nicht, wie er das gesagt hat, Madam. Also sage ich: ›Ich arbeite zwar nicht hier, aber die Päds ist im siebten.‹ Und er schaut mich an und macht so ein komisches Gesicht. ›Die Päds?‹, fragt er, und ich sage: ›Na ja, die Pädiatrische Abteilung halt‹, und ich schaue seine halb kaputte alte Dokortasche an und frage ihn: ›Antikes Stück, was?‹, und er schaut auch auf die Tasche und meint: ›Vielleicht. Vielleicht auch nicht.‹ Und dann sagt er: ›Danke. Siebter Stock also‹, und trollt sich. Und ich drehe mich um und werfe mein Geld in den Automaten, weil ich den Kerl nicht mehr sehen will. Wenn der bloß verschwindet, denke ich und höre, wie er weggeht. Aber nur einen Augenblick später höre ich keine Schritte mehr, und wie ich mich ganz schnell umdrehe, ist der Korridor... leer.«

»Hat sonst noch jemand den Mann gesehen?«, fragte ich.

»Hat er mit sonst jemandem gesprochen? Hat er Namen genannt? Oder ein Datum? Gibt es in dem Korridor eine Überwachungskamera?«

Ollie und Danny sahen sich an.

»Ich glaube nicht, dass er auf dem Video zu sehen sein wird, Mrs. D.«, sagte Danny. »Wir können ja mal Otto fragen, aber

wenn er sich nicht im Chrom gespiegelt hat, wird er sich auch nicht auf ein Magnetband aufnehmen lassen. Wichtig ist doch nur, dass er irgendwie *da* ist.«

»Seine Pupillen sahen aus wie die einer Schlange«, sagte Ollie, »und sie steckten ganz tief in dunklen Höhlen.«

»Wart ihr zwei eigentlich im Krankenhaus, als Madeline Kruger starb?«

»Und ob wir da waren«, sagte Ollie. »Wir haben sie sogar eingeliefert. Sie lag schon mausetot auf ihrem Küchenboden, aber Danny hat sie wieder zurückgeholt.«

Danny sah mich schuldbewusst an. »Ich mache das nicht gerne bei Leuten, die sich selbst das Licht ausknipsen wollten, aber wenn zwei Polizisten neben mir stehen, dann muss ich es tun. Schließlich gehört das zu meinem Job.«

»War das nicht ein irrer Zufall?«, fragte Ollie. »Da dreht jemand das Gas auf und legt den Kopf ins Backrohr, und fünf Minuten später kommt ein Mann vom Gaswerk, um den Zähler zu überprüfen. Wenn man das in einem Film sieht, glaubt man es nicht.«

»Habt ihr Madelines Abschiedsbrief gesehen?«

»Einen Abschiedsbrief haben wir keinen gesehen, aber die Polizei hat irgendwelche Papiere mitgenommen, die auf dem Tisch lagen.«

»Mir hat man erzählt, sie hätte einen Abschiedsbrief hinterlassen«, sagte ich.

»In dieser Nacht war so viel los, da hätte sie sogar die Qumran-Rollen hinterlassen können«, sagte Danny. »Und wir hätten nicht mal Zeit gehabt, auch nur einen einzigen Blick reinzuwerfen.«

»Freitag, der dreizehnte«, sagte Ollie. »Und Vollmond obendrein. In der Nacht ist das kleine Mädchen nach der Katheteroperation gestorben. In dieser Nacht hat alles angefangen.«

»Was hat angefangen?«, fragte ich. In der Nacht, in der ich Madelines Leiche gefunden hatte, waren mir die Jungs nicht über den Weg gelaufen.

»Einfach alles«, antwortete Danny. »Der Tod des Mädchens hat alles andere ausgelöst. Die Erdbeben. Und dann gab es in der Küche einen Brand, weil ein Tiegel mit Fett zerbrochen ist und das Zeug sich an einer Gasflamme entzündet hat. Mrs. Kruger wurde tot in ihrem Zimmer gefunden, und dann waren Sie auch noch WVF.«

»WVF?«, fragte ich.

»Weg vom Fenster«, erklärte Ollie.

»Und im Keller sind die Ratten Amok gelaufen«, ergänzte Danny die Aufzählung.

»Von dem Brand in der Küche hat mir Bobby gar nichts erzählt«, sagte ich. »Ich muss diesen Dingen unbedingt auf den Grund gehen.«

»Da müssen Sie nicht unter die Archäologen gehen«, erwiderte Ollie. »Das Ganze ist völlig offensichtlich. Und es wird immer schlimmer.«

»Laurel Werling und Dr. Rattentod«, sagte Danny. »Und dann erst Dr. Egas«, bemerkte Ollie.

»Dr. Egas?«, fragte ich. »Ist das nicht der koksende Arzt, der das kleine Mädchen auf dem Gewissen hat? Bobby hat mir von ihm erzählt, und außerdem stand es in der Zeitung.«

»Genau der«, sagte Danny. »Er liegt jetzt oben auf der Intensivstation und ist MTAL.«

Ich schaute Ollie fragend an.

»Mehr tot als lebendig.«

»Sehen Sie jetzt, worauf ich hinauswill, Mrs. D.?«, fuhr Danny fort. »Alles, was mit diesem Dr. Rattentod zu tun hat, scheint zurück auf die Nacht zu gehen, in der das kleine Mädchen starb. Da haben die Erdbeben nämlich angefangen.«

»Und was hat das damit zu tun, dass Dr. Egas mehr tot als lebendig auf der Intensivstation liegt?«

»Dazu komme ich gleich«, sagte Danny. »Durch das Erdbeben muss der Bleimantel um die Röntgenröhre des Fluoroskops in der Kardiologie, wo auch das kleine Mädchen gestorben ist, einen Riss bekommen haben, und bei der nächsten Röntgenaufnahme von einem Herzen hat das Ding die volle Strahlung von sechs Rad in der Minute rausgeknallt. Alles in allem hat Egas auf diese Weise hundertzwanzig Rad abgekiegt.«

»Eine absolut tödliche Dosis«, warf Ollie ein.

»Und stellen Sie sich bloß vor, Mrs. D.«, sagte Danny und nahm meine Hand in die seine, so aufgeregt war er. »Die kaputte Röhre hat weder die Labortechniker noch den Patienten noch die Krankenschwester verstrahlt. Nur Dr. Egas. Der Riss im Gerät verlief so, dass die Strahlung direkt auf die Stelle zwischen der Bleischürze und Egas' verkokstem Kopf gerichtet war.«

»Jetzt liegt er auf Intensiv und spielt Tschernobyl«, sagte Ollie. »Die Haare sind ihm ausgefallen, und er hat starke innere Blutungen. Typischer Fall von KBA.«

Ich blickte Hilfe suchend zu Danny.

»Kratzt bald ab.«

»Vielen Dank, dass ihr gekommen seid und mir das alles erzählt habt, Jungs«, sagte ich. »Ihr wart mir eine große Hilfe.«

»Irgendetwas geht hier vor sich«, sagte Ollie.

»Und die Verwaltung will es vertuschen, Mrs. D.«, ergänzte Danny. »Was die mit Ihnen gemacht haben, war nicht okay. Die tun so, als ob Sie Gespenster sehen würden.«

»Danny«, sagte ich, »könnten Sie mir bitte meine Notizhefte reichen? Ich muss mir dringend etwas aufschreiben, bevor ich mich wieder an die Arbeit mache.«

WEHE, WENN SIE LOSGELASSEN

Dannys und Ollies Besuch hatte eine so vitalisierende Wirkung auf mich wie nur selten ein Ereignis in meiner normalerweise eher ruhigen und in gewisser Weise auch ereignislosen Laufbahn als esoterische Psychologin. Nun gab es zumindest einen halbwegs objektiven Zeugen dafür, dass das, was hier im Kingdom Hospital vor sich ging, nichts mit meinen angeblichen epileptischen Anfällen zu tun hatte. Auch wenn es der spleenige Ollie war – Danny schien ihm seine Geschichte immerhin zu glauben. Diese Tatsache versetzte mich in eine derartige Hochstimmung, dass ich etwas Unkluges tat – eigentlich eine ganze Reihe unkluger Dinge. Eine einzelne unkluge Entscheidung kann man vielleicht noch rückgängig machen, oder sie fällt niemandem auf, mehrere hintereinander aber können in ein regelrechtes Desaster ausarten, das eine ganz eigene Dynamik entwickelt und dann zu dem wird, was mein guter alter Dad früher immer als Riesenschlamassel bezeichnet hat.

Ich musste jetzt dringend Nachforschungen anstellen und hatte deshalb weder Zeit noch Geduld für eine ärztlich verordnete Auszeit. Allerdings wagte ich es nicht, Dr. Massingale meine Entscheidung mitzuteilen, und deshalb tat ich weiterhin so, als würde ich brav meine Tabletten nehmen, spuckte sie aber, sobald die Schwester das Zimmer verlassen hatte, wieder aus und spülte sie die Toilette hinunter. Böses Mädchen! Den Rückständen der Medikamente in meinem Körper rückte ich mit Mondlicht, Salbei-Aromatherapie und intensiven Meditationen auf den Leib, bei denen mich mein bevorzugter Heilkristall unterstützte. Bald spürte ich, wie

frische Lebenskraft meine müden Knochen wieder munter machte, so dass ich mit Hilfe meines Pendels die Flure und Stationen des Krankenhauses nach Störungen und harmonischen Konvergenzen absuchen konnte.

In der Ladd Library am Faust College bestellte ich mir telefonisch Vergrößerungen von den Microfiches der Zeitungsberichte über den Brand des alten Krankenhauses im Jahr 1939. Man sagte mir, dass das einige Zeit in Anspruch nehmen würde.

Kurz darauf beging ich den ersten Fehler. Ich hätte auf Bobby hören sollen, aber ich tat es nicht. Madelines Abschiedsbrief, oder besser gesagt, das Nichtvorhandensein desselben, ging mir nicht aus dem Kopf. Sie musste ihn irgendwo im Haus zurückgelassen haben, bevor sie ihren Kopf ins Backrohr gesteckt hatte. Ich fand es unerträglich, dass ich nur Teile daraus kannte. Verflixt und zugenäht, diese Frau war schließlich Schriftstellerin gewesen, und schon anhand der kurzen Passage, die mir ihr Sohn Ray abgeschrieben hatte, war mir klar geworden, dass es sich dabei um einen sorgfältig durchdachten und gut formulierten Brief handeln musste: *Ich will ihr nicht mit grausigen Erinnerungen ihren Seelenfrieden rauben. Sally hat ihre Narben vergessen, aber meine Wunden schwären immer noch.*

Ich wollte den ganzen Brief sehen. Wenn ich vom Krankenhaus aus anrief, würde auf dem Telefon der Krugers nicht meine Privatnummer erscheinen und Hilda oder wem auch immer signalisieren, dass Sally Druse am anderen Ende der Leitung war. Also hielt ich den Atem an und griff zum Hörer.

Ich hätte es nicht tun sollen.

Nachdem es ein paar Mal geläutet hatte, meldete sich eine schüchterne Frauenstimme mit einem kaum hörbaren »Hallo«.

»Hallo, hier spricht Eleanor Druse, Sally Druse. Ich war eine gute Freundin von Madeline Kruger. Mit wem spreche ich bitte?«

»Ich bin Peggy«, antwortete die Frauenstimme. »Peggy Kruger. Ich bin Madelines Tochter.«

»Hallo, Peggy. Ich glaube nicht, dass wir uns schon einmal begegnet sind, aber ich war als junges Mädchen mit Ihrer Mutter sehr gut befreundet, und sie hat versucht, mich in der Nacht zu erreichen, in der sie... verstarb. Ich war in dieser Nacht sogar noch bei ihr im Krankenhaus.«

»Sie waren dort?«

Peggy hörte sich an, als sei sie geistig etwas minderbemittelt. Sie war nicht unfreundlich, schien aber weder von mir noch von den Papieren, die ihre Mutter hinterlassen hatte, etwas zu wissen. Während ich auf den unterschiedlichsten Wegen versuchte, etwas über möglicherweise vorhandene Dokumente oder Abschiedsbriefe in Erfahrung zu bringen, rutschte Peggy heraus, dass Hilda für den Rest der Woche in New York sein würde.

»Ach so«, sagte ich. »Wäre es dann vielleicht möglich, dass *Sie* nach Unterlagen oder *Abschiedsbriefen* suchen könnten, in denen eine Sally Druse oder Eleanor Druse erwähnt wird? Ihre Mutter hat mich in einer Nachricht um Hilfe gebeten, und ich möchte gerne genauer wissen, was sie von mir wollte. Meinen Sie, Sie könnten vielleicht die Unterlagen Ihrer Mutter durchsehen, ob Sie irgendwo den Namen Sally Druse oder Eleanor Druse finden?«

»Sicher«, sagte Peggy, aber ihre Stimme klang so hohl wie ein Flaschenkürbis ohne Kerne. »Sicher, das kann ich machen. Ich soll also nach Unterlagen suchen, in denen eine Sally erwähnt wird, ist das so richtig?«

»Ja, Sally Druse«, sagte ich. »Oder Eleanor Druse. Sie würden mir damit wirklich sehr helfen.«

Ich gab ihr meine Telefonnummer im Krankenhaus und bat Peggy, mich sofort zu benachrichtigen, sobald sie etwas gefunden hatte. Ich könnte Bobby dann schnell zu ihr rüberschicken, damit er die Papiere abholte, bevor – na ja, das sagte ich ihr natürlich nicht – bevor Hilda aus New York zurückkam.

Nach dem Telefonat bestellte ich Bobby zu mir. Ich war ganz freundlich zu ihm und warf ihm auch nicht vor, dass er mir nicht erzählt hatte, was mit Dr. Egas geschehen war, oder dass auch Ollie einen mysteriösen alten Arzt bemerkt hatte, der in den Gängen des Kingdom Hospital sein Unwesen trieb. Stattdessen fragte ich ihn liebenswürdig, ob er nicht für mich ins Archiv des Kingdom Hospital gehen und Mr. Bates, den Archivar, fragen könnte, ob es noch irgendwelche Unterlagen aus der Zeit vor dem Brand gab. Auch Zeitungsartikel über den Brand, Monografien oder Berichte über das alte Krankenhaus würden mich interessieren. Es war zwar nicht allzu wahrscheinlich, dass Bates viel finden würde, aber er war ungefähr so alt wie ich und wusste bestimmt, wo man etwas über den Brand herausfinden könnte, auch wenn es im Krankenhaus selbst möglicherweise keine Unterlagen mehr darüber gab. Mir waren alle Informationen recht, mit deren Hilfe ich Madelines seltsame Hinweise auf den Brand und das kleine Mädchen, das darin nicht umgekommen war und noch immer umherirrte, enträtseln konnte. Möglicherweise würden mir sogar alte Patientenakten helfen.

Bobby unterbrach mich mit einem genervten Seufzer.

»Ich weiß nicht viel, Mom, aber eines weiß ich sicher: Patientenakten werden hier sieben Jahre lang aufbewahrt. Maximal zehn. Danach werden sie verbrannt, außer, die Patienten haben an einer Studie teilgenommen. Was du von Bates willst, sind Patientenakten aus der Zeit, bevor das alte Krankenhaus abgebrannt ist! Und das ist jetzt vierundsechzig

oder fünfundsechzig Jahre her. So lange wird keine Akte aufgehoben, selbst wenn sie den Brand im Jahr 1939 auf wundersame Weise überlebt haben sollte.«

»Es geht mir nicht unbedingt um Patientenakten, Bobby. Vielleicht gibt es im Archiv eine Liste der Ärzte, die damals hier gearbeitet haben und Dienst hatten, als das Feuer ausbrach? Oder Unterlagen über die Geschichte des alten Krankenhauses? Du musst mir helfen, Bobby.«

»Ich sehe zu, was ich machen kann, Mom. Ich gehe zu Mr. Bates. Und ich werde auch zum Faust College gehen und fragen, welche verstaubten Unterlagen sie dort für dich ausgraben können.«

»Und sag ihnen, dass ich dich geschickt habe, Bobby. Schließlich war ich dort einmal Professorin. Auch wenn sie mein altes Zimmer einem spirituellen Tiefflieger gegeben haben, der Statistik unterrichtet, aber wenn sie dir nicht helfen wollen, dann sag ihnen, dass dich Eleanor Druse geschickt hat, emeritierte Professorin für esoterische Psychologie und Noetik.«

»Ja, Mom«, antwortete er, aber ich wusste genau, dass er sich selbst dann nicht an meinen Titel erinnern könnte, wenn Petrus ihn an der Himmelpforte danach fragen würde und es sich dabei um die letzte, alles entscheidende Frage vor dem Eintritt ins Paradies handelte.

AUFZUG 2, AUFWÄRTS

Am nächsten Tag wachte ich früh auf und hängte mir einen Regenbogenkristall an einer dünnen Schnur um den Hals, um besser meditieren zu können und meine Kundalini und Chakren von den Verunreinigungen westlicher Medikamente zu befreien. Eine Art spirituelle Klempnerei, sozusagen. Schließlich hüllte ich mich in meinen Bademantel und fühlte mich erfrischt und munter. Ich war in einem Zustand, den wir introspektiven Menschen gerne als ›achtsam‹ bezeichnen, offen für alles und erfüllt von den Energiefeldern, die meine kleine Ecke des Universums durchwabern. Dann machte ich mich auf, um meinen alten Freund Lenny Stillmach zu besuchen, der mit Bauchspeicheldrüsenkrebs oben auf der Station Sonnenschein lag und sich auf seine letzte Reise vorbereitete.

Ich schlich den Gang entlang und stieg über die Treppe ins nächste Stockwerk hinauf, wo die Schwestern mich nicht kannten (was allerdings nicht ganz stimmte, denn inzwischen kannten mich *alle* hier im Krankenhaus, aber auf einem anderen Stockwerk würde man mich vielleicht nicht fragen, was ich ganz allein auf dem Gang zu suchen hatte). Wegen meiner jüngsten Schwindelanfälle durfte ich eigentlich nicht aufstehen und herumlaufen, und ich hatte vergessen, Dr. Massingale um Erlaubnis für den Besuch bei Lenny zu fragen. Ich sagte mir, dass ich das mit der Erlaubnis zum Aufstehen nicht so genau nehmen musste, denn schließlich war ich ja so etwas wie eine Mitarbeiterin des Krankenhauses, wenn auch nur eine ehrenamtliche. Ich kannte mich hier aus und wusste, was ich zu tun hatte, falls mir wieder schwindlig würde.

Ich ging zu den Aufzügen und drückte den Knopf mit dem Pfeil nach oben. Die Zahlen über den Türen zeigten mir, dass Aufzug 1 unten im Erdgeschoss war und Aufzug 3 im obersten Stockwerk. Aufzug 2 jedoch befand sich drei Stockwerke unter mir und war auf dem Weg nach oben. Als die Glocke ertönte und sich die Tür öffnete, sah ich eine ganz gewöhnliche, leere Aufzugskabine vor mir, verkleidet mit imitiertem Walnussfurnier und versehen mit den altbekannten Spiegeln und Haltestangen aus gebürstetem Edelstahl.

Ohne zu zögern betrat ich die Kabine und drückte auf den Knopf für das oberste Stockwerk, wo sich nicht nur die Station Sonnenschein befand, sondern auch eine große, offene Dachterrasse, die man im Jahr 1999, nachdem einer der Traff-Brüder von dort aus in den Tod gesprungen war, vergittert hatte. Edgar Traff war in seinem zweiten Jahr als angehender Facharzt für Chirurgie, aber bereits während seines zweiten Nachtdienstes hatte er sich vom Dach gestürzt. Ollie und Danny, die in dieser Nacht Dienst hatten und gerade in der Notaufnahme waren, diagnostizierten eine »akute, schwerkraftunterstützte Betonvergiftung«, die ihn in einen blutigen Brei auf dem Gehsteig verwandelt hatte. Die Todeszeit war drei Uhr früh, also in der dunklen Nacht der Seele. Edgars Vater Louis Traff, der immer noch als Arzt am Kingdom Hospital arbeitete, hatte den Tod seines Sohnes nie ganz verwunden, denn Edgar hatte in seinem Abschiedsbrief geschrieben: »Hiermit stimme ich der Meinung meines Vaters über mich zu.« Traff senior war nichts anderes übrig geblieben, als sich niedergeschlagen unter die Eltern einzureihen, die ihre eigenen Kinder zu Grabe tragen mussten.

Jetzt ist Edgars jüngerer Bruder Eimer in der Facharztausbildung am Kingdom Hospital, und wenn ich ihn sehe, durchfährt mich ein Schauer, denn seine Augen versprühen dieselbe gestörte Energie wie die seines Bruders.

Die Tür ging zu, und ich war allein in der Aufzugskabine, die sich rasch nach oben bewegte.

Ich hörte das Brummen des Liftmotors und das leise Zischen der über Rollen laufenden Stahlseile. Und dann blieb der Aufzug auf einmal so abrupt stehen, dass die Blechplatten am Dach der Kabine schepperten und ich mir fast auf die Zunge gebissen hätte. Die Neonröhren begannen zu brummen, flackerten ein paar Mal und erloschen. Plötzlich befand ich mich ungefähr zehn Stockwerke über dem Erdboden in völliger Dunkelheit.

Stille. Dann vernahm ich ein leises Weinen, so schwach, dass ich den Atem anhalten musste, um es hören zu können. Es war eher das Flüstern einer Kinderstimme, aber ich wusste, dass ich mich dieses Mal nicht in der Nähe der Pädiatrie befand. Angestrengt lauschte ich, um durch das Kabelschwirren und Motorbrummen der beiden anderen Aufzüge die Stimme überhaupt hören zu können. Die mechanischen Geräusche schienen mir auf einmal ungewöhnlich laut und viel näher als sonst zu sein, und als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah ich auch, warum das so war: Eine der Metallplatten an der Kabinendecke hatte sich verschoben. Vermutlich war sie bei der letzten Wartung nicht richtig befestigt worden und bei dem plötzlichen Halt verrutscht, so dass ich jetzt durch einen dreieckigen Spalt in der Decke in den dämmerigen Aufzugschacht blicken und öglänzende Kabel sowie den Schatten einer anderen Aufzugskabine sehen konnte, der über die schwach erleuchtete Betonwand nach oben glitt.

Nachdem ich gelernt hatte, die Stimme eines Mädchens von den im Schacht widerhallenden Geräuschen zu unterscheiden, erkannte ich in ihr dasselbe leidvolle und unendlich einsame Klagen, das ich schon in meinem Albtraum, meinem epileptischen Anfall oder meiner Nahtod-Erfahrung gehört hatte. Schon damals, in der Nacht, in der wir Madelines von

Ameisen wimmelnde Leiche gefunden hatten, war mir das unartikulierte Elend des Mädchens so vorgekommen, als eine Verkörperung der uralten Argumente gegen eine Existenz Gottes: Kein liebender Schöpfer würde je ein Universum erschaffen, in dem Kinder so schrecklich leiden mussten. In ihrem herzerreißenden Ton schien die Stimme immer wieder die ebenso unerträgliche wie ergreifende Frage zu stellen: *Warum muss ich, ein unschuldiges Kind, so schrecklich leiden?*

Auf einmal fing ein Lautsprecher so laut zu plärren an, dass mir das alte Herz in der Brust erbebt.

»Otto von der Pforte an Aufzug 2. Befindet sich jemand in der Aufzugkabine?«

Die Neonröhren brummt und zuckten, und die Hälfte von ihnen sprang wieder an und tauchte das Innere des Aufzugs in ein krankes, grünliches Licht.

Ottos Stimme kam aus einem Lautsprecher auf Kniehöhe, zu dem auch ein Telefonhörer gehörte. Ich nahm ihn ans Ohr und sagte: »Ja, Otto. Hier spricht Sally Druse. Ich wollte hinauf in die Station Sonnenschein. Ich weiß nicht, was passiert ist. Der Aufzug hat einfach angehalten.«

»Immer dieser Zweier«, murmelte Otto. »Der Zweier macht immer Sperenzchen.« Es folgte ein lautes Knistern.

»Legen Sie den roten Schalter neben der Sprechanlage um, Sally«, meldete sich Otto nach einer kurzen Pause wieder.

Ich fand den Schalter, betätigte ihn und bescherte mir damit einen neuerlichen Schreck, weil das Licht wieder ausging.

»Okay, Sally, und jetzt legen Sie den Schalter wieder auf die andere Seite.«

Ich folgte seinen Anweisungen. Das Licht ging wieder an, und der Aufzug ruckelte, bevor er zitternd und schwankend seinen Weg nach oben fortsetzte.

»Es hat geklappt, Otto«, sagte ich. »Der Aufzug fährt wieder.«

»Gut.«

»Otto, als der Aufzug stand, habe ich ein kleines Kind weinen gehört. Hat Sie schon jemand anders darauf aufmerksam gemacht, dass im Aufzugschacht ein Kind weint?«

Es folgte eine längere Pause, während der nur lautes Knistern aus dem Lautsprecher drang.

»Nein«, sagte Otto schließlich. »So was hat noch keiner gemeldet. Aber ich hatte vor ein paar Tagen den Eindruck, als hätte ich ein Mädchen auf einem der Videomitore *gesehen*. Aber Dr. Hook, der kurz darauf denselben Korridor entlangging, ist nichts aufgefallen.«

Zunächst ließ diese Information mein Herz höher schlagen, aber dann hatte ich eine Vorahnung davon, was wohl passieren würde, wenn ich versuchte, die zuständigen Stellen im Kingdom Hospital davon zu überzeugen, dass es hier im Krankenhaus eine Wesenheit oder den Geist eines kleinen Mädchens gab. Man würde Otto untersuchen und dabei feststellen, dass er so gut wie blind war, und dann würde man mich in die Mangel nehmen und ziemlich rasch herausfinden, dass ich schwerhörig und bereits wegen Tinnitus in Behandlung war. Und damit wäre die Sache dann erledigt. Nächster Fall, bitte.

Der Aufzug bewegte sich weiter nach oben, und die beleuchteten Ziffern an der Kabinenwand zeigten an, in welchem Stockwerk er sich jeweils befand.

Ich drehte mich um und blickte mir in einem der großen Spiegel tief in meine alten Augen. War das ein Anfall gewesen? Meine weit offenen Pupillen starteten zurück. War die Stimme des Mädchens nun in mir oder außerhalb von mir gewesen?

»Otto, sind Sie noch da?«, fragte ich.

»Ja, Mrs. D.«

»Otto, wenn Sie Bobby sehen, könnten Sie ihm bitte ausrichten, dass ich so schnell wie möglich so ein kleines Diktiergerät brauche? Es muss nichts Großartiges sein.«

»Wird gemacht, Mrs. D. Ich schreibe ihm schon einen Zettel.«

»Danke, Otto.«

LENNY

Die Station Sonnenschein war nicht unbedingt der Ort, an dem ich selbst gerne meinen letzten Atemzug getan hätte, aber dort das Zeitliche zu segnen war auf jeden Fall besser, als auf der Intensivstation regelrecht darum kämpfen zu müssen, endlich sterben zu dürfen.

Die Station hatte ihren Namen einesteils daher, dass sie im obersten Stockwerk lag und mit den großzügigen Verglasungen fast wie ein sonnendurchfluteter Wintergarten wirkte, anderenteils aber auch, weil sie von Verwaltungsangestellten und Psychologen des Krankenhauses eingerichtet worden war, die – ganz offensichtlich – noch nie persönliche Erfahrungen mit dem Tod oder dem Sterben gemacht hatten. Nur Menschen ohne jegliches Taktgefühl konnten die Wände und schwarzen Bretter eines Hospizes mit gelben Smiley-Gesichtern bepflanzen. In den Gängen sah man Mut machende Poster, auf denen über dem Slogan NUR NICHT DURCHHÄNGEN! süße Kätzchen an Wäscheleinen baumelten. Andere zeigten Krüge mit herrlich kühler Limonade neben bunten Blumensträußen und darunter

folgenden Spruch: WENN DIR DAS LEBEN EINE ZITRONE GIBT, MACH LIMONADE DARAUS.

Alte und neue Operation-Morgenluft-Aufkleber in unterschiedlichen Designs schmückten Türen, Fenster, Computerbildschirme und stoffbezogene Raumteiler. Operation Morgenluft, die auch gerne mit OML abgekürzt wurde, war das krankenhausinterne Programm zur Verbesserung des Betriebsklimas und Erzielung einer optimalen Außenwirkung, das Dr. Jesse James («Über seinen Namen machen wir uns nie lustig«, sagt Bobby), der Verwaltungschef des Kingdom Hospital, höchstpersönlich entwickelt hat. Wie alle »neuen« Werbestrategien und Ansätze zur Verbesserung der Unternehmenskultur sollte auch OML wichtige und grundlegende Veränderungen in Konzeption, Organisation und Motivation sowie in vielen anderen ebenfalls auf -ion endenden Bereichen dadurch herbeiführen, indem zunächst einmal alles umbenannt wurde.

Patienten waren nicht länger Patienten oder wurden als komatöse Gorks (= God only really knows – Nur Gott weiß es wirklich) oder unliebsame Gomers (= Get out of my emergency room – Raus aus meiner Notaufnahme) bezeichnet und waren auch nicht mehr »die Leber in Bett sechs« oder »das offene Herz in Bett fünf«, wie das bisher auf praktisch allen Stationen der Fall gewesen war. Auch »lebendes Kapital«, wie sie bisher von Verwaltungsangestellten gerne bezeichnet wurden, sollten sie nicht genannt werden. Nein. Laut Operation Morgenluft waren Patienten fortan ausschließlich als »Morgenluft-Klienten« zu bezeichnen.

Es hätte eines Dilbert oder eines Kafka bedurft, um die groteske Belanglosigkeit von Operation Morgenluft zutreffend zu beschreiben, und Ärzte wie Dr. Hook und Dr. Massingale empfanden den unsinnigen Don't-worry-be-happy-Optimismus, den das Programm verbreiten sollte, eher als

kräftezehrend und entmutigend. Die leitenden Angestellten der mittleren Führungsebene, die alle vorgaben, für OML Feuer und Flamme zu sein, traktierten die ehrenamtlichen Mitarbeiter und auf Stundenbasis arbeitenden Aushilfen solange mit Aufklebern und motivierenden Sprüchen, bis wir schließlich alle ständig lächelnd umherliefen wie das Personal eines Sommercamps für krebskranke Kinder und einander immer wieder daran erinnerten, doch einmal richtig durchzuatmen und die frische Morgenluft zu genießen.

Sogar Lenny hatte einen OML-Aufkleber auf die Rückseite seiner Casino Queen geklebt, eines Blackjack-Minicomputer-Spiels, das er von einem seiner Enkel bekommen hatte und das er in jeder wachen Minute mit fanatischer Begeisterung spielte. Wenn es ihm gelang, das Ding zu schlagen, verfiel er in einen regelrechten Freudentaumel, der nicht so recht zu einem Todkranken passen wollte. Verlor er hingegen, kamen ihm seine letzten Tage wie ein entsetzliches Jammertal vor.

Es fiel mir schwer, ihn an einem solchen Ort auf seine letzte Reise vorzubereiten, aber andererseits sagte ich mir, dass es jemanden, der in seinem 83-jährigen Leben über vierzig Länder bereist und zwei Kriege miterlebt hatte und nun in den letzten Tagen seines Lebens wie besessen Casino Queen spielte, vermutlich herzlich egal war, was auf einem kitschigen Katzenposter stand.

Es machte mir keine Mühe, in diesem ausgezehrten, durch Kissen in eine sitzende Position gebrachten Körper den kraftstrotzenden jungen Lenny von früher zu sehen. Im Tod werden die verschiedenen Menschen, die wir in allen Augenblicken unseres irdischen Lebens waren, zu einem einzigen, allumfassenden Selbst wiedervereint.

»Sally«, sagte er, und seine blauen Augen leuchteten wie ein Morgen im Mai.

»Lenny«, antwortete ich. Mehr mussten wir nicht sagen.

Lenny war eine Marke für sich, Michelangelos David vom Hals abwärts und der gute alte Lenny Stillmach mit der großen Nase und den Groucho-Marx-Augenbrauen vom Kinn aufwärts. Ich liebte ihn sehr. Wir hatten immer viel Spaß zusammen gehabt, aber wir haben nur einmal miteinander geschlafen. Das hat zwar nie jemand erfahren, aber es stimmt: Lenny und mich verband eine gemeinsame Nacht. Das war unser Geheimnis. Nur ein einziges Mal, als wir noch jung waren und unsere Hormone Purzelbäume schlugen. Der Zweite Weltkrieg war gerade vorüber und das ganze Land im Freudentaumel. Wir mussten es in einem Sessel machen, weil Lennys Arm in einer Schlinge steckte. Auf seiner Überfahrt zurück in die Staaten hatte er sich bei einem Rohrkrepierer einer Bordkanone einen Granatsplitter eingefangen. Es war Sommer, aus dem nahen Tanzsaal drang leise Swing-Musik herüber, unser Blut geriet in Wallung, und unsere Herzen waren noch stark. Lenny sagte immer: »Wir hatten nur dieses eine Mal, Sally, aber es war für alle Zeit.«

Nur dieses eine Mal, für alle Zeit. Wenn wir uns danach zufällig auf den gewundenen Flussläufen oder den stillen Altwässern des Lebens begegneten, hatte er für gewöhnlich ein unförmiges Etwas mit getönten Haaren und gezupften Augenbrauen im Schlepptau, das nur von seiner Katze reden konnte, oder ich hatte den penetrant überheblichen Randall an meiner Seite, der ständig den Professor für Kunstgeschichte raushängen ließ, etwas von der Symbolik der Hände auf dem Genter Altar oder seiner neuesten Veröffentlichung über die Ikonographie im Werk Hugo van der Goes' schwafelte. Bei solchen Gelegenheiten kam es mir dann meistens so vor, als wären Lenny und ich zwei Felsen im Fluss des Lebens, die sich über die zwischen ihnen hindurchrauschenden Wassermassen hinweg ansahen und sich fragten: *Warum ist aus uns beiden eigentlich nichts geworden? Warum bist du*

bloß mit diesem egozentrischen Spinner zusammen? Wovon redet der oder die überhaupt?

Leonard Stephen Stillmach wurde am 13. April 1920 in Sheboygan im Bundesstaat Wisconsin geboren. Als er aus der Highschool kam, wurde das Land noch immer von der Großen Depression wie von einem schlimmen Katzenjammer gebeutelt. Die Zeiten waren hart, und Jobs gab es so gut wie keine. Zwei Jahre lang arbeitete er als Lastwagen- und Planierdraupenfahrer im Civilian Conservation Corps, einem öffentlichen Arbeitsbeschaffungsprogramm, bevor er sich 1940 für sechs Jahre bei der U. S. Navy verpflichtete. Nach einer zehnwöchigen Grundausbildung in der Great Lakes Naval Base kam er auf den vor Mirror Island an der kalifornischen Küste stationierten Zerstörer USS *Tacker*, der später nach Pearl Harbor auf Hawaii verlegt wurde. Dort erlebte er, inzwischen 21 Jahre alt und Seaman First Class, am 7. Dezember 1941 den Überraschungsangriff der Japaner auf die amerikanische Flotte mit. Zur Bedienungsmannschaft einer Deckskanone gehörend, feuerte er auf die über sein Schiff hinwegdonnernden Torpedobomber und musste mit ansehen, wie auf dem Schlachtschiff USS *Arizona*, das nur knapp hundert Meter von ihm entfernt explodierte und sank, über tausend seiner Kameraden ums Leben kamen.

Danach wurde die USS *Tacker* im Südpazifik stationiert, wo sie im August 1942 auf eine Mine lief und unterging. Das Ende des Krieges erlebte Lenny auf Okinawa.

Sein nächster Kampfeinsatz war im Koreakrieg, wo er am 38. Breitengrad unmittelbar vor der koreanischen Küste Dienst tat. Lenny blieb zwanzig Jahre lang bei der U. S. Navy, bevor er nach Lewiston zurückkehrte und sich niederließ.

Als ich ihn jetzt mit seinem wilden, noch immer buschigen weißen Haarschopf im Bett sitzen sah, musste ich lachen. Er drückte mit konzentriertem Gesicht auf den Knöpfen der

Spielekonsole herum, bis das Gerät eine Reihe von absteigenden Akkorden dudelte, die wohl signalisieren sollte, dass er verloren hatte. Daraufhin verfluchte er die Casino Queen so laut, als wäre er im *Scotia Prince Casino* unten in Portland, Maine, und der kleine Apparat ein richtiger Blackjack-Dealer.

Hätten Lenny und ich je geheiratet, hätte uns das vielleicht von unserer verrückten Verliebtheit und unserer kindischen Begeisterung für alles, was Spaß macht, kuriert. Aber vermutlich hätten auch fünfzig Jahre, in denen wir Tisch und Bett miteinander geteilt hätten, nicht ausgereicht, um unsere gegenseitigen Tiefen auszuloten. Es war wohl eine der Tragödien unseres Lebens, dass es nie dazu kam.

Nur eine Nacht. Für alle Zeit.

Wenn seine Zeit um war, würde ich Rosenblüten über ihn streuen und ihn küssen. Lieber, guter Lenny.

Er legte die Konsole zur Seite und schloss die Augen. Ich hielt seine Hand und beobachtete, wie sein Atem unruhiger wurde. Ein Teil von mir hätte am liebsten für immer die Augen geschlossen und sich gemeinsam mit ihm vom Acker gemacht. Der andere Teil fragte sich, was Lenny wohl sehen würde, wenn er seinen Körper verließ. Wartete auf ihn ein dunkler Schacht mit einem bitterlich weinenden Kind an seinem oberen Ende, wo eine bestialische Gestalt Wache hielt?

DUMM GELAUFEN

Ich las Lenny aus den Duineser Elegien von Rilke etwas über Engel vor: dass sie nicht immer wissen, ob sie unter den Lebenden oder Toten weilen, und dass dann, wenn der

gefährliche Erzengel von seinem Platz hinter den Sternen einen Schritt hinab auf uns zutrate, uns das eigene Herz erschläge. Ohne Poesie kann man ein langes und erfülltes Leben führen, aber am Ende unserer Zeit hier auf Erden nimmt plötzlich alles gigantische Dimensionen an. Die Augenblicke platzen aus ihren Nähten, und Minuten, Stunden und Tage erscheinen uns wie halbe Ewigkeiten. Im Angesicht des Todes sind unsere Worte zu groß für Prosa oder seichte Unterhaltungen. Nur noch Gedichte oder Gebete scheinen angemessen. Wenn diejenigen von uns, die sich noch immer im Hamsterrad des Lebens abstrampeln, einmal versuchen, aufmerksam in ihr Inneres hineinzuhören, werden sie meistens gestört, zum Beispiel von Familienangehörigen, die sie unbedingt daran erinnern müssen, dass die Zinsen für Hypotheken gerade so niedrig sind wie schon seit zwanzig Jahren nicht mehr, und nachfragen, ob man schon den Bankberater angerufen und einen Termin vereinbart hätte. In meinem Fall war es Bobby, der Lenny und mich in unserer kleinen Oase der Ruhe störte und dafür nicht einmal ein Wort der Entschuldigung fand. Er schob einen Rollstuhl vor sich her, auf dessen Sitz zwei dicke, staubige Registratormappen und ein kleines Diktiergerät lagen. Guter Junge! Die Mappen ließen in mir die Hoffnung aufkeimen, dass er im Archiv des Krankenhauses schließlich doch noch aufschlussreiche Unterlagen über den Krankenhausbrand aufgetrieben hatte. Ich griff nach den Mappen, aber dieser freche Bengel gab mir doch tatsächlich einen Klaps auf die Hand, als wäre ich ein dummes Kind, das gerade nach einem Topf mit kochendem Wasser greift. Und das bei der eigenen Mutter! War das zu fassen? Noch bevor er zu sprechen anfing, legte ich den Finger auf die Lippen und sagte »Psst!«, denn an seinen glänzenden Augen und seinen bebenden Lippen erkannte ich sofort, dass er viel zu laut werden würde. Wie vielen anderen Krankenhausangestellten

war ihm die Privatsphäre anderer ein Fremdwort. Und das nicht nur im Hinblick auf Lenny und mich. Bobby hatte die anderen Patienten auf der Station, die allesamt im Sterben lagen, nicht eines Blickes gewürdigt. Es war ihm egal, ob sie gerade Frieden mit sich selbst und ihrem Schöpfer schlossen, ob sie Schmerzen hatten oder von Krankheiten aufgezehrt wurden und vielleicht schon mit den Geistern ihrer Lieben kommunizierten. Bobbys Gedanken drehten sich nur um eines: Er war wütend auf mich.

»Bobby, ich lese Lenny gerade etwas vor. Was gibt es denn?«

Er stellte den Rollstuhl direkt vor mir neben Lennys Bett ab und fing an, sich mit beiden Händen die Stirn zu reiben, was er äußerst selten tat, eigentlich nur dann, wenn ihm etwas so sehr zu Herzen ging, dass er sich wirklich große Sorgen machte oder es mit der Angst zu tun bekam. Einhändiges Stirnreiben bedeutete Probleme, beide Hände bedeuteten *große* Probleme. Wahrscheinlich war sein Computer abgestürzt und hatte sein Warcraft unbrauchbar gemacht.

»Was hast du getan, Mom?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung, Bobby, aber ich denke, du wirst es mir gleich sagen.«

»Hast du Peggy Kruger angerufen und ihr gesagt, dass sie die Sachen ihrer Mutter nach einem Abschiedsbrief durchsuchen soll?«

Das war einfach. Das hatte ich nicht getan.

»Nein, Bobby, ich habe sie nur darum gebeten, mir Aufzeichnungen herauszusuchen, die an mich adressiert sind oder in denen ich erwähnt werde und von denen Madeline wollte, dass ich sie bekomme.«

Bobby lief aufgeregt auf und ab und fuhr sich mit beiden Händen durch sein ungekämmtes Haar, als würde er es sich am liebsten büschelweise ausreißen.

»Mom, Rays kleine Schwester hat nicht alle Tassen im Schrank. Peggy hat das geistige Betriebssystem einer Neunjährigen. Du hast sie völlig durcheinander gebracht, Mom. Seit deinem Anruf schlägt sie ständig ihren Kopf auf den Boden, sticht sich mit Gabeln und heult den ganzen Tag wegen eines Babys, das sie vor zehn Jahren hier im Krankenhaus tot auf die Welt gebracht hat. Das hat sie in alten Papieren gelesen, die Hilda zusammen mit anderen Familiengeheimnissen in einer Schachtel vor ihr versteckt und die Peggy jetzt gefunden hat, weil *du* ihr gesagt hast, dass sie die Sachen durchsuchen soll. Ray hat mir erzählt, dass Hilda bei ihrer Rückkehr aus New York fast der Schlag getroffen hätte.«

Oh. Möglicherweise war ich über das Ziel hinausgeschossen. Nur ein klein wenig.

»Hilda ist jetzt auf dem Kriegspfad, Mom. Sie hat schon einen Anwalt konsultiert. Und Peggy liegt hier im Krankenhaus. Ja, richtig, auf der Psychiatrie, und wenn du auch nur in ihre *Nähe* kommst, wird Hilda die Polizei verständigen und dich mitsamt deiner Neugier ins Gefängnis stecken lassen, das kann ich dir sagen. Sie will jetzt schon eine einstweilige Verfügung gegen dich erwirken, damit du mit deiner Schnüffelei wegen dem Tod ihrer Mutter aufhörst.«

Natürlich ging mir das alles nahe, aber andererseits dachte ich mir, dass Hilda eine Mitschuld an dem trug, was mit ihrer Schwester geschehen war. Schließlich hätte sie die Sachen schon vor Wochen herausrücken können. Juristisch gesehen hatte ich selbstverständlich kein Recht, Madelines Abschiedsbrief einzusehen, aber vom moralischen Standpunkt aus fand ich es einfach unmöglich, dass man mir ein Schriftstück vorenthielt, in dem ich erwähnt wurde und das sich auf unsere gemeinsam verbrachte Kindheit bezog. Die jungen Menschen heutzutage haben einfach keinen Respekt

mehr vor den Wünschen ihrer Eltern. Arrogant, wie sie sind, nehmen sie sich das Recht heraus, zu bestimmen, was für Menschen über fünfundsechzig gut ist und was nicht. Als wären alle älteren Menschen bis zum Beweis des Gegenteils erst einmal unzurechnungsfähig. Weisheit zählt heute überhaupt nichts mehr.

»Du kannst es einfach nicht lassen, Mom«, sagte Bobby. »Überall musst du herumschnüffeln. Hilda ist übrigens gerade hier und kümmert sich um Peggy. Und sie sucht nach dir. Am besten gehst du jetzt wieder auf dein Zimmer und lässt dir eine Wache vor die Tür stellen. Hilda ist hinter dir her wie eine Harpyie direkt aus der Hölle, und wenn sie dich erwischt, rupft sie dir jedes deiner melierten Haare einzeln aus. Und, ehrlich gesagt, ich kann es ihr nicht einmal verübeln.«

»Was hast du denn da für alte Akten mitgebracht, Bobby?«, fragte ich so freundlich wie möglich.

»Mom, ich möchte jetzt, dass du dich von Mr. Stillmach verabschiedest und mit mir auf dein Zimmer kommst.«

»Wenn ich das tue, sagst du mir dann, was in diesen Mappen ist?«

»Ja, Mom«, seufzte Bobby. »Und jetzt setz dich da rein.« Mit diesen Worten schob er den Rollstuhl noch näher an mich heran.

»Ich brauche keinen Rollstuhl, Bobby.«

»Das weiß ich«, antwortete er zähneknirschend und knurrte seine kranke alte Mutter regelrecht an: »Aber wenn du hier wegen Schwindelgefühlen behandelt wirst, dann haben die Ärzte nun einmal Angst, dass du wieder umfällst und dir auf dem Steinfußboden deinen Schädel ein zweites Mal prellst. Jetzt setz dich schon rein, Mom.«

»Danke für das Diktiergerät, Bobby. Das war wirklich nett von dir, dass du mir so rasch eins besorgt hast.«

ZWEITER BLICK IN DEN SCHACHT

Später fand ich heraus, warum Bobby so aufgebracht war. Mich von der Station Sonnenschein abholen zu müssen bedeutete für ihn so etwas wie unbezahlte Überstunden. Als Schwester Howe ihn von der Psychiatrie aus wegen der Sache mit Peggy Kruger anrief, hatte er gerade seinen Dienst beendet und sich schon darauf gefreut, zu Hause ungestört seine Pfeife rauchen und gemütlich eine Runde Bloodfest spielen zu können. Jetzt musste er noch im Krankenhaus bleiben und sich um mich kümmern, und das, nachdem er die halbe Nacht lang eine vierköpfige Familie, die bei einer Massenkarambolage auf der Interstate 495 schwer verletzt und um halb eins morgens in die Notaufnahme eingeliefert worden war, durchs Krankenhaus geschoben hatte. Schwester Liz Hinton, die uns im Gang begegnete, machte sich über ihn lustig und meinte, als Pfleger habe er jetzt vielleicht Dienstschluss, aber als Sohn sei er rund um die Uhr im Dienst.

Während Bobby mich in meinem Rollstuhl am Schwesternzimmer der Station Sonnenschein vorbeischoob, grummelte er irgendetwas Unverständliches vor sich hin. Schwester Brick Bannerman kam gerade aus der Tür und grüßte mich im Vorbeigehen. Ich fand, sie sah ungewöhnlich mitgenommen aus. Später erfuhr ich, dass Brick und Liz gerade in die Notaufnahme beordert worden waren, wo höchste Alarmstufe herrschte. Ein berühmter Künstler – einer der bedeutendsten Bürger Maines – war beim Joggen auf der Route 7 bei Warrington's Inn von einem Kleinbus erfasst und schwer verletzt ins Kingdom Hospital eingeliefert worden, wo sich, mochte es nun Zufall oder eine Fügung des Schicksals

sein, bereits die Hauptakteure eines bevorstehenden Dramas sammelten wie von einem Magneten angezogene Eisenspäne.

An dieser Stelle möchte ich ausdrücklich darauf hinweisen, dass ich im Vollbesitz meiner geistigen und körperlichen Kräfte war. Abgesehen von einem ab und zu auftretenden leichten Schwindelgefühl und einem gelegentlichen Kribbeln im Arm war ich putzmunter: Ich nahm keine Medikamente und genoss es, häufig zu meditieren.

Bis auf das Kribbeln war körperlich alles im grünen Bereich an diesem angenehm sonnigen Tag. Vielleicht war ich zu Bobby etwas zu griesgrämig, aber das war reiner Selbstschutz. Weil er so tat, als wäre mein Anruf bei den Krugers ein schlimmes Verbrechen gewesen, musste ich ihm wohl im Gegenzug ein paar seiner eigenen Schwächen unter die Nase gerieben haben: seine Raucherei, sein Übergewicht und seine Schusseligkeit, die er schon von Geburt an hatte, alles körperliche und charakterliche Schwächen, die auf jede halbwegs vernünftige Frau abstoßend wirken mussten und meine Hoffnungen, jemals ein Enkelkind in meinen alten, gebrechlichen Armen wiegen zu können, in weite Ferne rückten.

Bobby stellte meinen Rollstuhl vor den Aufzügen ab und drückte den Knopf nach unten. Als eine Glocke ertönte und über dem Aufzug 3 ein grünes Licht anging, schob er den Rollstuhl langsam in Richtung auf die sich öffnende Tür. Ohne nach vorn zu blicken, sagte er der Schwester hinter dem Tresen, dass er mich zurück auf die Neurologie bringen würde. Dann hörte ich, wie die Schwester einen warnenden Schrei ausstieß und sah, dass hinter der offenen Lifttür keine Aufzugskabine war, sondern ein düsterer Schacht aus nacktem Beton, fleckigen Schlackensteinen und rostigen Führungsschienen. Ich kannte diesen gähnenden Abgrund! Ich war schon einmal dort gewesen! Es war, als hätte jemand die

Haut der materiellen Welt zerrissen, um unergründliche, entsetzliche, übernatürliche Geheimnisse zu enthüllen. Voller Entsetzen starrte ich hinab in den offenen Schacht, der meilenweit in die tiefe Dunkelheit einer ewigen Nacht hinunterzureichen schien.

In einem Anfall von hilflosem Schwindelgefühl beugte ich mich nach vorn. Der Schacht war mir nur zu vertraut. Ich hatte ihn vor fast einem Jahr schon einmal gesehen, als ich fast gestorben wäre! Dem Tod so nah! Am 13. Dezember 2002. Vollmond. Freitag, dem dreizehnten!

Die Aufzugkabine war nirgendwo zu sehen. Wie ich später erfuhr, steckte sie irgendwo über uns fest und wurde von Aufzugmonteuren gewartet.

Ich beugte mich noch immer über den dunklen Abgrund, konnte den Blick nicht davon losreißen und spürte, wie Poes Alb der Perversheit mit seinen elektrischen Impulse verströmenden Klauen an meiner Wirbelsäule emporkletterte und mir zuflüsterte: »Spring, Sally!« *Es gibt in der ganzen Natur keine Leidenschaft von so dämonischer Gewalt, wie sie ein Mensch empfindet, der schauernd am Rande eines Abgrunds steht und solcherart dann einen Sprung erwägt!*

Hin- und hergerissen zwischen Schrecken und Verzückung starrte ich in diese höllische Kluft, die ich vor so vielen Monaten in einer fantastischen Halluzination emporgeschwebt war. Und hier und jetzt, mitten am helllichten Tag, hatte ich abermals eine Vision, die nicht von dieser Welt war. Ich stellte mir so lebhaft vor, aus dem Rollstuhl zu springen und in eine schier endlose Tiefe zu fallen, dass ich mich fragte, ob ich den waghalsigen Sprung vielleicht schon getan hatte. Ich wagte nicht aufzusehen, vor lauter Angst, in diesem dunklen Tunnel noch einmal nach oben gewirbelt zu werden, den furchteinflößenden Wächter zu sehen und die Stimme des

armen Mädchens zu hören, das aus dem Reich der ewigen Verzweiflung nach mir rief.

Noch bevor es mir gelang, all meinen Mut zusammenzunehmen und nach oben zu blicken, hatte Bobby den Rollstuhl mit seiner Mom schon vom Rand des Abgrunds zurückgezogen.

AUFZUG 2, ABWÄRTS

Ich zitterte am ganzen Körper und sehnte mich nach meinen Notizheften, um die Offenbarung, die sich soeben zu meinen Füßen auf getan hatte, in allen Einzelheiten festhalten zu können. Mochten die Ärzte von mir aus behaupten, dass ich unter einem seltsamen neurochemischen Ungleichgewicht, den Folgen einer Gehirnprellung, seniler Demenz oder Alzheimer litt: Jetzt *wusste* ich, dass das nicht stimmte. Der Aufzugschacht, in den ich gerade geschaut hatte, war bis hin zu den rostigen Führungsschienen und den fleckigen Schlackensteinen haargenau derselbe gewesen, den ich auf meinem Nahtod-Flug vor fast einem Jahr hinaufgeschwebt war. Ich wollte ihn noch einmal sehen und jedes Detail mit dem in meiner Erinnerung vergleichen, andererseits verspürte ich auch instinktiv ein großes Bedürfnis danach, mich in die Sicherheit des Gewohnten und Vorhersehbaren zurückzuziehen. Vielleicht setzt ja ab siebzig eine gewisse Verblödung ein, oder das Ganze war reiner Zufall – wahrscheinlich gab es in allen Aufzugschächten dieselben Schlackensteine und Führungsschienen. Am Ende aber überwog das köstliche Hochgefühl, mit dem Unbekannten in Berührung zu kommen, alle meine Zweifel.

Zum zweiten Mal war ich bereits an einer Art Schnittstelle angekommen, einem Korridor ins Jenseits oder zumindest einer Grenzregion zwischen diesem Leben und dem nächsten. Es war das, was Swedenborg als ersten Zustand des Menschen nach dem Tod bezeichnet hat. Und plötzlich kam mir die sichtbare Welt viel energiegeladener vor. Alles, vom Anstrich der Wände bis hinunter zum Marmorboden der Korridore, schien auf einmal nur so zu vibrieren von Farbe und Licht.

Das aufgeregte Geplapper hinter mir in der Stationszentrale, von wo aus Bobby die Aufzugmonteure angerufen hatte, hörte ich kaum. Wenn Aufzüge gewartet werden, dürfte die Tür normalerweise nicht aufgehen. Kaum auszudenken, was da alles hätte passieren können! Ebenso wie die Ärzte hier am Kingdom Hospital waren auch die Schwestern hoffnungslos in den Niederungen der rational erklärbaren Wissenschaft und Technik gefangen und liefen mit Scheuklappen gegen alles andere durch die Gegend. Und so warteten wir geduldig, bis die Monteure die schnöde Mechanik dieser unaussprechlich langweiligen irdischen Welt in Ordnung gebracht hatten, und dann machte Bobby einen weiteren Versuch. Er schob mich zu den Aufzügen und drückte den Abwärts-Knopf. Alle waren sich einig, dass wir diesmal nicht Aufzug 3 nehmen sollten. Feiglinge! Also warteten wir auf einen der beiden anderen Aufzüge, und ich hörte, wie Bobby hinter mir wieder zu murmeln anfang. Er war wohl immer noch sauer, vermutlich wegen dieser Peggy-Kruger-Geschichte oder weil er eigentlich schon Feierabend hatte und sich trotzdem noch mit einem Fiasko nach dem anderen herumschlagen musste. Ganz zu schweigen davon, dass er seine im Rollstuhl sitzende Mom um ein Haar in einen zehn Stockwerke tiefen Aufzugschacht in den Tod geschoben hätte.

Ich holte meine Lesebrille aus der Tasche meines Morgenmantels, setzte sie auf und verdrehte meinen

arthritischen Hals so weit, bis ich einen Blick auf die Reiter der beiden Registratormappen werfen konnte, die Bobby sich unter den Arm geklemmt hatte. Leider hielt er sie so, dass ich nicht erkennen konnte, ob ihr Inhalt etwas mit mir oder Madeline Kruger und unserer gemeinsamen Vergangenheit zu tun hatte. Die Aufzugglocke ertönte, und über der Tür von Lift 2 leuchtete das grüne Licht auf. Als sie sich öffnete, war ich darauf gefasst, eine Szene aus der unteren Hälfte von Hieronymus Boschs *Jüngstem Gericht* zu erblicken, aber stattdessen sah ich nichts als die gewohnte, alte Aufzugkabine. Wenigstens war sie leer, so dass Bobby und ich einen Augenblick ungestört waren.

Mein Sohn kramte mit verdrießlichem Gesicht in seiner leeren Hemdtasche herum und stöhnte dann. »Mom, ich habe dir von zu Hause einen Brief mitgebracht. Er ist von deiner Freundin in Boston, der Krankenschwester.«

»Von Claudia?«

»Genau. Ich habe ihn mit ins Krankenhaus genommen, aber ich muss ihn wohl in meinem Spind vergessen haben. Ich bringe ihn dir nach der Mittagspause.«

»Ja, bitte. Ich bin schon neugierig, was Claudia mir diesmal schreibt. In ihrem letzten Brief teilte sie mir mit, dass ihr Mann Arbeit bei einer Computerfirma gefunden hat.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Ist das nicht erfreulich?«, fragte ich. »Was sind das eigentlich für Mappen? Sie sehen ziemlich alt aus.«

»Das sind sie auch, Mom«, antwortete Bobby. »Aber ich weiß nicht so recht, ob ich sie dir wirklich geben soll. Sie haben etwas mit dir und Madeline Kruger zu tun, und wenn du jemals wieder auch nur irgendjemanden wegen dieser Frau oder ihrem Abschiedsbrief anrufst oder ansprichst oder auch nur an sie *denkst*, ich schwöre dir, dann...«

»Das werde ich nicht tun, Bobby. Gibst du mir jetzt bitte die Mappen? Was ist denn überhaupt drin?«

Pling. Der Aufzug blieb stehen. Ich blickte hinauf zu den Zahlen über der Tür und erkannte plötzlich, dass das Blech am Dach der Kabine noch immer verrutscht war wie vorhin, als ich beim Aufwärtsfahren das an alle Qualen der Verdammten erinnernde Weinen des Kindes gehört hatte. Aber ich sah noch etwas. Wir hielten im neunten Stock, wo sich die psychiatrische Abteilung des Krankenhauses befand, wo ich Dr. Rattentod gesehen hatte und wo...

Die Tür ging auf, und ich erblickte eine teutonisch anmutende Frau mittleren Alters, die so aussah, als wäre ihr Hobby Gewichtheben. Mit ihrer kräftigen, aber nicht korpulenten Statur hätte sie gut und gerne als Walküre in einer Wagneroper in der Met auftreten können. Die Ähnlichkeit mit ihrer Mutter war ebenso wenig zu übersehen wie die Tatsache, dass Hilda Kruger stocksauer, um nicht zu sagen fuchsteufelswild war.

In der Hand hatte sie eine abgegriffene alte Ablagemappe, die im Laufe der Jahre mehrfach mit Heftklammern und Klebeband repariert und von einem Bindfaden zusammengehalten wurde. Ich konnte nicht lesen, was auf den Reitern stand, aber auf die Vorderseite hatte jemand mit dickem schwarzem Filzstift geschrieben: UNTERLAGEN DR. GOTTREICH.

Als ich den Namen las, erstarrte ich, als sei die Zirkulation meiner Hirn-Rückenmarks-Flüssigkeit blockiert. Mir war kalt und heiß zugleich, und ich konnte auf einmal keinen klaren Gedanken mehr fassen. Ein Gefühl der Übelkeit breitete sich in meinem Magen aus und schoss mir durch Arterien und Nervenbahnen in den Kopf, wo es eine Explosion aus Licht auslöste, dass mir zeitweise Hören und Sehen verging. Auf

einmal war nur noch eines in meinen Gedanken: der Name Gottreich.

Wieder hatte ich das Gefühl, als würde ich mich in der Dunkelheit an einer schwarzen Mauer entlangtasten, aber jetzt wusste ich, dass ich mich nur einmal gegen diese Mauer stemmen musste, um einen Durchgang zu meinen Erinnerungen an Dr. Gottreich zu öffnen.

Hilda machte ein Gesicht wie eine Metzgerin, die ihr handwerkliches Können zur Abwechslung einmal an menschlichem Fleisch unter Beweis stellen wollte. Sie fuchtelte mir mit der Mappe vor dem Gesicht herum.

»Das hier sind die Papiere, nach denen Sie suchen, Sie neugierige alte Hexe!«

Bobby trat zwischen uns und zeigte plötzlich eine Stärke, die ich bisher an ihm noch nicht gekannt hatte.

»Bitte nicht in diesem Ton, Mr. Kruger.«

Er sagte es höflich, aber bestimmt wie jemand, der seit Jahren im Gesundheitswesen tätig ist. *Ich habe hier das Sagen, nicht Sie*, war die Botschaft, die deutlich herüberkam. Wie stolz ich auf ihn war! Das war mein Sohn, und ich liebte ihn! Hilda knurrte Bobby und mich böse an und fuchtelte wieder mit der Mappe herum.

»Jeder, der das hier liest, wird verrückt und versucht sich umzubringen. Hier bitte, wenn Sie unbedingt die Nächste sein wollen!«

Mit diesen Worten schleuderte sie mir die Ablagemappe an Bobby vorbei in den Schoß.

»Werden Sie glücklich damit, Sie alte Schachtel! Ich hoffe, sie sperren Sie mit dem Zeug in ein Einzelzimmer und geben Ihnen eine Rasierklinge in die Hand.«

Mit wutverzerrtem Gesicht holte sie aus, um mir eine saftige Ohrfeige zu verpassen, aber Bobby trat dazwischen, packte sie am Handgelenk und drängte sie vom Aufzug weg in Richtung

auf die Stationszentrale der Psychiatrie, hinter deren mit Drahtgitter verstärkten Glasscheiben eine Schwester und ein Krankenpfleger die Szene interessiert verfolgten. Bei dieser Aktion glitten die beiden Mappen, die er unter den Arm geklemmt hatte, zu Boden, und die darin enthaltenen Blätter verteilten sich zwischen Aufzug und Korridor. Ein paar davon landeten direkt vor meinen Füßen. Die Schwester in der Station nahm den Telefonhörer ab und tippte eine Nummer.

Ich war noch immer völlig perplex und bekam kaum richtig mit, wie Bobby die völlig außer Rand und Band geratene Hilda Kruger zu beruhigen versuchte. Ich hatte nur Augen für den Namen auf der Mappe in meinem Schoß. DR. GOTTREICH.

Und dann schloss sich die Aufzugtür. Bobby versuchte zwar noch, sie aufzuhalten, aber weil er dazu Hilda loslassen musste und diese sofort wieder einen Angriff auf mich startete, gelang es ihm nicht. Während er die Walküre zu bändigen versuchte, ging die Tür vollends zu, und ich war allein in der Kabine.

Der Aufzug setzte sich in Bewegung. Nach unten.

SPIEGEL IN DIE VERGANGENHEIT

Ein paar der Blätter aus den Registraturmappen waren bis in die Aufzugskabine gesegelt und lagen nun vor und neben meinem Rollstuhl. Eines davon war ein vergilbtes, stockfleckiges Formular, auf dem ganz oben »AUFNAHMEBOGEN« stand. Ein schräg aufgesetzter Stempelaufdruck, der vor vielen Jahrzehnten einmal rot gewesen und inzwischen zu einem fahlen Braun verblasst war, besagte: NICHT VERNICHTEN! FORSCHUNGSSTUDIE DR. GOTTREICH.

Bobbys Worte von gestern kamen mir wieder in den Sinn: *Patientenakten werden hier sieben Jahre lang aufbewahrt... Danach werden sie verbrannt, außer, die Patienten haben an einer Studie teilgenommen.*

Als ich den Namen Gottreich las, wurde mein Blick so verschwommen, dass ich die Lesebrille abnehmen und mir die Tränen aus den Augen wischen musste.

Das Formular sah aus wie ein ganz normaler Aufnahmebogen eines Krankenhauses.

Name des Patienten: Druse, Eleanor S. Geschlecht: Weiblich
Geburtsdatum: 2.11.1928 Aufnahme datum: 24.10.1939
Aufnahmediagnose: Pertussis, Keuchhusten Behandelnder
Arzt: Dr. E. Gottreich Behandlung: Isolation. Abtrennung des
Bettes durch hohe Holztrennwände. Kühle, feuchte Raumluft.
Rotkleesirup/Rotkleeteetee als Expectorans. Kraftbrühe gegen
Marasmus.

Auf einem ähnlichen Formular, das in der Nähe der Kabinenwand zu liegen gekommen war, konnte ich Madeline Krugers Namen erkennen. Auch hier sah ich den Stempelaufdruck, dessen Farbe mich jetzt an jahrzehntealtes Blut erinnerte: NICHT VERNICHTEN!
FORSCHUNGSSTUDIE DR. GOTTREICH.

Die Aufzugkabine kam so abrupt zum Stehen, dass ich einen Riesenschreck bekam. Obwohl ich Hilda Krugers Mappe fest umklammert hielt, spürte ich, wie mir einige Blätter daraus auf den Schoß rutschten.

Die Alarmglocke schrillte kurz auf, dann herrschte Totenstille. Das Licht ging aus, aber kurz darauf erwachte eine der Leuchtstoffröhren mit leisem Brummen wieder zum Leben und tauchte das Innere der Aufzugkabine in ein graugrünes Dämmerlicht.

Ich schaute nach oben und sah, dass die Deckenplatte noch ein Stück weiter verrutscht war und durch eine dreieckige Öffnung den Blick in den dunklen Aufzugschacht freigab.

Die Unterlagen in meinem Schoß waren vergilbte, langsam zerfallende Ausschnitte aus alten Zeitungen. Einer davon war ein Artikel aus einer medizinischen Fachzeitschrift von Dr. med. Dr. phil. E. Gottreich mit dem Titel »Psychochirurgische Eingriffe zur Behandlung von chronischen, behandlungsresistenten Schmerzen«, aber es waren auch Ausschnitte aus Boulevardblättern und großen, überregional erscheinenden Tageszeitungen dabei. Sie trugen Überschriften wie »Die Psychochirurgie hat mich geheilt« (hier wurde Dr. Gottreichs Name in einem separaten Kasten mit Zusatzinformationen erwähnt) oder »Wundermittel Psychochirurgie – Schon 50 psychisch Kranke völlig geheilt«.

Ein anderer Ausschnitt mit dem Titel »Nicht schmerzhafter als Zähneziehen« handelte von Verfahren, mit denen Dr. Gottreich und einige andere Neurologen und Psychologen von sich reden gemacht hatten. »Wunderheilung durch Psychochirurgie macht Narkose und sterilen OP überflüssig.« Auf einem grobkörnigen Schwarzweißfoto war ein Arzt in einem weißen Laborkittel und mit hochgeklapptem Stirnspiegel zu sehen, der sich, umgeben von Ärzten und Schwestern in Straßenkleidung, über einen mit offenen Augen daliegenden Patienten beugte und ein spitz zulaufendes, mit einem Griff versehenes Stahlinstrument in Händen hielt. Die Bildunterschrift lautete: »Dr. Eb Gottreich aus Lewiston: ein Pionier auf dem Gebiet der Psychochirurgie.«

Als ich zum nächsten Zeitungsausschnitt griff, zitterten meine Hände auf einmal so stark, dass ich meine Ellbogen auf den Armlehnen des Rollstuhls abstützen musste, während ich auf einem gut sechzig Jahre alten Foto direkt in die Augen von Dr. Ebenezer Gottreich blickte.

Der Mann auf dem Foto war Dr. Rattentod, war Mr. *Willst-du-wissen-was-Liebe-ist?* höchstpersönlich, der sich in der Stationszentrale der Psychiatrie seine Tabletten abgeholt hatte.

Wie hatte ich ihn nur vergessen können? Und warum konnte ich mich auch jetzt nur noch nebulös an ihn erinnern?

Auf dem Foto, das 1939 in der *Lewiston Daily Sun* erschienen war, posierte er vor einem alten Backsteingebäude, auf dem eine Tafel verkündete: »Gottreich Hospital: Errichtet im Jahr 1870.« Es war das alte Krankenhaus, das 1939 genau an dem Tag niedergebrannt war, den Madeline als Datum unter ihren Abschiedsbrief gesetzt hatte, und in dem man uns zuvor wegen Keuchhustens behandelt hatte. Heute wurde es nur deshalb als das »alte Kingdom« bezeichnet, weil man über seinen Ruinen das heutige Kingdom Hospital errichtet hatte. Vor dem Brand trug es den Namen der Arztfamilie Gottreich, in deren Auftrag es im 19. Jahrhundert errichtet worden war.

Transport Italien Lokomotive. Sally Druse, du verrücktes, altes Huhn, warum fallen dir immer wieder diese Wörter ein?

Ich sah mir noch weitere Zeitungsartikel an, mit und ohne Fotos von Gottreich, darunter auch einen aus dem Jahr 1939 mit der Überschrift: »Zwei Tote bei Krankenhausbrand.«

Der Aufzug steckte noch immer fest, und die Neonröhren begannen erneut zu flackern. Erst war es still, aber dann hörte ich wieder die Stimme des Mädchens, lauter als jemals zuvor. Klar und deutlich. Es hörte sich an, als wäre die Kleine direkt auf dem Dach der Kabine und versuchte, mich über Zeit und Raum hinweg mit ihrem markerschütternden, unartikulierten Schreien zu erreichen, so, als ob es ihr die Sprache verschlagen hätte und sie ihr Flehen nur noch wortlos intonieren könnte: *Warum muss ich, ein unschuldiges Kind, so schrecklich leiden?*

Aber kam die Stimme des Kindes nun aus meinem Inneren oder von außen?

Die Antwort darauf würde mir das Diktiergerät in meinem Schoß geben, das Bobby mir gebracht hatte. Ich zitterte so stark, dass ich es nur mit Mühe und Not bedienen konnte. Zum Glück hatte ich die Brille auf und konnte die Buchstaben unter einem großen, roten Knopf entziffern: REC. Ich drückte auf den Knopf und sah, wie ein kleines rotes Lämpchen aufleuchtete und die Spulen in der Mikrokassette sich zu drehen begannen. Ich schaute hinauf zu der Öffnung in der Deckenverkleidung. Obwohl es so klang, als befände sich das Mädchen direkt über mir in diesem Schacht, war mir tief in meinem Inneren auf einmal klar, dass diese Stimme nicht den Gesetzen von Raum und Zeit unterlag. Schlimmer noch, es war durchaus möglich, dass ich die Stimme des Mädchens in derselben Region meines Gehirns hörte, die bei Schizophrenen, die glauben, dass Gott zu ihnen spricht, als heller Fleck auf den PET-Scans zu sehen ist.

Das Diktiergerät würde diese Frage beantworten.

Bei dem Gedanken, dass es diese herzerreißende Stimme wirklich gab, lief es mir eiskalt den Rücken hinunter, und ich bekam eine Gänsehaut. Sie hörte sich völlig real an, wie eine echte menschliche Stimme, und doch war sie nicht von dieser Welt, ebenso wenig, wie sie es in der Nacht von Madeline Krugers Tod gewesen war.

Und da drängte sich natürlich die Frage auf: Wenn diese Stimme nicht von dieser Welt war, mit welchem Sinnesorgan hörte ich sie dann gerade? Ich hielt den Atem an und erstarrte förmlich bei meinem nächsten Gedanken: Was, wenn ich das unheimliche, gespenstische Wehklagen dieses armen geisterhaften Wesens nur deshalb hören konnte, weil... auch ich bereits ins Jenseits hinübergegangen war? Was, wenn es stimmte, was man so hört: dass der Tod nur die von uns abgewandte Seite des Lebens ist und unser Geist, nachdem er

sich verabschiedet hat, noch für kurze Zeit zwischen dem Diesseits und dem Jenseits hin- und herhuscht?

Was, wenn das, was ich im Moment erlebte, nicht einfach nur ein Hirngespinnst, ein epileptischer Anfall oder eine außerkörperliche Erfahrung war – was, wenn ich dieses Mal wirklich das Zeitliche gesegnet hatte? Wenn ich wieder nur in einem defekten Lift festsaß, warum hatte sich Otto dann nicht längst über die Sprechanlage gemeldet wie beim letzten Mal?

Ich starrte geradeaus und lauschte der Stimme des Kindes. Ich bekam auf einmal große Angst und fühlte mich einsam und verlassen. Was, wenn ich meine Nahtod- oder außerkörperliche Erfahrung am Rand dieses Aufzugschachts nicht nur im Geiste noch einmal erlebt hatte, sondern wirklich in den Tod gestürzt war? Vielleicht war dieser auf mich so vertraut wirkende Lift aus der Welt der Lebenden ja nur die Halluzination einer Toten, die sich noch immer verzweifelt an ihr Leben klammerte, eine visuelle Form des Pfeifens im dunklen Wald, mit dem man sich die Angst vertreibt? Swedenborg sagt, die Furcht vor dem Tod sei so groß und die menschliche Psyche so stark, dass die Seelen jüngst Verstorbener sich noch für eine unbestimmte Zeit nach ihrem Tod ein illusorisches Bild ihrer gewohnten irdischen Umgebung und Freunde vorspiegeln.

Andere wiederum behaupten, die Toten wüssten so lange nicht über ihren eigenen Zustand Bescheid, bis sie in einen Spiegel blickten und sich darin nicht mehr erkennen konnten.

Mit angehaltenem Atem glaubte ich zu spüren, wie sich eine Leichenkälte in meinem ganzen Körper breit machte. Meine Körperhaare stellten sich zu Zehntausenden winziger Antennen auf, die allesamt die Hilfeschreie des kleinen Mädchens empfangen.

Hatte ich mich in den Spiegeln des Aufzugs gesehen, als Bobby mich in die Kabine geschoben hatte? Jetzt saß ich mit

dem Gesicht zur Rückwand, an der kein Spiegel hing. Sollte ich es wagen, zur Seite zu schauen und in einen der Spiegel an den Seitenwänden zu blicken? War ich bereit, meinem Schicksal ins Auge zu sehen?

Ich drehte mich langsam nach rechts, blickte in den Spiegel an der Kabinenwand und befürchtete tatsächlich, darin lediglich die Reflexion des Spiegels zu meiner Linken und dazwischen nichts zu erkennen. Und das wäre dann das Ende gewesen: ein Spiegelkabinett, in dem es keine Sally Druse mehr gab, ein Fragezeichen, ein unsichtbares Fragezeichen, gefangen im Nichts. Aber dem war nicht so: Ich war da.

Noch nie zuvor war ich so erleichtert, meinen alten Körper mit all seinen Schönheitsfehlern zu erblicken – das grau melierte Blond meiner Locken, meine von Altersflecken übersäten Hände, die ich probeweise hochhielt, meine bleiche, runzlige Haut mit den Stielwarzen und Leberflecken, aus denen kleine Härchen sprossen, und all die vielen anderen Dinge, die mir an mir nicht gefielen. Bist du jetzt unter die Hexen gegangen, Sally Druse? Und dann sah ich, wie hinter meinem erleichtert grinsenden Spiegelbild ein Schatten vorüberhuschte, und auf einmal glaubte ich, im Spiegel eine weitere Aufzugkabine sehen zu können, die älter, dunkler und paradoxerweise auch farbenfroher wirkte als jene, in der ich mich gerade befand und die in den für öffentliche Einrichtungen typischen Braun- und Beigetönen gehalten war. Irgendwie kam es mir so vor, als hätte der Schatten einen feinen Schleier aus halb durchsichtiger Gaze zur Seite gezogen und den Blick auf eine andere Kabine freigegeben, die mit kräftigeren Farben und üppigeren Verzierungen ausgestattet war.

Auf einmal kam es mir so vor, als käme das Schluchzen des Kindes nun aus dem Raum hinter meinem ergrauten

Spiegelbild, und ich versuchte, das kleine Mädchen in den Tiefen des Spiegels zu entdecken.

Nun sah ich, dass das Bild dieses Spiegels viel mehr zeigte als nur die Aufzugkabine. An seinem Rand züngelte eine Flamme – eine Fackel vielleicht? –, hinter der sich undeutliche Schatten bewegten. Oder war da ein Gang, in dem eine in einen Umhang mit Kapuze gehüllte Gestalt eine Kerze trug? Als ich mich umdrehte, um zu sehen, was davon Wirklichkeit war, schienen die Wehklagen des Kindes auf einmal von allen Seiten gleichzeitig zu kommen.

Dann sah ich, wie sich aus dem dichten Schatten in der Tiefe des Spiegels ein kleines Mädchen löste und auf mich zukam. Es trug ein altes, hinten zugeschnürtes Krankenhaushemden aus Baumwolle, das genauso aussah wie die Hemden, die man uns im alten Kingdom gegeben hatte. Das Mädchen war blass und dünn und sah so müde und ausgezehrt aus wie ein Geist aus dem Film »Tanz der toten Seelen«, aber ich erkannte es sofort. Direkt hinter dem Spiegel stand Maddy Kruger. Sie war acht Jahre alt, drei Jahre jünger als ich, und ihr Nachthemd hing an ihr herab wie ein Ruffensack an einer Vogelscheuche.

Dann schaute ich auf meine eigenen Hände, die auf einmal klein, blass und abgemagert waren, und bemerkte, dass auch ich eines dieser alten Krankenhaushemden trug. Auch ich war jetzt wieder ein kleines Mädchen und genauso klapperdürr wie Madeline. Seit Tagen hatten wir nur Kraftbrühe und Rotkleeteer bekommen, denn wenn wir unsere Hustenanfälle bekamen, brachen wir jede andere Nahrung wieder heraus.

»Maddy!«

Plötzlich konnte ich mich wieder daran erinnern, wie krank wir damals gewesen waren. Das Fieber und den Husten, wie hatte ich das nur vergessen können? Warum hatte ich vergessen, was damals in diesem Krankenhaus passiert war? Und warum konnte ich mich jetzt auf einmal so mühelos daran

erinnern? Gleich hinter dem Glas des Spiegels, dort, wo Maddy stand, sah ich das alte Krankenhaus. Wir hatten Keuchhusten, oder, wie wir es damals kichernd nannten, Seuchhusten.

Jetzt hörten wir beide, wie das kleine Mädchen über uns weinte. Wir schauten nach oben und versuchten, es irgendwo zu entdecken. Dabei bemerkte ich, dass wir uns nun in dem alten, mit Holzpaneelen vertäfelten Aufzug mit Sicherheitsgitter und Haltestangen aus Messing befanden. Es war ein Lift von der Art, die normalerweise mittels eines großen Handhebels von einem uniformierten Liftboy bedient wurde, der auf einem mit rotem Leder gepolsterten Stuhl saß, einen fragte, wohin man wollte, und während der Fahrt verkündete, auf welchem Stockwerk der Fahrstuhl gerade anhielt.

Das kleine Mädchen geisterte irgendwo über uns in diesem Aufzugschacht umher und fand nicht heraus. Es brauchte seine Mama oder jemand anderen, der ihm half.

»Hörst du das, Sally?«, fragte Maddy. »Das ist wieder die Kleine. Sie weint immer noch.«

»Wie heißt sie denn?«, fragte ich. »Hast du herausgefunden, wie sie heißt? Ich glaube, dass sie uns erst antwortet, wenn wir ihren Namen rufen.«

Jemand musste dem Mädchen wehgetan haben, denn es schien so große Angst zu haben, dass es kein Wort mehr herausbrachte und nur noch stöhnte und schrie. Maddy und ich riefen nach ihm, aber es antwortete uns nicht und sagte auch nicht, wo oder wie wir es finden konnten. Es war so verängstigt, dass es sich nur verstecken und schreien konnte. Maddy sagte, wir müssten nur warten, bis das Mädchen Vertrauen zu uns gefasst habe. Dann würde es uns vielleicht sagen, wie wir ihm helfen konnten. Aber nicht jetzt. Jetzt war es noch zu verletzt und zu ängstlich und konnte nur weinen.

Auf einmal hörten wir, wie hoch oben in der Dunkelheit des Schachts eine Glocke läutete.

»Komm, Sally«, sagte Maddy. »Wir müssen zu Dr. Gottreich.«

»Nein«, sagte ich und fing an zu weinen. »Ich will nicht.«

Maddy weinte ebenfalls. Die dunklen Ringe unter ihren tief in ihren Höhlen liegenden Augen waren ganz nass von Tränen.

»Ich will auch nicht«, sagte sie. »Aber wir müssen. Er ist der Doktor. Du musst jetzt zu ihm gehen. Du musst dich jetzt an ihn erinnern, damit du ihn wieder vergessen kannst. Weißt du noch, was er dir angetan hat?«

Als Maddy meine Hand nahm, hatte ich das Gefühl, als würden ihre nackten Knochen mich packen.

»Es ist zu spät, Sally. Du musst zu ihm gehen. Du musst dich an ihn erinnern, damit du ihn vergessen kannst.«

Ich hustete und machte mir einen dicken Knoten in mein Krankenhaushemdchen. Auch Maddy bekam einen Hustenanfall.

Wir hielten uns aneinander fest, während uns eine Schwester durch den Keller des alten Gottreich Hospital führte. Der Keller kam mir vor wie ein Grabmal, das man vor langer Zeit versiegelt hatte und das wir nach vielen Jahren als Erste erneut betraten. An den von Flechten, Grünspan und Schimmel überzogenen nassen Steinwänden klebten feuchte Spinnweben und der Schmutz von Jahrhunderten, von aus den Angeln gehobenen Türen hingen lange Barte aus Moos herab.

Schließlich kamen wir zu einer schweren Holztür mit einem kaum noch lesbaren Schild, auf dem SCHMERZRAUM stand. Der Raum hieß so, weil dort Dr. Gottreich seine Experimente darüber anstellte, wie man Schmerzen ausschalten konnte.

»Jetzt geh hinein, Sally«, sagte die Schwester. »Maddy und ich werden dich bald wieder abholen.«

Der Schmerzraum.

Jedes Mal, wenn Maddy oder ich hierher kamen und das Schild lasen, sagten wir uns leise: »Keine Angst, der Raum heißt nur so, weil sie dort untersuchen, warum etwas wehtut und was sie machen können, damit es weniger wehtut.«

Ich erinnerte mich daran, dass wir einmal, genau wie jetzt, den Gang entlanggegangen und schon kurz vor dem Schmerzraum gewesen waren, als plötzlich das Licht ausgegangen war. Hier unten im Keller war es stockdunkel gewesen, und wir hatten uns an der schwarzen Wand entlangtasten müssen, bis wir die Tür zum Schmerzraum gefunden hatten.

Erst als wir die Tür aufgedrückt hatten, konnten wir wieder etwas sehen, weil Dr. Gottreich, der drinnen auf uns wartete, eine Kerze angezündet hatte.

GOTTES REICH

DER SCHMERZRAUM

DR. GOTTREICHS LÄCHELN SCHIEN ganz aus grauen Zähnen zu bestehen. Er trug einen Stirnspiegel und einen grünen Pyjama und manchmal auch eine grüne Stoffmütze. Das Gottreich Hospital war nach seinem Vater benannt, der hier ebenfalls wichtige Schmerzforschung betrieben hatte. Obwohl Dr. Gottreich schon fast eine Vollglatze hatte und mir ziemlich alt vorkam, schien er im Herzen jung geblieben zu sein. Er hatte funkelnde Augen und war sehr umgänglich und freundlich – besonders zu unseren Eltern. Sobald sie aber weg waren, benahm er sich wie kein anderer Erwachsener, den wir kannten.

Er sprach mit uns Kindern wie mit Erwachsenen, und er machte sich über andere lustig, manchmal sogar über unsere Eltern, und sagte Dinge, die wir zwar dachten, aber nicht zu äußern wagten, schon gar nicht vor Ärzten oder Pfarrern.

»Da ist sie ja, meine kleine Sally Druse«, sagte er. »Na, wie fühlen wir uns?«

Im Schmerzraum roch es immer nach Jod und Kampfer, und außerdem lag ein süßlicher und gleichzeitig öliger Geruch in der Luft, der an verfaulte Früchte und Terpentin erinnerte. Dieser Geruch hing in den Kleidern des Doktors ebenso wie in den Laken und Tüchern. Hier unten im Keller mit seinen Steinwänden war es immer feucht und kalt.

An der hinteren Wand des Raums befanden sich durch gewundene Schläuche miteinander verbundene Bechergläser, unter denen kleine Gasflammen brannten, sowie hohe Glasbehälter mit irgendwelchen Präparaten darin.

Direkt neben der Tür, durch die ich eingetreten war, stand ein verglaster Schrank, in dem sich ein aufgerollter Leinwandschlauch und eine rote Axt mit einem Kopf aus glänzendem Stahl befanden.

In roten und schwarzen Buchstaben stand auf dem Glas: IM BRANDFALL SCHEIBE EINSCHLAGEN.

Dr. Gottreich klopfte mit der flachen Hand auf den gepolsterten Untersuchungstisch.

»Komm, hüpf rauf.«

Er half mir auf den Tisch und öffnete mein Krankenhaushemd am Rücken, damit er mit seinem Stethoskop meine Lungen abhören konnte. Das Ding war immer kalt wie eine Hundeschнауze, weshalb es die Schwestern auch immer erst mit ihren Händen etwas aufwärmten. Dr. Gottreich tat das nie.

»Tief einatmen«, sagte er. »So ist's gut.«

Seine Stimme klang wie ein freundliches Schnurren.

Während er mich abhorchte, betrachtete ich die medizinischen Schautafeln an der Wand hinter ihm. Es waren Darstellungen von offenen Schädeln mit Bezeichnungen für die einzelnen Teile des Gehirns, Skelette, bei denen jeder einzelne Knochen genau beschriftet war, Querschnitte durch Augen und Zeichnungen von Augenhöhlen, durch die Linien und Pfeile in verschiedenen Winkeln ins Gehirn führten.

»Und was macht der Husten, Sally?«, fragte er mit freundlicher Stimme.

»Manchmal ist er ziemlich schlimm«, erwiderte ich.

»Hast du denn auch immer brav deinen Rotklee tee getrunken?«

»Ja«, sagte ich.

»Wunderbar. Dieser Tee wirkt nämlich schleimlösend. Das heißt, dass er dir hilft, das ganze schlimme Zeug aus deinen Lungen zu husten. Und? Warst du artig auf der Kinderstation?«

»Ja«, antwortete ich nach kurzem Zögern mit etwas unsicherer Stimme. In der Nacht zuvor hatte die Nachtschwester Maddy und mich dabei erwischt, wie wir lange, nachdem das Licht ausgemacht worden war, noch miteinander gespielt hatten, und zwar außerhalb der hölzernen Trennwände, die uns eigentlich von den anderen Kindern isolieren sollten, damit wir sie nicht mit unserem Keuchhusten anstecken konnten. Die Schwester war richtig böse geworden, und seitdem hatten Maddy und ich Angst, dass sie den Vorfall Dr. Gottreich melden oder in unseren Krankenakten vermerken würde.

Dr. Gottreich langte nach oben und schaltete eine große Operationslampe ein. Sie war aus Metall und hatte große Glasbirnen mit feinen Glühdrähten. Dann öffnete er eine große schwarze Dokortasche mit Metallbeschlägen und wühlte darin herum.

»Deine Mommy hat mir erzählt, dass du manchmal ein unartiges kleines Mädchen bist.«

Seine Stimme klang so, als fände er das überhaupt nicht schlimm, weil er sich noch recht gut daran erinnern konnte, dass auch er einmal ein unartiger kleiner Junge gewesen war. Irgendwie hatte ich das Gefühl, als mache er sich sogar über meine Mutter lustig.

»Mir kommt sie ein wenig streng vor«, fuhr er fort. »Aber ich habe ihr gesagt, dass es deiner Gesundheit sehr förderlich wäre, wenn sie dir ab und zu ein paar Süßigkeiten geben und dir mehr schöne Dinge erlauben würde.«

»Wirklich?«, sagte ich. »Vielen Dank.«

Seine Instrumente in der Tasche klapperten gegeneinander, offenbar hatte er noch immer nicht das Richtige gefunden. Schließlich holte er einen Zungenspatel hervor und trat wieder auf mich zu.

»Deine Mommy hat mir erzählt, dass du hin und wieder Wutanfälle hast«, sagte er mit einem leisen Kichern. »Sie sagt, dass du dich manchmal nicht beherrschen kannst.«

»Hat sie das wirklich gesagt?«, fragte ich.

»Wir sind also doch nicht immer artig, nicht wahr?«, meinte er und lächelte dabei.

Er knipste eine helle Lampe an, die sich direkt über meinem Kopf befand, klappte den Stirnspiegel herunter und schaute durch das Loch in seiner Mitte. Während er die Lampe justierte, sah ich mein grotesk verzerrtes Gesicht in der glänzenden Schale mit dem Auge in der Mitte. Hinter dem Spiegel sah Dr. Gottreich aus wie ein Zyklop mit einem Kopf aus poliertem Metall, dessen konkave Oberfläche das harte, helle Licht gebündelt zurückwarf. Es war so grell, dass ich die Augen zusammenkneifen musste.

»Und jetzt mach den Mund auf und sag *Aaah*«, sagte er und starrte mich mit seinem Zyklopenauge durchdringend an.

Ich tat, was er von mir verlangte, musste dabei aber so stark husten, dass ich nicht mehr aufhören konnte.

»Da, halt dir das vor den Mund«, sagte er und reichte mir ein Tuch.

Ich nahm das Tuch, aber weil Blutflecken drauf waren, ekelte ich mich davor.

»Vor den Mund!«, befahl er.

Und ich gehorchte.

Als mein Hustenanfall vorüber war, sagte ich: »Da ist ja Blut auf dem Tuch.«

»Na und?«

Wieder musste ich den Mund aufmachen, und Dr. Gottreich richtete den Stirnspiegel auf meinen Rachen. Vor lauter Angst, abermals husten zu müssen, traute ich mich nicht zu atmen. Ich starrte auf sein Auge und wartete.

»Ich sehe da etwas, das mir nicht gefällt«, sagte er schließlich. Seine Stimme hatte ihr warmes Schnurren verloren und klang jetzt so kalt und durchdringend wie das Klappern seiner Instrumente.

Dann klappte er den Stirnspiegel wieder nach oben und starrte mich mit seinen schwarzen Augen an. Hinter ihm an der Wand befand sich eine Schautafel mit einem Schädel, der etwa so groß war wie sein fast kahler Kopf. Eine in einem Gummihandschuh steckende Hand hielt ein Instrument, das mich an eine große Stricknadel erinnerte und unterhalb des Knochens über dem Auge in den Schädel eingeführt wurde. Ich konnte nicht alle Bezeichnungen auf der Tafel lesen, aber es gab eine Art Überschrift in großen, schwarzen Buchstaben, die aber wegen der Lichtspiegelungen auf dem glänzenden Karton nur schwer zu entziffern waren. Stand dort vielleicht TRANSPORT ITALIEN LOKOMOTIVE?

Ziemlich merkwürdig für eine Tafel im Behandlungszimmer eines Arztes. Was sollte denn nach Italien transportiert werden? Und wieso mit einer Lokomotive? Ich versuchte, meinen Kopf so zu drehen, dass keine Spiegelung mehr über den Buchstaben war, aber ich konnte nicht an Dr. Gottreich vorbeisehen. Ich bemühte mich, nicht daran zu denken, dass sein kahler Kopf dem Totenschädel auf der Tafel ziemlich ähnlich sah, denn ich hatte Angst davor, dass er seinen Spiegel wieder herunterklappte und mit seinem schwarzen Zyklopenauge meine Gedanken las.

»Was haben Sie denn gesehen, das Ihnen nicht gefällt?«, fragte ich ihn. »Habe ich eine schlimme Krankheit?«

Er klappte den Spiegel wieder herunter und bäugte mich eindringlich.

»Nein, du bist nicht krank«, sagte er. »Nur manchmal sehr unartig, nicht wahr? So, wie deine Mommy es mir erzählt hat.«

Die glänzende Schüssel war jetzt so nahe an meinem Gesicht und seine Stimme klang so seltsam, als würde sein Auge mit mir sprechen. Ich bekam große Angst.

Verzweifelt versuchte ich, mich daran zu erinnern, wann ich unartig gewesen war. Es musste so schlimm gewesen sein, dass meine Mutter es nicht gewagt hatte, mich darauf anzusprechen. Das, was ich getan hatte, musste so böse und beschämend gewesen sein, dass sie sofort zum Doktor gegangen war und ihn gefragt hatte, was man dagegen tun könnte.

Ich glaubte Dr. Gottreich natürlich jedes Wort, weil ich mir zwar vorstellen konnte, dass ein böser Mensch aus irgendeinem Grund ein Kind absichtlich anlog, aber bei einem Arzt war das etwas anderes. In meiner kindlichen Sicht der Welt kam der Onkel Doktor in der Vertrauensskala gleich hinter meinen Eltern, den Engeln und Heiligen, Elsa und Pa Bear. Ärzte gehörten für uns ähnlich wie Pfarrer und Priester zu den Erwachsenen, die über ganz spezielle Kräfte verfügten und immer freundlich zu uns Kindern waren.

Meine Mutter hatte mich schon öfter vor bösen Männern gewarnt, die mich möglicherweise anfassen wollten oder von mir verlangten, dass ich sie anfasste. Dabei wirkte sie immer so ernst und kalt und furchtbar, als hätte ich bereits etwas Schlimmes getan. Sie schärfte mir ein, dass ich, wenn jemals jemand so etwas von mir verlangte, unbedingt Nein sagen müsste. Und dann sollte ich so schnell wie möglich weglaufen, weil in diesen bösen Männern der Teufel selber war. »Der böse Feind in seiner eigenen Gestalt ist weniger schrecklich,

als wenn er in der Brust des Menschen rast««, hatte sie gesagt. Anfassen durften mich nur meine Eltern und der Onkel Doktor.

Für Ärzte galten anscheinend andere Regeln als für andere Erwachsene. Ärzte durften gewisse Dinge sagen oder tun, weil sie alle Geheimnisse des menschlichen Körpers und Geistes kannten. Und sie hatten einen Eid geschworen, die Menschen zu heilen, und deshalb durften nur Priester und Ärzte mit mir so reden, wie Gottreich es jetzt tat. Darüber, ob man gut war. Oder böse.

Was hatte ich bloß getan? Was waren das für schlimme Sachen, von denen meine Mutter dem Doktor erzählt hatte?

Ich traute mich nicht, ihn danach zu fragen. Was, wenn er mir mit dem Stirnspiegel in die Augen schaute und mir eine schreckliche Untat nannte, die ich schon wieder vergessen hatte? Oder eine, bei der ich dachte, ich wäre allein, und heimlich von meiner Mom beobachtet wurde? Oder – noch schlimmer – vielleicht würde Dr. Gottreich mir ein widerwärtiges Geheimnis aus einem meiner Alb- oder Tagträume zuflüstern, etwas, das so widerwärtig war, dass ich es aus meinem Gedächtnis getilgt hatte? Was wäre, wenn Dr. Gottreich meine halb ausgegorenen bösen Fantasien kannte, die eingebildeten Taten, die ich mir manchmal in schillernden Farben ausmalte und deren Vorstellung ich genoss, auch wenn ich sie niemals wahr machte? Wenn er mich auf solche Gedanken ansprach, die ich mir als böses kleines Mädchen zusammengeträumt hatte, wenn ich eigentlich meine Arbeit oder meine Hausaufgaben hätte machen sollen, würde ich sie zugeben müssen, denn sie trugen ja überall meine mentalen Fingerabdrücke.

Wer weiß, vielleicht schaffte er es ja, mir mit Hilfe seiner Instrumente oder auch nur seiner ärztlichen Intuition direkt ins Gehirn zu schauen und dort mit seinem Spiegel genauso herumzuleuchten wie in der dunklen Tiefe meines Rachens?

»Du darfst das deiner Mutter nicht erzählen«, sagte er.

Was durfte ich ihr nicht erzählen? Er hatte doch noch gar keine meiner Untaten genannt, hatte doch noch gar nicht gesagt, was ihm an mir nicht gefiel. Vor lauter Angst traute ich mich nicht, ihn danach zu fragen, denn vielleicht war es zu fürchterlich, um es auszusprechen.

»Wir wollen deiner Mommy doch nicht noch einmal Kummer bereiten. Wenn du schlechte Gedanken hast, musst du sie mir erzählen, aber auf keinen Fall den anderen Kindern. Du darfst überhaupt nicht mit ihnen reden oder spielen, weil du sie sonst mit deinem Husten ansteckst. Und deiner Freundin darfst du auch nichts erzählen. Wie heißt sie gleich noch?«

»Madeline?«

»Ja, die meine ich. Mit der darfst du auch nicht reden. Sie ist eine Unruhestifterin. So, wie sie, willst du doch sicher nicht werden.«

»Warum? Was habe ich getan, dass ich...« Am liebsten hätte ich losgehult, so streng und kalt klang er auf einmal.

Dann sah er, dass ich ganz durcheinander war, und seine Stimme nahm wieder ihr beruhigendes Schnurren an.

»Manchmal darf man ja auch böse sein«, sagte er und tätschelte mir den Kopf. »Niemand ist vollkommen. Gott hat beides erschaffen, Gut *und* Böse, und uns hat er so gemacht, dass wir zwischen beiden wählen können. Das nennt man den freien Willen. Wenn Er gewollt hätte, dass wir immer nur gut sind, dann hätte Er uns nicht diese Wahlmöglichkeit gegeben. So aber lässt uns Gott an jedem Tag aufs Neue die Entscheidung treffen: Soll ich heute gut oder böse sein?« Er kicherte wieder. »Oder vielleicht beides? Einfach so, zur Abwechslung?«

»Ich will nicht böse sein«, sagte ich. »Niemals.«

»Das weiß ich«, erwiderte er. »Aber manchmal hast du trotzdem ziemlich böse Gedanken, oder etwa nicht?«

Lügen wäre sinnlos gewesen. »Ja«, antwortete ich.

»Gott hätte es sich einfach machen und alle Menschen, dich und mich eingeschlossen, so erschaffen können, dass sie ausschließlich gut sind«, sagte er. »Die ganze Welt könnte voller guter Menschen und Dinge sein.«

»Und warum hat Er das nicht getan?«

»Vermutlich, weil das ziemlich langweilig wäre. Wenn alle den lieben langen Tag nur gut wären und es überall nur gute Dinge gäbe, dann wäre das Gute ziemlich schnell ein alter Hut, nicht wahr? Überall, wo man hinschaut, wäre nur das Gute. Und gerade das Gute kann so langweilig sein. Wenn alle nur das tun würden, was man von ihnen verlangt, gäbe es keine Kreativität. Gott wollte, dass es hier auf Erden *interessant* ist und dass es interessante Menschen gibt. Nimm bloß mal dich und mich. Wir sind manchmal ganz schön interessant und überraschend, weil wir meistens gute Dinge tun und manchmal...«

Er lächelte mich an und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

»... manchmal malst du dir in Gedanken aus, dass Menschen, die du nicht magst, ganz fürchterliche Dinge zustoßen, und manchmal wünschst du so was sogar deiner Mommy und deinem Pa, stimmt's?«

Schon möglich. Ich konnte mich nicht erinnern. Aber wahrscheinlich hatte er Recht.

»Solche bösen Gedanken sind ganz normal«, fuhr er fort. »Du musst dir deswegen keine Sorgen machen. Aber deine Mommy kennt deine bösen Gedanken, und sie macht sich Sorgen um dich. Ich werde ihr jetzt also sagen, dass wir uns darüber unterhalten haben und sie sich keine Sorgen zu machen braucht. Und wenn du wieder solche schlimmen Gedanken hast, erzählst du sie mir, und wir kümmern uns

darum. Wenn es sein muss, können wir sie sogar für immer vertreiben. Würde dir das gefallen?«

Sein Kopf befand sich wieder vor der Schautafel mit dem Schädel, dem in einer Augenhöhle eine lange Nadel steckte. Wieder versuchte ich, die Überschrift zu entziffern: TRANSPORT ITALIEN LOKOMOTIVE. Einen Augenblick lang fragte ich mich, was wohl geschehen würde, wenn man Dr. Gottreich eine solche Nadel in die Augen stechen würde wie dem Totenschädel auf der Tafel.

Vermutlich war das jetzt genau einer von diesen bösen Gedanken gewesen, die Dr. Gottreich vorhin gemeint hatte. Ich musste zugeben, dass ich schon öfters heimlich verbotene Dinge getan hatte. So hatte ich zum Beispiel ein Buch über einen bösen Mann gelesen, der eine alte Dame mit einer Axt ermordet hat. Meine Mom hatte mir verboten, dieses Buch zu lesen, aber hinter ihrem Rücken hatte ich es doch getan. Beim Lesen stellte ich mir zuerst vor, dass mich jemand mit einer Axt in Stücke hacken könnte. Ein schrecklicher Gedanke, der mir große Angst einjagte. Aber auf eine ganz seltsame Art war es auch irgendwie aufregend, denn es war ja alles nur ein Gedankenspiel. Niemand wollte mich wirklich mit einer Axt ermorden, ich stellte es mir nur vor, weil es so schön gruselig war. Als Nächstes überlegte ich mir dann, wie es wohl wäre, wenn man selbst eine alte Dame mit einer Axt in Stücke hackte. Eine Dame, die so alt war, dass sie sowieso bald sterben würde. Oder eine, die so gemein und knickrig war, dass es einem nicht viel ausmachen würde, sie mit der Axt zu zerstückeln. Eine Dame, die es verdient hatte, so zu sterben.

Hatte meine Mom vielleicht das Buch gefunden? Machte sie sich deshalb so große Sorgen? Und waren es die Gedanken, die ich beim Lesen gehabt hatte, die meine Mom und den Doktor so beunruhigten? Andere Menschen sind vielleicht so gut, dass sie nicht einmal daran denken, böse zu sein. Sie würden von

einem Buch, in dem ein böser Mann eine alte Dame mit einer Axt umbringt, vielleicht zwei Sätze lesen und es dann angewidert in die Ecke schleudern. Vielleicht war ich anders als diese Menschen. Vielleicht musste man etwas unternehmen, bevor sich meine von solcher Lektüre angestachelten bösen Gedanken in böse Taten verwandelten und ich zu einer zweiten Lizzy Borden wurde.

»Ich möchte nicht, dass dein Vater etwas von deinen Gedanken erfährt«, sagte Dr. Gottreich.

»Nein!«, rief ich aus. »Bitte, sagen Sie es nicht Pa Bear!«

»Alles, was wir hier besprechen, bleibt unser Geheimnis«, sagte er. »Wir erzählen weder deiner Mutter noch deinem Vater etwas von deinen bösen Gedanken. Weißt du was? Wir sorgen einfach dafür, dass sie für immer verschwinden. Würde dir das gefallen?«

»Ja«, antwortete ich. »Können Sie das denn machen?«

»Ja, das kann ich, mein Kind.«

»Mit einer Tablette? Mit Medizin?«

»Mit einer ganz einfachen Operation«, erwiderte er. »Es dauert nur ein paar Minuten.«

»Und tut es weh? Tut es weh, wenn Sie meine bösen Gedanken wegoperieren?«

»Nur ein kleines bisschen, und dann wird alles besser«, sagte er. »Mit den Schmerzen ist das so eine Sache. Wenn sie nur ein oder zwei Sekunden andauern und dann wieder verschwinden, ist es ja nicht so schlimm, oder?«

»Ich weiß nicht so recht«, erwiderte ich. »Wenn es wehtut, ist es immer schlimm.«

»Aber ist es nicht auch irgendwie schön, wenn einem etwas wehgetan hat und der Schmerz dann nachlässt? Wenn der Schmerz nicht mehr da ist, bist du glücklich, selbst wenn du dich vor dem Schmerz schrecklich gelangweilt hast. Verstehst du das?«

Eigentlich verstand ich es nicht. Ich versuchte, von dem Tisch herunterzukommen, bevor er mir etwas antat.

»Hoppla. Wo willst du denn hin, junges Fräulein?«

Er packte mich und setzte mich zurück auf den Tisch.

»Noch etwas ist merkwürdig am Schmerz. Stell dir vor, was wäre, wenn etwas wirklich Schlimmes und Schmerzhafes mit dir geschehen würde und du dich danach nicht mehr daran erinnern könntest. Dann wäre es doch so, als ob es nie passiert wäre.«

»Wenn etwas schlimm ist und wehtut, dann erinnere ich mich bestimmt daran«, entgegnete ich.

»Das muss nicht immer der Fall sein«, sagte Dr. Gottreich.

»Es gibt Medikamente und Inhalationsmittel, die dafür sorgen, dass man sofort wieder alles vergisst. Und dann? Dann ist es so, als wäre nichts geschehen.«

»Aber ich will nicht, dass überhaupt etwas geschieht, ganz gleich, ob ich mich später daran erinnere oder nicht.«

»Und was wäre, wenn du und ich das Problem mit den Schmerzen lösen würden? Denk doch mal darüber nach. Was wäre, wenn wir herausbekämen, warum Schmerzen wehtun, und einen Weg fänden, das zu verhindern? Denk doch nur daran, wie vielen Menschen man damit helfen könnte.«

Ich versuchte, an diese Menschen zu denken, obwohl ich eigentlich nur eines wollte: fort aus diesem Raum.

»Um das zu erforschen, müssen wir jemandem Schmerzen zufügen, aber was wäre, wenn wir eine Medizin hätten, die einfach die Erinnerung an die Schmerzen tilgt, die er bei dem Experiment erlitten hat? Wäre das nicht schön?«

Wieder versuchte ich, vom Tisch zu klettern, aber Dr. Gottreich hinderte mich abermals daran.

»Warum legst du dich nicht einfach hin und ich Sorge dafür, dass du nie wieder böse Gedanken hast?«

»Ich will das nicht«, antwortete ich. »Ich habe Angst, dass es wehtut.«

Dr. Gottreich drehte mir den Rücken zu und kramte in seiner Instrumententasche. Dann nahm er ein weiteres Tuch zur Hand und träufelte aus einer braunen Flasche eine ölige, stark süßlich riechende Flüssigkeit darauf.

»Es tut nicht weh«, sagte er. »Zähnezehen ist viel schlimmer. Und selbst an das kleine bisschen Schmerz wirst du dich später nicht erinnern, das verspreche ich dir.«

Ich sah, wie er einen langen, spitzen Gegenstand mit einem merkwürdigen Griff am Ende in die Hand nahm. Als er meinen Blick bemerkte, legte er ihn vor sich auf den Tisch und breitete ein blassgrünes Tuch darüber.

Ich schaute hinauf zu der Tafel mit dem aufgeschnittenen Schädel und der langen, dicken Nadel. Jetzt, da mich das Licht von Dr. Gottreichs Stirnspiegel nicht mehr blendete, konnte ich das Bild viel besser sehen und erkannte, dass in den Augenhöhlen des Schädels keine Stricknadel steckte, sondern ein langes, spitzes Instrument mit einem Griff am anderen Ende. Es erinnerte mich von der Form her an einen Eispickel und sah genau so aus wie das Ding, über das Dr. Gottreich gerade das blassgrüne Tuch gebreitet hatte.

Seine Stimme hatte wieder das leise, sanfte Schnurren, mit dem er zu unseren Eltern sprach.

»Leg dich hin, Sally.«

Ich wollte mich nicht hinlegen, aber er packte mich mit seiner knochigen Klauenhand am Hals und drückte meinen Oberkörper unsanft auf den Tisch.

Wieder starrte ich hinauf zu der Schautafel mit dem Schädel, der Hand im Gummihandschuh und dem Instrument, das aussah wie ein Eispickel. Jetzt, da ich auf dem Rücken lag, sah ich die Tafel aus einem anderen Winkel, und die Buchstaben spiegelten nicht mehr, so dass ich die Worte der Überschrift

deutlich lesen konnte. Verstehen konnte ich sie allerdings immer noch nicht. Die Überschrift lautete: TRANSORBITALE LOBOTOMIE.

Ich fing an zu weinen und musste wieder husten, und da bemerkte ich, dass außer mir noch jemand im Schmerzraum mit mir weinte. Ein anderes kleines Mädchen. Zunächst dachte ich, es wäre Maddy Kruger, aber die war es nicht. Dieses kleine Mädchen war kochenbleich, und sein schmutziges altes Krankenhaushemd hing ihm in ausgefransten Fetzen am Körper. Die Kleine war hier und doch wieder nicht hier, denn ich konnte durch sie hindurch auf die Gläser mit den brodelnden Flüssigkeiten direkt hinter ihr blicken. Mit der einen Hand presste sie eine Puppe an die Brust, und in der anderen läutete sie eine kleine Glocke, die ihr an einem Seidenband um den Hals hing. Dabei weinte sie sogar noch lauter als ich und hatte ebenso dunkle Ringe unter den Augen wie Madeline.

Ich glaube nicht, dass Dr. Gottreich sie sehen konnte, denn er legte in aller Ruhe seine Instrumente zurecht für das, was er mit mir vorhatte. Dabei sah ich auch das spitze Instrument mit dem Handgriff, das eher wie ein Werkzeug zur Bearbeitung von Holz oder Metall aussah und nicht wie etwas, womit ein Arzt sich an einem kleinen Mädchen zu schaffen machen sollte. Was hatte dieses Ding, das aussah wie ein Eispickel, in einer Arzttasche verloren?

»Ich will nicht mehr, dass Sie meine Gedanken wegoperieren«, sagte ich. »Ich möchte zurück in mein Bett.«

»Hasst du denn deine Mommy?«, fragte er mich und sah mich aus kalten, schwarzen Augen an. »Hasst du sie so sehr, dass du ihr unbedingt wehtun willst? Ist das der Grund dafür, dass du mich deine bösen Gedanken nicht wegoperieren lässt?«

»Nein«, schluchzte ich. »Ich hasse meine Mommy nicht. Ich liebe meine Mommy!«

»Liebe?«, fragte er mit einem widerwärtigen Lachen. »Willst du wissen, was Liebe ist?« Ich musste husten und konnte nicht mehr aufhören. *Keuch. Keuch. Keuch.*

Er träufelte noch mehr von der Flüssigkeit auf das Tuch. Von dieser öligen, süßlich riechenden Flüssigkeit.

Keuch, keuch. Ich konnte nicht aufhören zu husten. Ich bekam keine Luft mehr.

»Halt dir das vor den Mund«, sagte er und reichte mir das Tuch.

»Na los, mach schon«, drängte er und presste mir das Tuch auf Mund und Nase.

Die Flüssigkeit roch wie Terpentin, und mir war schon nach dem ersten Atemzug ganz schwummrig. Der Raum fing an sich zu drehen, und ich musste die Augen schließen, damit mir nicht schwindelig wurde. Ich spürte, wie Dr. Gottreich mein linkes Augenlid anhob, und sah, dass er das eispickelartige Instrument genau so in der Hand hatte, wie es auf dem Plakat an der Wand abgebildet war. Seine Spitze war direkt auf mich gerichtet. Ich spürte ein leichtes Druckgefühl oberhalb meines linken Auges, gefolgt von einem Stich und dann einem starken Schlag. Eine rote Explosion im Inneren meines Kopfes. Ich stieß ihn weg. Der süßliche Geruch machte mich ganz benommen.

Das Mädchen mit der Glocke fing an zu schreien, und seine Tränen liefen ihm wie schwarze Rinnsale über die Wangen, so, als weinte es Tinte oder dunkles, venöses Blut. Ich spürte, wie der Behandlungstisch unter seinen lauten Schreien zu vibrieren begann. Dann fing das harte Polster unter mir an zu zittern und zu beben, und dann sah ich, wie auch die Wände und die Medizinschränke auf einmal wackelten und Instrumente,

Flaschen und Glasbehälter aus den Regalen fielen und auf dem Boden zerschellten.

Ein Erdbeben.

Das kleine Mädchen ging zur Tür und winkte mir zu, damit ich ihm folgte. Es schrie noch immer aus vollem Hals, und mir kam es so vor, als ob es diese Schreie wären, die das Krankenhaus in seinen Grundfesten erzittern ließen und so das Erdbeben auslösten.

Das Mädchen winkte mir noch einmal zu. Beeil dich!

Ich sprang vom Tisch, wich Gottreichs ausgestrecktem Arm aus und rannte zur Tür. Als ich mich noch einmal umdrehte, sah ich, wie der ganze Raum wackelte und sich im Zementboden lange Risse auf taten.

»Hier geblieben!«, rief Dr. Gottreich. »Du kommst *sofort* zurück und legst dich wieder auf den Tisch, junges Fräulein!«

Mit dem fürchterlichen Instrument in der Hand machte er schwankend ein paar Schritte auf uns zu.

An der hinteren Wand des Raums riss auf einmal eine Gasleitung, die zu einem der Bunsenbrenner führte. Das ausströmende Gas entzündete sich an der Flamme eines anderen Brenners und schmorte eine weitere Leitung aus Gummi an, bis auch diese barst und mit ihrem Gas den Brand noch weiter vergrößerte. Schließlich erreichte das Feuer eine Holzkiste mit Reagenzgläsern, die sofort in Flammen aufging.

Ich war schon an der Tür, als ich den Schrank mit dem Feuerwehrschauch hinter der Glasscheibe sah: **IM BRANDFALL SCHEIBE EINSCHLAGEN.** Und daneben...

Ich nahm die rote Axt mit dem großen, glänzenden Kopf mit beiden Händen, hob sie über meine rechte Schulter und holte aus, um die Scheibe einzuschlagen. **IM BRANDFALL...** Auf einmal packte mich eine knochige Hand an der anderen Schulter und riss mich herum.

Es war Dr. Gottreich, und sein Gesicht war so wutverzerrt, als machte er mich für das Feuer verantwortlich. An dem Instrument in seiner Hand war Blut. Mein Blut. Er machte einen Schritt nach vorn, um sich auf mich zu stürzen, aber in diesem Augenblick läutete das kleine Mädchen wieder seine Glocke. Es stand links von mir, und neben ihm tauchte auf einmal ein Monster auf, eine Kreatur, wie ich sie noch nie gesehen hatte und die entfernt einem Schakal oder einem riesigen Ameisenbär ähnelte, jedoch wie ein Mensch auf ihren Hinterbeinen stand. Auch die Augen der Kreatur sahen aus wie die eines Menschen, aber ihre entblößten, weißen Zähne waren spitz und rasiermesserscharf. Dieses grauenvolle, furchteinflößende Geschöpf schien dem kleinen Mädchen zu gehorchen wie ein lammfrommes Haustier.

Gottreich machte nicht den Eindruck, als ob er die beiden sehen könnte, aber das Läuten der Glocke hörte er offenbar doch, denn als er mich schon fast erreicht hatte, hielt er inne und drehte den Kopf in die Richtung des Geräuschs.

Das war sein Fehler!

Als er sich mir wieder zuwandte, war es zu spät. Als ich sah, dass sich seine Hand so fest um den Griff des Eispickels krampfte, dass die Fingerknöchel weiß hervortraten, schlug ich, obwohl ich vom Geruch der öligen Flüssigkeit noch immer ziemlich benommen war, ohne lange nachzudenken zu. Die Jungs in der South Lewiston Little League konnten ein Lied davon singen, was für einen gewaltigen Schlag Sally Druse mit dem Baseballschläger draufhatte. Und wenn sie musste, konnte sie auch treffen, und in dieser Situation musste ich es wirklich, wenn ich nicht wollte, dass er mir noch einmal mit dem Eispickel ins Auge stach. Ich sah die Reflexion der Axt in Gottreichs Stirnspiegel und zielte auf seine Schläfe. Dann schloss ich die Augen, um nicht mit ansehen zu müssen, wie die Axt traf. Ich spürte, wie die Klinge auf etwas Hartes traf,

und hörte ein Geräusch, das mich unweigerlich daran erinnerte, wie meine Mom einmal aus Versehen eine reife Wassermelone auf den gekachelten Küchenboden fallen ließ.

Als ich die Augen wieder öffnete, lag der alte Kauz auf dem Boden, und das Feuer breitete sich immer weiter aus. Wie ein Lebewesen kroch es unaufhaltsam voran und ließ Kisten, Tücher und Papierstapel in Flammen aufgehen.

Die Kreatur beugte sich zu Gottreich hinab und schnüffelte wie ein Hund, der ein Stück verfaultes Fleisch untersucht, an dem Loch herum, das ich mit der Axt in Dr. Gottreichs Schläfe geschlagen hatte.

Ich rieb mit der Hand über mein linkes Auge und hatte danach Blut an den Fingern. »Ist es nicht auch irgendwie schön, wenn einem etwas wehgetan hat und der Schmerz dann nachlässt?«, sagte ich mit einem Blick nach unten auf den reglos daliegenden Arzt.

Die Flasche, aus der Gottreich die braune Flüssigkeit auf das Tuch geträufelt hatte, war neben ihm auf den Boden gefallen und ausgelaufen. Die Flammen hatten die kleine Pfütze schon fast erreicht.

Ich sah mich nach dem kleinen Mädchen um, das seine Glocke jetzt noch lauter läutete als zuvor und mir von der Tür des Schmerzraums aus zuwinkte. Beeil dich!

Ich rannte hinaus auf den Gang und schlug die Tür hinter mir zu.

Wumm! Ein heller Blitz, und die schwere Holztür flog auf und zerbarst.

Eine Explosion. Ich rannte den Gang entlang zur Treppe. Nichts wie raus hier.

Das kleine Mädchen war verschwunden, aber seine Glocke konnte ich noch immer läuten hören. Wahrscheinlich war es direkt vor mir und zeigte mir den Weg den dunklen Gang entlang zur Treppe hinauf ins Erdgeschoss.

Als ich fast oben war, kam mir eine alte Schwester in einer grauen Uniform entgegen. Sie trug weiße Nylonstrümpfe und eine weiße Schwesternhaube und war auf dem Weg nach unten in die Wäscherei.

Auch sie hörte das Läuten der Glocke und roch den Rauch.
»Feuer!«, schrie ich.

AUFERSTANDEN

Wieder hörte ich Glockengeläut. Elektronisches Piepsen. Das Rauschen eines Funkgeräts.

Die Stimme einer Frau.

»Ist dieser Sinusrhythmus normal?«, fragte sie.

»I got rhythm«, sang ein Mann. Es war Bobbys Freund, Danny Odmark, der nette Rettungssanitäter von Castleview Rescue. Ich erkannte ihn an der Stimme.

»I got music«, hörte ich eine andere Stimme. Das war Ollie! Aber warum beugten sich diese beiden Komiker im Aufzug über mich?

Die beiden alberten sicher wieder herum. Ich war umgeben von Menschen, die auf mich herabstarrten. Ich saß nicht mehr im Rollstuhl, sondern lag jetzt auf dem Boden der Aufzugkabine.

»Es hat gebrannt«, sagte ich. »Ich habe doch *Feuer!* gerufen, oder etwa nicht?«

Ein gut aussehender junger Mann in einem weißen Arztkittel beugte sich über mich und horchte meine Lunge mit einem Stethoskop ab. Es war Dr. Hook, den ich bisher nur vom Sehen kannte. Als er sich jetzt so nahe über mich beugte, bemerkte ich, wie gut er wirklich aussah. Glaubte man dem

Krankenhaustratsch, dann mochten er und die Ärztin Christine Draper einander sehr.

»Ich will Ihnen ja nicht Ihr Recht auf freie Meinungsäußerung nehmen«, sagte Dr. Hook, »aber es ist vielleicht keine so gute Idee, in einem voll besetzten Aufzug laut *Feuer!* zu rufen.«

Seine Bemerkung löste allgemeine Heiterkeit aus, und auch ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen, auch wenn ich meine fünf Sinne noch nicht wieder ganz beisammen hatte.

»Darf ich wenigstens fragen, was passiert ist?«

»Bloß wieder eines von diesen kleinen Erdbeben, Mrs. D.«, sagte Danny. »War nicht allzu schlimm, aber die Aufzüge sind trotzdem ausgefallen. Als sie wieder Strom hatten, wollten Ollie und ich rauf aufs Dach und uns den aufziehenden Wintersturm ansehen. Und da haben wir Sie auf dem Boden liegen gesehen. Ich tippe auf ASA.«

Ich schaute Ollie fragend an.

»Akute Schwerkraftattacke.«

»Puls und Atmung sind okay, Mrs. D.«, sagte Danny. »Sie brauchen uns nicht mehr.«

»Ich schätze, Sie waren einfach mal wieder ein bisschen WVF«, sagte Ollie.

»Weg vom Fenster«, vermutete ich. »Stimmt's?«

»Ganz genau, Mrs. D.«, antwortete Danny. »Wenn Sie so weitermachen, können Sie sich bald für die Prüfung zum Rettungssanitäter anmelden.«

Ich lächelte die beiden an. Was waren das doch für nette Jungs!

Als ich mich in der Kabine umsah, bemerkte ich als Erstes, dass die Neonröhren wieder funktionierten. Und dann sah ich rings um mich herum jede Menge medizinisches Gerät von Infusionen in sterilen Verpackungen bis hin zu einem tragbaren, piepsenden Monitor. Alles bereit für den Ernstfall,

der glücklicherweise nicht eingetreten war. Eines der Geräte gab ein klingelndes Geräusch von sich, aber ich hörte noch etwas anderes: das Läuten einer Glocke, das von den Wänden des Krankenhauses widerhallte.

Jemand drückte mir eine Maske über Mund und Nase, aus der etwas strömte, das vermutlich Sauerstoff war. Es hörte sich an wie weit entferntes Donnerrollen... oder das Prasseln eines Feuers.

»Es wird alles wieder gut, Mrs. Druse«, sagte Dr. Hook.

Danny ging schnell zum Fußende der Trage, auf die man mich gelegt hatte, und Ollie nahm das Kopfende. Die beiden hoben mich vorsichtig an und legten mich auf eine Krankentrage, die sie neben mir schon bereitgestellt hatten. Dann hörte ich, wie die beiden zählten: »Eins. Zwei. Drei.« Bei Drei hoben sie die Trage gleichzeitig hoch und trugen mich aus dem Aufzug.

»Halt!«, sagte ich. »Wo sind meine Papiere? Meine Unterlagen!«

»Ich hab sie, Mom.«

»Bobby! Bist du das?«

Er hatte anscheinend vor dem Aufzug gewartet.

»Ich habe deine Papiere«, sagte er müde.

»Guter Junge, Bobby! Und das Diktiergerät? Wo ist das Diktiergerät?«

»Das habe ich auch, Mom«, sagte er. »Ich habe alles hier bei mir.«

»Ich bin so stolz auf meinen großen Jungen«, sagte ich. »Ich liebe dich, Bobby.«

»Ich liebe dich auch. Du hattest dir das Diktiergerät ans Ohr gepresst, als sie dich fanden, Mom. Wolltest du es abhören?«

»Ich weiß nicht, Bobby. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern. Pass gut auf die Unterlagen auf, Bobby. Bist du so lieb?«

»Wird gemacht, Mom, ich schließe sie in meinen Spind. Dort sind sie sicher.«

Gott hatte mich mit dem besten Sohn gesegnet, den man sich nur vorstellen konnte. Bobby war der Trost meines Alters, der Rettungsanker meines Lebens.

MEDIZINISCHER ABERGLAUBE

IN DEN KLAUEN DER MEDIZIN

ICH WOLLTE NUR EINES: Zurück auf mein Zimmer und dort die Papiere durchsehen, die mir Hilda Kruger in den Schoß geschleudert hatte. Ich wollte alles über diesen schrecklichen Dr. Gottreich und den Brand erfahren, und vielleicht fand ich dabei ja auch heraus, was dieses Scheusal der armen Madeline – Gott hab sie selig – angetan hatte. Jetzt, da meine Erinnerung an diese unaussprechlichen, undenkbaren Ereignisse wieder zurückgekehrt war, wurde mir klar, dass Gottreich in meinem Fall nur ein teilweiser Angriff auf eine Hälfte meines Gehirns gelungen war. Ganz offensichtlich hatte er es bei mir nicht geschafft, die weißen Easern zu durchtrennen, die meinen linken Stirnlappen mit dem Rest meines Gehirns verbanden, und hatte mir nur die kleine Narbe zugefügt, die Dr. Stegman auf den Aufnahmen in Boston entdeckt hatte. Die arme Madeline hatte es möglicherweise viel schlimmer erwischt, aber das würde ich nur erfahren, wenn sie irgendwelche Papiere hinterlassen hatte, aus denen hervorging, was ihr dieser Unmensch mit seinen brutalen Methoden angetan hatte. Viel schlimmer aber war die Erkenntnis, dass hier am Kingdom Hospital in der Grenzregion zwischen Leben und Tod nicht nur die verlorene Seele eines unschuldigen Mädchens umhergeisterte, sondern auch das Böse selbst. Dr. Rattentod konnte jederzeit wieder zuschlagen. Um mich vor ihm zu schützen, hängte ich mir meinen Kristall

und zusätzlich noch ein Kreuz um den Hals. Ich hatte Gottreich schon einmal getötet (und ihn dabei für alle Ewigkeit entstellt, wie man an der blassen, serpentinenförmigen Narbe auf der linken Seite seines gespenstischen Schädels erkennen konnte). Wenn es sein musste, würde ich es wieder tun, ganz gleich, ob mit einer natürlichen oder einer übernatürlichen Waffe.

Madeline hatte gewusst, dass ich Dr. Gottreich und seinen Schmerzraum, diesen Albtraum unserer Kindheit, völlig verdrängt hatte. »Gott hat Sally Druse mit einem sehr viel gnädigeren Gedächtnis gesegnet als mich, und deshalb will ich ihr nicht mit grausigen Erinnerungen ihren Seelenfrieden rauben.«

Gott segne dich auch, Maddy Kruger. Ganz eindeutig war es nicht ihre Absicht gewesen, mir mit diesen grausigen Erinnerungen meinen Seelenfrieden zu rauben, bevor sie diese Welt für immer verließ. Madeline hatte durch die Hintertür in das verborgene Haus des Todes einziehen wollen und es schließlich doch nur auf Umwegen geschafft. Was hatte sie wohl empfunden, als sie ausgerechnet im Kingdom Hospital erwacht war, dem Krankenhaus, das man über dem Ort errichtet hatte, an dem man ihr ihre »immer noch schwärenden Wunden« zugefügt hatte? Bestimmt hatte auch sie das kleine Mädchen gesehen, bevor sich diese Bestie von einem Menschen mit dem Eispickel an ihr zu schaffen gemacht hatte. Genau, und deshalb hatte sie mir auch diese seltsame Nachricht zukommen lassen: »Das kleine Mädchen ist wieder im Reich der Lebenden. Es braucht unsere Hilfe.« Bevor sie das Mädchen in der Nacht ihres Todes wiedergesehen hatte, musste Madeline wohl angenommen haben, dass es damals in den Flammen umgekommen war. Daher auch ihre Worte: »Das Feuer konnte ihm nichts anhaben.« Aber das kleine Mädchen, das ich im Schmerzraum gesehen hatte, war

lediglich eine immaterielle Wesenheit und kein Mensch aus Fleisch und Blut gewesen. Und wie sollte eine solche bei einem Brand ums Leben kommen? Hatte Maddy vielleicht nicht gewusst, dass das Mädchen ein Geist war? Vielleicht hatte sie es ja auch nur weinen gehört und hatte nicht wie ich mitbekommen, dass es halb durchsichtig war und mit seinen Schreien das Krankenhaus in seinen Grundfesten erzittern lassen konnte.

Auch als Madeline starb, hatte es ein Erdbeben gegeben! Vielleicht waren es auch in dieser Vollmondnacht des 13. Dezembers 2002 die Schreie des kleinen Mädchens gewesen, die es ausgelöst hatten. Vielleicht hatte es auch da wieder versucht, jemanden damit zu retten...

Das Läuten der Glocke! Auf einmal fiel mir wieder der Artikel im *Sun Journal* ein: »Defekte Liftglocke sorgt für Aufregung in Krankenhaus.« Das musste das kleine Mädchen gewesen sein.

Vielleicht wollte es Madeline retten. Oder jemand anderen? Ich versuchte, mich an die vielen seltsamen Ereignisse dieses Freitags zu erinnern. Da war doch dieses Mädchen gewesen, das durch den Kunstfehler eines Arztes gestorben war. Egas hieß er, glaube ich. Der verkokste Kardiologe. Im *Sun Journal* war ein Foto von ihm und seinem Opfer. Theresa Bradley hieß die Kleine, die sterben musste, weil Egas bei der Operation nicht aufgepasst hatte. Hatte das kleine Mädchen versucht, diese Theresa zu retten? *Warum muss ich, ein unschuldiges Kind, so schrecklich leiden?* Diese Worte waren mir bei den unartikulierten Schreien, die ich im Aufzugschacht gehört hatte, in den Sinn gekommen. War es das Leid Unschuldiger hier im Kingdom, sein eigenes Leid also, das die Kleine aus ihrer Ruhe aufschreckte, oder das Leid anderer Kinder, die im Namen medizinischer Forschung und wissenschaftlichen Fortschritts gequält wurden? War es ein solches Leid gewesen,

dessentwegen sich das Mädchen auf dem Pfad ins Jenseits verirrt hatte und das es jedes Mal, wenn etwas Ähnliches geschah, in das Reich der Lebenden zurückkehren ließ?

All diese Fragen mussten warten. Warum? Weil die medizinische Wissenschaft, die uns mit Leib und Seele in ihrem Würgegriff hält, unser armes, eingeschüchtertes Zeitalter auf eine beängstigende Art und Weise beherrscht. Ich hatte schlicht und einfach keine Zeit, Nachforschungen über spirituelle Dinge anzustellen, weil eine ganze Armee von Menschen in weißen Laborkitteln über mich herfiel, um meinen Hämoglobin- und Creatininspiegel festzustellen und eine Blutgasanalyse an mir vorzunehmen. Um zu erklären, was mit mir im Aufzug 2 passiert war, mussten mich diese spirituellen Tiefflieger durch die Mühle ihrer albernen Tests drehen, und wenn ich irgendwelche Einwände dagegen äußerte, drohte man mir damit, mich auf der Stelle nach Hause zu schicken.

Dr. Massingale meinte, dass diesmal keine teure Spezialdiagnostik vonnöten sei, und ließ mir lediglich meine kostbaren Körpersäfte für eine gründliche Untersuchung abzapfen. Schließlich schickte sie mich aber doch hinauf in die niegelnelneue Magnetresonanz-Abteilung, wo man mich abermals in eine beige ausgekleidete, irgendwie an eine riesige Trockenhaube erinnernde Röhre steckte und eine Aufnahme von meinem Gehirn machte.

Die Hersteller dieser Geräte wissen genau, dass Menschen mit dem Verdacht auf eine lebensgefährliche Erkrankung zwanzig Minuten in dieser engen Röhre verbringen müssen und voll banger Gedanken darauf warten, nach der Untersuchung ihr medizinisches Schicksal verkündet zu bekommen. Da wäre es eigentlich passender, im Inneren des Apparats ein paar tröstende Worte anzubringen anstatt einer

Metalltafel mit der Inschrift: SERIEN-NR. 4D617279204A656E73656E.

Nachdem die Aufnahmen gemacht waren, kam eine MTA und klebte mir Elektroden für ein weiteres EEG an meinen alten Hirnkasten. Eine Kontrolluntersuchung. Nicht die erste, nicht die zweite, nein, die dritte. Angeordnet von drei verschiedenen Ärzten.

Als ich schließlich zurück auf mein Zimmer kam, wartete dort Dr. Massingale bereits ungeduldig auf mich. Sie schien weniger freundlich als sonst und wirkte fast ein wenig genervt. Sie sagte, dass es mehrere Tage dauern würde, bis sie die Daten der verschiedenen Tests ausgewertet hätte, aber dann würde sie gerne ein so genanntes »Sally-Druse-Gipfeltreffen« einberufen. Ganz offensichtlich ging sie davon aus, dass ich einen weiteren epileptischen Anfall gehabt hatte, der ihrer Meinung nach darauf zurückzuführen war, dass ich eigenmächtig meine Medikamente abgesetzt hatte. Nachdem sie mir das verkündet hatte, erklärte sie mir klipp und klar, dass sie mich, wenn ich mich in Zukunft nicht an die Anweisungen der Ärzte hielt, aus dem Kingdom entlassen und nach Hause schicken würde.

Während ich den Gedanken gar nicht mal so schlecht fand, teilte Dr. Massingale mir ganz beiläufig mit, dass mir die Verwaltung auf eine Beschwerde von Hilda Kruger hin den Status einer ehrenamtlichen Mitarbeiterin des Krankenhauses entzogen hätte. Das bedeutete, dass ich fortan keinen Zutritt mehr zur Station Sonnenschein hatte und mich auch sonst nur noch in Teilen des Krankenhauses aufhalten durfte, die allen Patienten offen standen. Der Besuch bei anderen Patienten war mir nur dann erlaubt, wenn sowohl diese selbst als auch deren behandelnde Ärzte mir die ausdrückliche Erlaubnis dazu gegeben hätten.

Während sie mir das eröffnete, konnte ich an nichts anderes denken als an Madelines Nachricht an mich. Es war vielleicht das Letzte, was sie in ihrem Leben geschrieben hatte: »Das kleine Mädchen, das uns gerettet hat, irrt noch immer umher. Es braucht unsere Hilfe. Komm sofort zu mir.«

Da saß ich nun ganz schön in der Tinte. Um weitere Nachforschungen über die Wesenheit des armen Mädchens anstellen zu können (deren Existenz für mich so real war wie der Boden unter meinen Füßen), musste ich für die medizinischen Materialisten hier im Kingdom die Kranke spielen und so tun, als hätte ich epileptische Anfälle. Andernfalls würden mich die renommierten Äskulapjünger des Kingdom Hospital nach Hause schicken und mir damit die Gelegenheit nehmen, dem armen Kind zur ewigen Ruhe zu verhelfen.

Dr. Massingale, die sich bisher immer durch eine schier unendliche Geduld ausgezeichnet hatte, schien offensichtlich am Ende derselben angekommen zu sein für den Fall, dass ich mich weiterhin weigerte, meine Tabletten einzunehmen.

»Wenn Sie unsere Therapie nicht akzeptieren und die Medikamente, die wir Ihnen verschreiben, eigenmächtig absetzen, gibt es für mich keinen Grund mehr, Sie noch länger in diesem Krankenhaus zu behalten.«

Mir wurde klar, dass ich mit dem Geist des Mädchens in Verbindung treten musste, bevor Dr. Massingale die Ergebnisse der angeordneten Untersuchungen erhielt, denn ich war mir sicher, dass aus den Tests eindeutig hervorgehen würde, dass mein Gehirn kerngesund war. Und wenn das so war, würde man mich nach Hause schicken und mir verbieten, das Krankenhaus ohne ausdrückliche Erlaubnis noch einmal zu betreten. Und das wäre nicht nur für den ruhelos umherirrenden Geist des Mädchens eine Katastrophe. Wenn man in meinem Alter ist, hat man eigentlich immer einen oder

mehrere gute Freunde, die im Sterben liegen und denen man in ihren letzten Stunden nahe sein will. Vor allem wollte ich jetzt bei meinem lieben Lenny sein. Ihn durfte ich doch hoffentlich noch besuchen, oder etwa nicht?

Ich hatte noch viele Fragen über Madeline, den Brand, den grauenvollen Dr. Gottreich, die Wesenheit des Mädchens und die Kreatur, die ihr Begleiter oder Beschützer zu sein schien, aber deren Beantwortung musste warten. Im Moment musste ich mich ein wenig ausruhen. Meine Gelenke schmerzten, und meine alten Knochen waren ebenso wie mein altes Gehirn müde von der Reise zurück an den Ort, an dem Maddy und ich mit dem Bösen in Berührung gekommen waren.

Die einzige Sehnsucht, die ich noch in meinem leeren Kopf verspürte, war die, dass dieser Tag endlich vorübergehen möge, dass Mutter Nacht käme und Schwester Schlaf.

BOBBY

Am nächsten Morgen konnte ich erleichtert durchatmen: keine Laborantinnen, die es auf mein Blut abgesehen hatten, und auch keine Schwestern, die mich zu irgendwelchen Untersuchungen holen wollten, bei denen Apparate mein Gehirn durchleuchteten. Aber diese Verschnaufpause würde bestimmt nicht von langer Dauer sein! Über kurz oder lang würde es irgendeinem ehrgeizigen jungen Arzt (der gerade eine Familie gegründet und wegen seines Medizinstudiums noch einen Schuldenberg abzubezahlen hatte) auffallen, dass bei mir zurzeit keine einträglichen Untersuchungen durchgeführt wurden, und unverzüglich weitere Tests anordnen.

Ich bestellte Bobby zu mir, weil ich die Unterlagen durchsehen wollte, die mir Hilda Kruger so verächtlich hingeworfen hatte. Außerdem sollte er mir berichten, was er bei der Ladd Library im Faust College erreicht hatte. Bobby kam direkt nach der Nachtschicht zu mir und wirkte wie immer ziemlich mitgenommen, weil sein Biorhythmus vollkommen aus dem Gleichgewicht war und zu wenig Schlaf, zu viel Zucker und zu viel Nikotin ihr Übriges taten.

Er setzte sich und rieb sich mit der rechten Hand die Stirn. Als auch noch die linke hinzukam, machte ich mir ernsthaft Sorgen um ihn.

»Mom, jetzt ist Schluss.«

»Nein, bitte sag es nicht, Bobby!«

»Was soll ich nicht sagen?«

»Dass du schon wieder von zu Hause ausziehen möchtest, Bobby.«

»Mom, mit diesem Unsinn hier muss Schluss sein. Die gesamte Ärzteschaft sagt das schon.«

»Was meinst du damit?«

Ich spielte die Ahnungslose, aber er fiel nicht darauf herein. Stattdessen sah er mich so verstockt an, wie... ja, wie zuletzt damals, als ich die Zeitschriften mit den nackten Mädchen verbrannt hatte, die ich unter seinem Bett gefunden hatte.

»Das Leben kann so schön sein, Bobby. Lass uns nicht streiten.«

»Ich streite nicht mit dir, Mom. Der Unsinn muss aufhören, das ist alles. Ich arbeite hier im Kingdom, und wenn du so weitermachst, sind meine Tage in diesem Job gezählt.«

»Blödsinn, Bobby, ich...«

»Und außerdem gefährden die Nachforschungen, die du da anstellst, deine Gesundheit. Die Ärzte haben mir geraten, die Papiere von dieser Madeline Kruger loszuwerden, damit du dich nicht weiter in die Sache mit dem Brand hineinsteigerst und dir einbildest, im Aufzug Stimmen zu hören und was sonst noch alles.« Bei diesen Worten warf er mir einen ängstlichen Blick zu. »Und genau das habe ich getan. Ich bin das Zeug losgeworden.«

Er schloss die Augen und widmete sich wieder seinem beidhändigen Kopfreiben.

»Soll das etwa heißen, dass du die ganzen Papiere weggeworfen hast, Bobby?«

»Eines muss man dir lassen, Mom, was diese alten Krankenakten betrifft, hast du ein gutes Gespür gehabt. Sie lagerten unten im alten Teil des Krankenhauses in einem feuersicheren Raum und haben dort den Brand von 1939 überstanden. Weil es sich um Studien handelte, hat man sie aufgehoben. Allem Anschein nach haben sich Vater und Sohn Gottreich auf dem Gebiet der Schmerzforschung einen ziemlichen Namen gemacht und waren eine Zeit lang sogar

richtiggehend berühmt. Letzten Endes scheint bei ihren Experimenten nichts herausgekommen zu sein, aber die Unterlagen hat man trotzdem aufbewahrt.«

»Das mag ja alles stimmen, Bobby, aber du hast meine Frage nicht beantwortet.«

Er traute sich noch immer nicht, mich anzuschauen.

»Mom, ich habe die Mappen zurück ins Archiv gebracht, und die anderen Unterlagen habe ich Hilda Kruger zurückgegeben. Die Ärzte meinten, nach allem, was du dir in letzter Zeit geleistet hast, sei das wohl das Beste.«

Noch immer schaute er mich nicht an.

»Bobby?«

Immerhin wagte er jetzt einen flüchtigen Blick aus den Augenwinkeln, bevor er abermals seine Stirn bearbeitete.

»Ich kann dich verstehen.«

»Wirklich?«

»Ja, das kann ich«, antwortete ich.

»Und du bist mir nicht böse?« Die Vorstellung zauberte ein Strahlen auf sein Gesicht, das allerdings nicht lange anhielt.

»Ich bin dir nicht böse, weil die Papiere noch immer in deinem Spind sind und du nur mal testen wolltest, wie böse ich würde, wenn du sie tatsächlich an Hilda Kruger zurückgegeben hättest. Und ich kann dir sagen, ich wäre dir *sehr böse* gewesen, Bobby. Und jetzt geh und hol mir bitte die Mappen, Bobby. Jetzt sofort!«

Er stöhnte so laut, dass die Nierenschale auf meinem Nachttisch wackelte. Wenn er eine dritte Hand gehabt hätte, dann hätte er sich mit der wohl ebenfalls den Kopf gerieben.

Schließlich stand er widerwillig auf und schlurfte davon, um mir die Unterlagen zu holen.

»Und vergiss nicht das Diktiergerät, Bobby. Ich brauche das Band, das ich aufgenommen habe!«

»Da ist nichts drauf, Mom. Ich hab's schon abgehört.«

»Ich möchte es trotzdem haben«, sagte ich geduldig. »Ich weiß, dass *du* darauf nichts hören kannst. Ich habe schon immer gespürt, dass die Schreie des kleinen Mädchens eine akustische Frequenz außerhalb der Bandbreite Normalsterblicher haben. Wäre das nicht so, würde man Otto wegen des Geschreis in Aufzug 2 die Bude einrennen.«

»Ja, Mom.«

DIE WESENHEIT

Dr. Massingale machte es mir nicht leicht, über meine Behandlung weiterhin selbst zu bestimmen. Natürlich würde ich ihr auch nicht erzählen, was ich über den Geist des kleinen Mädchens, über Madeline Kruger und Dr. Gottreichs Horrorkabinett wusste.

Das war völlig ausgeschlossen. Nicht, dass sie meine Geschichte mit dem am eingeschlagenen Schädel eines verbrecherischen Lobotomisten herumschnüffelnden Ameisenbären nicht interessiert hätte, aber ich war nicht so naiv oder gutgläubig, einer Schulmedizinerin diese Art von Munition in die Hand zu geben. Dr. Massingale war zwar eine nette Frau, aber sie gehörte genauso wie ihre Kollegen zu dem Geschwader von Tieffliegern aus dem Reich der exakten Wissenschaft, das mich in diesem Stadium meines Lebens ständig im Formationsflug umkreiste. Sie und ihresgleichen lauerten nur auf ein medizinisch belegbares Anzeichen geistiger Inkompetenz, um das zu erhalten, was sie wirklich wollten: die totale Kontrolle über meine Behandlung.

Selbst wenn es mir gelänge, Dr. Massingales Vertrauen zu gewinnen, würde ich sie wohl kaum davon überzeugen

können, dass ich im Grenzbereich zwischen Leben und Tod gewesen war. Eher konnte man versuchen, einem stocktauben Menschen eine Symphonie von Mozart zu beschreiben. Ich hielt mich also zurück und versuchte, sie zu weiteren Untersuchungen zu veranlassen, deren Ergebnis hoffentlich meine Sicht der Dinge bestätigen würde. Das musste allerdings klug eingefädelt werden.

Im Augenblick jedenfalls schien Dr. Massingale wild entschlossen, mittels aller möglichen Tests zu beweisen, dass ich einen weiteren epileptischen Anfall erlitten hätte. (Wohlgemerkt, weder Stegman noch seine Spießgesellen in Boston waren Zeugen eines akuten Anfalls gewesen. Sie hatten lediglich meine EEGs dahingehend interpretiert, dass ich möglicherweise klinisch nicht nachgewiesene epileptische Anfälle gehabt haben könnte.)

Weil Lona Massingale in erster Linie eine wissenschaftlich arbeitende Schulmedizinerin war, konnte ich ihr Vertrauen nur dadurch wiedergewinnen, dass ich mein Spiel nach den Regeln der Wissenschaft spielte. Und das bedeutete, dass ich mich der Sache mit der Stimme und der Wesenheit des kleinen Mädchens systematisch und mit wissenschaftlichen Methoden annehmen musste. Genau deshalb war es so wichtig, dass Dr. Massingale weitere Untersuchungen anordnete.

Gehirnaufnahmen von Schizophrenen zeigen, dass akustische Halluzinationen in anderen Regionen des Gehirns »gehört« oder verarbeitet werden als echte Stimmen. Wäre es doch nur möglich, Aufnahmen von meinem Gehirn zu machen, während ich im Aufzug 2 fuhr! Wenn ich die radiologisch-technischen Assistenten herbeirufen könnte, damit sie in dem Moment, in dem ich die Stimme des kleinen Mädchens hörte, eine Magnetresonanzaufnahme von meinen Gehirnstrukturen machten, dann würde sich anhand dieser Aufnahmen beweisen

lassen, ob die Stimme nur in meiner Vorstellung existierte oder tatsächlich von außen kam.

Natürlich. Alles klar. Und wenn das Wörtchen wenn nicht wär, wär mein Vater Millionär.

Als Wissenschaftlerin war mir natürlich klar, dass es für die Stimme des kleinen Mädchens mehrere Erklärungen geben konnte, von denen ich manche Dr. Massingale plausibel machen konnte, während ich andere vermutlich mit ins Grab nehmen musste. So war es beispielsweise möglich, dass ich die Stimme in einem präkognitiven und hellhörigen Teil meines Gehirns wahrnahm, weil das Mädchen irgendwie einen unmittelbaren Zugang zu meinen zerebralen Schaltkreisen hatte. Vielleicht benutzte ich ja, wenn ich die Stimme hörte, denselben Teil des Gehirns, der auch bei Mystikern aktiv ist, wenn sie in die Ewigkeit schauen. Durchaus möglich! Aber selbst wenn es so wäre, würden sich die Schulmediziner davon nicht überzeugen lassen, und die Diagnose würde immer noch auf akustische Halluzinationen lauten, und wenn es noch so viele Hirnaufnahmen davon gab. Wie aber konnte ich Dr. Massingale davon überzeugen, dass es sich nicht um eine akustische Halluzination handelte? Ein spiritueller Tiefflieger würde sich fragen: Habe ich wirklich eine Stimme gehört? Oder war es nicht doch etwas anderes? Ich brauchte also einen Hörtest, um auszuschließen, dass ich wieder an einem Tinnitus litt. Falls dieser Test negativ ausfiel, wäre das wenigstens *ein* Beweis dafür, dass das Wehklagen, das ich in Aufzug 2 und in der Nacht von Madelines Tod so deutlich gehört hatte, zumindest kein Ohrensausen gewesen war. Als Nächstes brauchte ich einen professionellen Tontechniker, der sich das Band aus dem Diktiergerät anhörte. Denn selbst wenn ich Dr. Massingale davon überzeugen konnte, dass meine »Attacken« etwas anderes waren als epileptische Anfälle, blieb immer noch die Frage offen: War die Stimme des kleinen Mädchens

ein »echtes« akustisches Phänomen? Konnte ein verwirrter und verängstigter Geist, der irgendwo zwischen Leben und Tod gefangen war, überhaupt Töne erzeugen? Vielleicht war ihr Weinen ein echtes Geräusch, das vom menschlichen Ohr nur nicht wahrgenommen werden konnte. Nur professionelle Audiologen und Tontechniker konnten diese Fragen beantworten, und Dr. Massingale war die Einzige, die eine solche Untersuchung in Verbindung mit einem Test meines Gehörs anordnen konnte.

Ich muss sagen, dass sie allen meinen Bitten nachkam, auch wenn sie es vielleicht nur deshalb tat, weil meine Krankenversicherung die Untersuchungen bezahlte. Außerdem ließ sie sich darauf ein, dem Phänomen der imaginären Stimme systematisch nachzugehen. Das Band wurde an einen Tontechniker geschickt, und ich bekam einen Termin bei Dr. Marcia Limen, der Gehörspezialistin des Krankenhauses, die mich in eine Audiometrikabine führte und mir etwa eine halbe Stunde lang über einen Kopfhörer Töne vorspielte.

Danach wollte ich natürlich sofort das Testergebnis erfahren, aber Dr. Limen wehrte kühl ab. Ich würde es zusammen mit allen anderen möglichen Erkenntnissen über mysteriöse akustische Phänomene, die sie im Verlauf der Untersuchung in der Audiometrikabine gewonnen hatte, von meiner behandelnden Ärztin mitgeteilt bekommen, und zwar höchstwahrscheinlich auf dem bevorstehenden Sally-Druse-Gipfeltreffen.

TRANSPORT ITALIEN LOKOMOTIVE

Ich ging zurück in mein Zimmer und wartete auf das Urteil, das der Krankenhausklüngel nach seinen weitschweifigen Untersuchungen über mich fällen würde. Wer kam überhaupt für diese ganzen Untersuchungen auf? Die Studenten am Faust College? Die Steuerzahler? Die Krankenversicherungen? Wer bekam die Rechnung für die unstillbare Lust dieser Mediziner präsentiert, jedes einzelne Molekül in meinem Körper einer eingehenden Prüfung zu unterziehen und es auf seine Relevanz für einen epileptischen Anfall abzuklopfen?

Dieses Rätsel wird vermutlich erst lange nach meinem Tod gelöst werden. Auf jeden Fall nahm ich mir vor, in meinem Testament zu verfügen, dass Bobby diesen Leuten nicht einen Cent bezahlen soll, und wenn er dafür aus dieser Stadt verschwinden muss.

Ich nutzte die Zeit bis zur Urteilsverkündung, um mit meinen Nachforschungen fortzufahren. Bobby hatte Hilda Krugers Mappe auf meinen Nachttisch gelegt, und nun suchte ich darin nach den Zeitungsartikeln, die mir im Aufzug in den Schoß geglitten waren.

»Zwei Tote bei Krankenhausbrand« hatte die alte *Daily Sun* am 3. November 1939 getitelt und von dem Feuer berichtet, das tags zuvor, an Allerseelen, im Gottreich Hospital vermutlich aufgrund einer Ätherexplosion in einem Kellerlabor ausgebrochen war. Des Weiteren berichtete der Artikel, dass Dr. Ebenezer Gottreich in den Flammen umgekommen sei. Der berühmte Arzt sei nach seinem Onkel benannt gewesen, der während des amerikanischen Bürgerkriegs auf dem Gelände der abgebrannten Klinik eine Textilfabrik mit Namen Gates Falls Textile Mill betrieben hatte. Zusammen mit Gottreich

war auch einer seiner Patienten bei dem Brand ums Leben gekommen, ein 15 Jahre alter jugendlicher Straftäter mit Namen Paul Morlock, den Dr. Gottreich wegen gewalttätigen Verhaltens mit Reizentzug behandelt und in einen Tank mit Salzlösung gesperrt hatte, der in einem Raum neben Dr. Gottreichs Kellerlabor stand. In diesem Tank hatte der Junge sich befunden, als das Feuer ausgebrochen war. Ebenso wie sein Arzt hatte er nicht rechtzeitig fliehen können.

Die anderen Patienten und Mitarbeiter des Krankenhauses hatten sich dem Artikel zufolge nur deshalb in Sicherheit bringen können, weil das Läuten einer Glocke und das Weinen eines Kindes sie auf den Ausbruch des Feuers aufmerksam gemacht hatten.

In diesem sowie in weiteren Zeitungsberichten, die Madeline ausgeschnitten hatte, wurde erwähnt, dass es am selben Ort schon einmal einen Brand gegeben hatte. Am 2. November 1869, also auf den Tag genau siebzig Jahre vor dem Krankenhausbrand, war die Textilfabrik von Ebenezer Gottreichs Onkel und Namensvetter ebenfalls ein Raub der Flammen geworden.

Zwei Brände an ein und derselben Stelle? Wenn *das* nicht seltsam war! Seit ich denken kann, hieß es immer, dass nur das alte Kingdom abgebrannt sei, aber vom Brand einer Textilfabrik war nie die Rede. In einem der Artikel wurde das Feuer in der Gates Falls Mill in einem Extrakasten beschrieben: In der Fabrik hatten während des Bürgerkriegs zweihundert Textilarbeiter Uniformen für die Soldaten der Unionsarmee hergestellt. Als die Fabrik 1869 abbrannte, konnten sich die meisten erwachsenen Arbeiter gerade noch rechtzeitig retten, aber die Kinder, von denen viele aus irischen Einwandererfamilien stammten und in Zwölf-Stunden-Schichten an den Färbe- und Bleichkesseln im Keller arbeiteten, kamen dabei fast alle in den Flammen ums Leben.

Während ich noch über das, was ich gerade gelesen hatte, nachdachte, kramte ich unter meinen eigenen Unterlagen die Nachricht hervor, die Madeline mir in der Nacht ihres Todes geschrieben hatte.

LIEBE SALLY: DAS KLEINE MÄDCHEN, DAS UNS GERETTET HAT, IRRT NOCH IMMER UMHHER. ES IST WIEDER IM REICH DER LEBENDEN. DAS FEUER KONNTE IHM NICHTS ANHABEN. ES BRAUCHT UNSERE HILFE. KOMM SOFORT ZU MIR.

Die hastig hingekrakelten Zeilen warfen nun eine ganz neue Frage auf: *Welches* Feuer hatte dem kleinen Mädchen nichts anhaben können?

Ich wandte mich wieder den Zeitungsausschnitten zu. Madeline hatte erschreckende Berichte über Gottreichs sensationelle Operationsmethode aufgehoben, mit der er mich im Alter von elf Jahren fast meiner Persönlichkeit beraubt hätte. Gottreich war ein glühender Verehrer des berühmterühmten Dr. Walter Freeman gewesen, der als passionierter Verfechter der Lobotomie 1935 erste Experimente an Leichen durchgeführt und schließlich einen »eleganten« Eingriff entwickelt hatte, der als »transorbitale Lobotomie« bekannt wurde. Ab 1948 führte Dr. Freeman ihn an Hunderten von Menschen durch, darunter auch an Kindern, Akademikern und Filmstars, zu denen die ebenso schöne wie talentierte Frances Farmer gehörte, die als politische Aktivistin wohl wegen ihrer radikalen Ansichten zum Opfer dieses brutalen Eingriffs in ihr Gehirn wurde. Bis 1955 hatte man über 40.000 Männer, Frauen und Kinder dieser »Psychochirurgie« unterzogen, wie die Lobotomie in den Boulevardblättern der damaligen Zeit genannt wurde.

Bereits Mitte des neunzehnten Jahrhunderts waren Ärzte von der Möglichkeit fasziniert gewesen, unbequeme Patienten durch das Abtrennen oder die Zerstörung ihrer Stirnlappen von ihren psychischen Störungen zu »befreien«. Schon Klaus Gottreich, der Vater von Ebenezer, hatte die Vorläuferform dieses Eingriffs, die so genannte Leukotomie, an Gefangenen, Kindern und Geisteskranken vorgenommen.

Bei den ersten Lobotomien mussten noch Löcher in den Schädel der Patienten gebohrt werden, um mit Instrumenten oder Drähten ins Gehirn vordringen zu können. Weil diese Instrumente gelegentlich abbrachen und die Operationsmethode Infektionen hervorrief und den Stirnlappen mehr als beabsichtigt schädigte, entwickelten Freeman und seine Anhänger (unter ihnen auch Gottreich) ein stabiles, eispickelartiges Instrument, mit dem sie auf eine genial einfache Methode ins menschliche Gehirn vordringen konnten: Man musste es nur direkt über dem Auge durch das Orbitaldach in den Schädel einführen. Der Eingriff war so unkompliziert, dass er in den vierziger und fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts sogar von Psychiatern und Psychologen angewandt wurde, die über keinerlei chirurgische Ausbildung verfügten. Die Operation wurde als »einfach, billig und fabelhaft wirksam« gepriesen. Die einzige sichtbare körperliche Nebenwirkung war für gewöhnlich ein blaues Auge, weshalb die meisten Patienten nach der Operation etwa eine Woche lang eine Sonnenbrille trugen.

Im Lauf der Zeit jedoch stellte sich der Eingriff als nicht unproblematisch heraus, weshalb auch Vater und Sohn Gottreich schließlich in Verruf gerieten. Die beiden Ärzte, einst als Pioniere auf dem Gebiet der Psychochirurgie gefeiert, werden heutzutage ebenso kritisch beurteilt wie die Lobotomie, die sie dereinst propagiert hatten. Kein Wunder also, dass die Bürger Lewistons das vom Brand zerstörte

Krankenhaus nicht mehr als Gottreich Hospital bezeichneten und stattdessen lieber vom alten Kingdom sprachen.

Niemand erinnerte sich gerne daran, was im berühmt-berüchtigten Schmerzraum geschehen war.

»Keine Angst, der Raum heißt nur so.«

DAS SALLY-DRUSE-GIPFELTREFFEN

Das Leben hat nur selten ausschließlich gute Nachrichten für uns parat. Das gilt besonders dann, wenn die Überbringer derselben Ärzte oder Anwälte sind.

Aber fangen wir mit den guten Nachrichten an: Mein Blutgastest hatte ergeben, dass meine Atmung in Ordnung war, und laut EKG und Blutbild war auszuschließen, dass ich einen Herzinfarkt erlitten hatte. Und was die alles entscheidende Frage nach einem weiteren epileptischen Anfall betraf, eröffnete man mir, dass das erst kürzlich gemachte Langzeit-EEG keinerlei Hinweise auf einen solchen ergeben hätte, was allerdings laut Dr. Massingale nicht ausschloss, dass ich im Aufzug doch einen solchen Anfall gehabt hatte. Noch war die Beweislage nicht eindeutig. Man mutmaßte nur.

Immerhin war der Bluterguss in meinem Schläfenlappen, der auf den in Boston gemachten Aufnahmen noch sehr gut zu sehen gewesen war und als Ursache für mögliche epileptische Anfälle gegolten hatte, inzwischen vollständig verschwunden. Die neuen Aufnahmen meines Gehirns waren ohne Befund, was sich mit der Vorhersage von Dr. Massingale deckte, dass solche Prellungen und Blutungen normalerweise innerhalb von sechs bis zwölf Wochen verheilt waren.

Auch die ältere Verletzung in meinem linken Stirnlappen war auf den Aufnahmen nicht mehr feststellbar. Dr. Massingale erklärte mir das ziemlich weitschweifig mit den verschiedenen Auflösungen und Aufnahmewinkeln unterschiedlicher Geräte, was mich nicht sonderlich interessierte. Wichtig war für mich nur eines: Meine Gehirnaufnahmen zeigten keinerlei krankhafte Veränderungen mehr.

Im Hinblick auf mein Gehör ließ Dr. Massingale nichts unversucht. Ich hielt unbeirrt daran fest, dass ich im Schacht von Aufzug 2 ein Kind weinen gehört hatte. Und ob es sich dabei um die Stimme einer Wesenheit, eine Stimme aus der Vergangenheit, aus meinem Inneren, meiner gespaltenen Persönlichkeit, eines Engels oder eines Dämons gehandelt hatte, brauchte ich nicht mit einer Ärztin zu diskutieren. Ich wollte sie nur davon überzeugen, dass ich *etwas* gehört hatte und dass sie mir helfen sollte, das zu beweisen.

Dr. Limen, die Ohrenärztin, bescheinigte mir einen leichten, altersbedingten Hörverlust sowie den Verdacht auf Tinnitus, unter dem ich schon einmal gelitten hatte.

Ich versuchte Dr. Massingale und Dr. Limen klar zu machen, dass das Weinen im Aufzugschacht nicht wie ein Tinnitus geklungen habe, woraufhin Dr. Limen meinte, dass das, was man bei einem Tinnitus »höre«, nicht nur von Patient zu Patient verschieden sei, sondern auch bei ein und demselben Patienten die unterschiedlichsten Formen annehmen könne. Es sei also durchaus möglich, dass sich mein Tinnitus vor Jahren als Brummen oder Singen in meinen Ohren geäußert hätte und heute, im Jahr 2003, wie eine Stimme in einem Aufzugschacht klänge.

Ähnlich enttäuschend war das Ergebnis der Analyse des Tonbands aus dem Diktiergerät, auf dem angeblich nichts anderes zu hören war als die normalen Geräusche in einem Aufzugschacht: das Brummen eines Motors, das Schwirren

von Stahlseilen und das Zischen einer Luftdruckbremse, die von den Wänden des Schachts widerhallten. Ich ersuchte Dr. Massingale, das Band einem höher qualifizierten Tonbandexperten aus einer anderen Krankenhausabteilung zu übergeben. Sie beharrte zwar darauf, dass die bisherigen Ergebnisse eigentlich stichhaltig genug seien und keinerlei Hinweis auf Stimmen im Aufzugschacht enthielten, gab aber schließlich doch nach und sicherte mir zu, wegen des Bandes einen Kollegen von der Psychoakustik zu konsultieren.

Dann sahen Dr. Massingale und ich uns über den Konferenztisch hinweg an wie zwei Spieler bei der Poker-Weltmeisterschaft im Texas Hold'Em. Sie konnte jetzt nicht mehr auf den epileptischen Anfällen herumreiten, und ich hatte keine Beweise dafür, dass ich eine reale Stimme gehört hatte. Und was nun? Ich wusste, dass Dr. Massingale unter anderem Psychologie studiert und sich mit Psychoanalyse befasst hatte, und ahnte, dass es jetzt gleich um das gehen würde, was das Ekelpaket Dr. Stegman in Boston als »Nicht-organische und nicht fassbare Probleme« bezeichnet hatte. Oder um es mit Bobbys Worten auszudrücken: Hatte ich einen Dachschaden?

Wenigstens war die Ärztin bei den nun folgenden Unterstellungen ausgesprochen taktvoll.

Ob ich vielleicht schon einmal in Betracht gezogen hätte, wollte sie wissen, dass die Stimme lediglich das Produkt meiner – wie sie es nannte – »blühenden Fantasie« war?

Sie räumte allerdings auch ein, dass es durchaus möglich sei, dass ich tatsächlich »etwas hörte«, was ich ihr hoch anrechne.

»Was wäre zum Beispiel«, überlegte Dr. Massingale laut, »wenn Sie die Stimme in Ihrem Unterbewusstsein oder einer Art Traumzustand gehört hätten? Oder vielleicht entspringt sie einer Region Ihres Gehirns, die Ihrem wachen Bewusstsein normalerweise nicht zugänglich ist? Gehört sie vielleicht zu einer verdrängten Erinnerung?« Ihre Erklärungen klangen so,

als ob ich es möglicherweise mit einem nicht uninteressanten psychologischen Phänomen zu tun hatte und nicht mit beginnender seniler Demenz, was sie vielleicht viel eher befürchtete.

Beim Wort *verdrängt* wurde ich hellhörig, weil mir einfiel, dass ich auch Dr. Gottreich vollkommen aus meinem Gedächtnis verdrängt hatte. Ich musste zumindest in Betracht ziehen, dass die Stimme, die ich gehört hatte, meine eigene gewesen war: Die Stimme der elfjährigen Sally Druse, die Dr. Gottreich an dem Tag, an dem 1939 das Feuer ausgebrochen war, im Schmerzzraum behandelt hatte. Diese Erinnerung war so grauenvoll und schrecklich gewesen, dass ich sie aus dem bewussten Teil meines Gehirns, dem ich über so lange Zeit hinweg Zügel angelegt hatte, hinausgedrängt und erst vor kurzem so überraschend wiederentdeckt hatte.

Als professionelle und spiritistische Mystikerin fiel mir noch eine weitere, gleichermaßen esoterische wie verlockende Erklärung ein: Vielleicht hatte ja mein eigenes, an Zeit, Raum und Materie gebundenes und immer noch mit fünf Sinnen ausgestattetes irdisches Selbst irgendwie Kontakt mit meiner unsterblichen Seele aufgenommen? Wenn ich Dr. Massingale mit dieser Möglichkeit konfrontierte, würde sie womöglich auf der Stelle ein EEG machen und mich noch einmal auf einen epileptischen Anfall hin untersuchen lassen. Menschen, die nur in rein materiellen Begriffen denken können, erschauern bei dem Gedanken, dass unser Selbst zweigeteilt im Diesseits und im Jenseits sein könnte. Wenn man den Philosophen aber Glauben schenken darf, dann *ist* die Ewigkeit entweder das Jetzt oder sie *beinhaltet* das Jetzt, und dann gibt es kein Davor oder Danach. Und das wiederum bedeutet, dass ich eine unsterbliche Seele haben muss, die mindestens zwei Zustände oder Seinskanäle kennt. Wenn aber der Tod und meine körperlose Existenz nach ihm nur Teile oder Facetten des

Lebens sind, dann wäre es durchaus denkbar, dass man mit dem unsterblichen und körperlosen Teil des eigenen Selbst kommunizieren kann. Hatte mich die Stimme dieses armen geisterhaften kleinen Mädchens nur deshalb so bis ins Mark erschüttert, weil sie eigentlich meine eigene Stimme war? Waren mir ewige Einsamkeit und Verzweiflung ebenso vorbestimmt wie die unartikulierte Agonie dieser gequälten Seele, die mir aus dem Jenseits entgegenschrie?

Ganz egal, wofür Dr. Massingale sich entschied, ich musste weiter nach der Stimme suchen und meine Nachforschungen fortsetzen, bis ich eine Antwort auf meine Fragen bekommen hatte. Ich musste die Stimme wiederfinden, ihren unartikulierten Schreien zuhören und warten, bis sie schließlich ein Wort in einer Sprache hervorbrachte, die ich verstehen und auf das ich mich stürzen konnte wie eine Verhungerte, der jemand einen Brocken Essen zuwirft.

Interessante Gedankengänge, sicherlich. Aber ohne jegliche Bedeutung.

Ich wurde entlassen und nach Hause geschickt.

Und sollten sich derartige Symptome wiederholen, sagte Dr. Massingale, würde sie mich gerne an einen Psychiater überweisen.

IM EXIL

DAS ABNORMALE IST NORMAL

IM VERLAUF DER NÄCHSTEN WOCHEN wurden immer wieder Gerüchte laut, dass es im Kingdom zu Unregelmäßigkeiten gekommen sei. Ich bekam das alles nur aus der Ferne mit, während ich zu Hause in meinem bequemen Sessel angestrengt darüber nachdachte, wie ich es bewerkstelligen könnte, dass man mich wieder zurück ins Kingdom und meine Arbeit dort beenden ließ.

Seit den letzten Erdbeben, die immer nur das Krankenhaus und nie die umliegenden Gebäude erschüttert hatten, äußerten einige Statiker Bedenken wegen der Stabilität des Bauwerks, und externe Wartungsfirmen berichteten von rätselhaften Störfällen an diversen Maschinen und Einrichtungen wie den Aufzügen, der Heizung und der Klimaanlage. Außerdem war es zu merkwürdigen Zwischenfällen in den Labors gekommen, und auf Röntgenaufnahmen waren unversehens rätselhafte Gegenstände aufgetaucht.

Zum Glück kannte ich immer noch einige Patienten auf der Station Sonnenschein, die mir, wie etwa Mrs. Kinney, telefonisch von diesen Vorfällen berichteten.

Die Angestellten des Kingdom Hospital hingegen schwiegen eisern, was sicherlich auf einen Erlass von Dr. James zurückzuführen war. Der geistige Vater der unseligen Operation Morgenluft drohte jedem mit sofortiger Kündigung, der Späße oder Streiche ausheckte, die das Krankenhaus als

Ort irgendwelchen übernatürlichen Spuks oder paranormaler Vorgänge in Misskredit brachten. Selbst wer derartige Gerüchte diskutierte oder weiterverbreitete, musste mit dem sofortigen Verlust seines Arbeitsplatzes rechnen. Besonders empfindlich reagierte Dr. James darauf, wenn Angestellte mit Journalisten über die lokal begrenzten Erdbeben sprachen, vermutlich deshalb, weil das als Beweis dafür gelten könnte, dass das Kingdom Hospital auf instabilem Grund erbaut war. Es war eine Sache, den Mitarbeitern im Hinblick auf seltsame Erscheinungen und durch das Krankenhaus spukende Gespensterärzte per Erlass den Mund zu verbieten, reale Risse in den Kellergewölben oder geplatze Wasserrohre in den Versorgungsschächten wegdiskutieren zu wollen aber eine gänzlich andere. Die Vorschriften, die den Mitarbeitern untersagten, übernatürliche Vorgänge im Kingdom zu besprechen, wurden erlassen, nachdem die Krankenhauskette *Wellness America* starkes Interesse daran bekundet hatte, das Kingdom Hospital zu übernehmen. Die Anwälte des Kingdom wiesen den Aufsichtsrat des Krankenhauses darauf hin, dass der Verkäufer von Gesetzes wegen dazu verpflichtet sei, jegliche Mängel des betreffenden Objekts offen zu legen, unabhängig davon, wie rätselhaft oder unerklärlich diese auch sein mochten. Als die Investmentbanker und Anwälte von *Wellness America* erst einmal mit ihren sorgfältigen Routineuntersuchungen begonnen hatten, fanden sie bald das heraus, was ich sofort intuitiv gespürt hatte, als ich das Krankenhaus zum ersten Mal betreten hatte: dass das Kingdom Hospital nicht bei bester Gesundheit war.

Die Wissenschaftler, Experten und Ingenieure hatten unterschiedliche Erklärungen für die seltsamen Vorfälle: Die einen führten sie auf Konstruktionsfehler zurück, die anderen darauf, dass das Gebäude nicht den Prinzipien des Feng Shui entspräche. Wieder andere führten als Erklärung die

tektonische Plattenverschiebung oder sogar das Sick-Building-Syndrom an (eine Diagnose, der ein Verwaltungschef, der noch halbwegs bei Sinnen war, wohl nicht allzu viel abgewinnen konnte). Trotz aller Erklärungsversuche spürten sowohl die Patienten als auch das Personal und bisweilen sogar die Besucher, dass die vor ihrer Zeit auftretenden Verfallserscheinungen, Versorgungsunterbrechungen und Störfälle an allen möglichen Geräten auf sehr viel mysteriösere und beängstigendere Ursachen zurückzuführen waren. Für sie litt das Kingdom Hospital an einer Krankheit, die Ärzte als Idiopathie bezeichnen, eine Krankheit mit nicht erkennbarer Ursache.

Die vom Krankenhaus beauftragten PR-Berater leisteten hervorragende Arbeit, indem sie eine geschickte Informationspolitik betrieben. In ihren taktisch ausgeklügelten Verlautbarungen war lediglich von der Existenz gewisser Gerüchte über seltsame Vorfälle die Rede, die sich angeblich auf dem Gelände des größten und modernsten Krankenhauses im Süden Maines ereignet hätten. Eine ganze Reihe von Aufsichtsratsmitgliedern des Kingdom Hospital saß auch im Aufsichtsrat der Lokalzeitung, die deshalb peinlich genau darauf bedacht war, den Ruf des Krankenhauses nicht zu schädigen. So fand man dort höchstens sehr zurückhaltende Berichte über lokal begrenzte Erdbebenherde oder kleinere bauliche Mängel.

Zu ihrer Verteidigung muss gesagt werden, dass die Experten, welche die Folgen dieser ungewöhnlichen Beben mit ihren Formeln und Belastungstests schönredeten, die Öffentlichkeit nicht bewusst über die beunruhigenden Probleme am Kingdom Hospital belogen. Sie taten etwas viel Schlimmeres: Sie belogen sich selbst, um später, wenn sie von Reportern befragt wurden, guten Gewissens falsche Aussagen machen zu können. So führten sie komplizierte Theorien über

Oszillationen, modale Analysen, Neotektonik und die Aktivität lokal begrenzter Erdbebenherde als Erklärung dafür an, dass ein Erdbeben lediglich einen einzigen Gebäudekomplex beschädigen konnte und von der umliegenden Gemeinde fast nicht bemerkt wurde.

Das taten sie nicht, um gezielt Fehlinformationen zu verbreiten, sondern weil nur eine wissenschaftliche Erklärung der seltsamen Phänomene im Krankenhaus in der Lage war, Patienten und die Belegschaft zu beruhigen.

Trotzdem blieben viele Fragen offen, die auch weiterhin von den Journalisten gestellt wurden. Dr. James beantwortete sie meistens so, wie er es einem Reporter des *Sun Journal* gegenüber tat: »Es gibt keinen Grund zur Besorgnis. Das Abnormale ist ganz normal.« Diese Äußerung wurde im Kingdom rasch zum geflügelten Wort, über das sich die ganze Belegschaft lustig machte.

Wie in dem Witz über den Betrunkenen, der seine in einer dunklen Gasse verlorenen Schlüssel auf der Hauptstraße sucht, weil dort mehr Licht ist, suchten auch Ärzte, Experten und Ingenieure die Gründe für die beunruhigenden Unregelmäßigkeiten am Kingdom nur an Stellen, die vom Lichtschein der Vernunft und Wissenschaft erhellt wurden. Für die Schattenregionen, in denen sich wesentlich rätselhaftere und bedrohlichere Phänomene verbargen, interessierten sie sich nicht, weil unerklärliche Erscheinungen und geisterhafte Trugbilder per definitionem keine wissenschaftlich verwertbaren und durch Versuche jederzeit nachvollziehbaren Daten liefern können.

DER ABSCHIEDSBRIEF

Ich igelte mich zu Hause ein und wartete auf eine passende Gelegenheit, um wieder ins Kingdom Hospital zu kommen, wo ich meine Nachforschungen fortführen und versuchen wollte, mit dem kleinen Mädchen in Verbindung zu treten. Maddy und ich hatten ja schon als Kinder geglaubt, dass wir der Kleinen helfen könnten, wenn wir nur ihren Namen wüssten und irgendwie herausbekämen, was mit ihr geschehen war. Mir war aber auch klar, dass man im Kingdom bestimmt Verdacht schöpfen würde, wenn ich mich allzu bald wieder dort einweisen ließ. Außerdem musste ich mir einen guten Grund dafür überlegen. Wenn ich epileptische Anfälle vortäuschte, würden sie mir wieder diese blöden Dämmer-Pillen verschreiben, die mir meine geistige Energie raubten. Aber gerade die brauchte ich ganz dringend, wenn ich mit meinen Nachforschungen weiterkommen und Dr. Rattentod die Stirn bieten wollte.

Die Wartezeit vertrieb ich mir damit, dass ich Madelines Papiere und Zeitungsausschnitte durchsah. So kam es, dass ich an einem bitterkalten Nachmittag im Februar, an dem der Himmel so grau gesprenkelt wie das Fell eines Apfelschimmels war und der Wind die bleiverglasten Scheiben meiner Fenster zum Klirren brachte, jenes Papier fand, das die Polizei und das Personal im Kingdom als Madelines »Abschiedsbrief« bezeichnet hatten. Ollie und Danny hatten Recht gehabt. Madeline hatte keinen Abschiedsbrief im herkömmlichen Sinn hinterlassen. Sie musste in der Tat zumindest als Hobbyschriftstellerin tätig gewesen sein, denn der »Brief« sah eher aus wie eine Semesterarbeit und bestand aus mehreren mit dem Computer geschriebenen und sorgfältig

formatierten Seiten, bei denen sogar die Absätze eingerückt waren. Während normale Lebensmüde ihren Abschied von dieser grausamen Welt mit einem Bleistift auf einen Fetzen Papier kritzeln, brauchen Schriftsteller dafür einen Computer, einen Laserdrucker und mindestens 10.000 Wörter. Selbst ich hatte mich täuschen lassen, denn als ich Madelines Papiere zum ersten Mal durchgesehen und darin keinen handschriftlichen Abschiedsbrief gefunden hatte, war ich davon ausgegangen, dass Hilda diesen absichtlich zurückgehalten hatte.

Eigentlich war der »Abschiedsbrief« auch nur der letzte Teil eines sorgfältig geführten Tagebuchs, und weil Madelines Gedanken gegen Ende ihres Lebens immer enger um das Thema Selbstmord gekreist waren, hatte sie auch diese aufgeschrieben, was für sensible und kreative Menschen wie sie nichts Ungewöhnliches ist. Diese letzten Seiten mussten wohl ausgedruckt auf dem Tisch gelegen haben, als Madeline tatsächlich den Schritt in die Dunkelheit getan hatte. Wenn Polizisten so etwas neben einer Leiche mit dem Kopf im Backrohr finden, nennen sie es einen »Abschiedsbrief«, auch wenn es keiner im klassischen Sinn ist. Madeline hatte die letzten Einträge in ihr Tagebuch an Hilda adressiert und sie strikt angewiesen, die Unterlagen über Gottreich an niemanden weiterzugeben, insbesondere nicht an mich.

Nach kurzem Suchen fand ich die Passage, die mich betraf und die Ray für Bobby abgeschrieben hatte: »Gott hat Sally Druse mit einem sehr viel gnädigeren Gedächtnis gesegnet als mich, und deshalb will ich ihr auch nicht mit grauisgen Erinnerungen ihren Seelenfrieden rauben.«

An anderer Stelle erläuterte Madeline ihre sorgfältig durchdachte Entscheidung, mir die gemeinsam erlittenen Stunden des Schreckens nicht erneut ins Gedächtnis zu rufen. Sie wollte mir diese Pein ersparen, obwohl sie selbst ihr Leben

lang unter diesen Erinnerungen gelitten hatte. Ich entdeckte noch einige andere Abschnitte, die mich betrafen und die Ray offenbar übersehen hatte, fand aber nichts darin, was ich mir nicht schon selbst zusammengereimt hatte.

Schließlich fand ich auch die Stellen, auf die sich Ray bezogen haben musste, als er sagte, der Abschiedsbrief sei »zu brisant«, als dass man ihn jemandem zu lesen geben könnte.

Brisant waren sie tatsächlich. Und zwar aus verschiedenen Gründen. Einer davon war Schuld. Es war meine Schuld, dass Peggy Kruger die Aufzeichnungen ihrer Mutter gelesen hatte und dadurch an die schrecklichen Ereignisse erinnert worden war, die Madeline in ihrem Tagebuch festgehalten hatte.

Als Peggy Kruger im Juni 1993 geheiratet hatte, war sie mit ihren 38 Jahren nicht mehr die Jüngste gewesen und hatte wohl die biologische Uhr laut und vernehmlich ticken gehört. Als sie ziemlich bald nach der Hochzeit schwanger wurde, ging sie, da sie in Lewiston wohnte, zu den Vorsorgeuntersuchungen in die gynäkologische Abteilung des Kingdom Hospital. Ihr Mann war Regional Vertreter eines großen Wertpapierhandelshauses, das im beginnenden Börsenboom der neunziger Jahre prächtig gedieh. Die beiden wohnten in einem Bungalow ganz in der Nähe von Madeline, die es kaum erwarten konnte, dass ihre Enkeltochter zur Welt kam.

Im August des Jahres 1994 war Peggy im neunten Monat, und eines Abends setzten die Wehen ein. Als sie gegen zehn Uhr in immer kürzeren Abständen kamen und sich ihr Gebärmutterhals zu weiten begann, brachte Peggys Mann sie zur Entbindung ins Kingdom Hospital.

Ich sollte an dieser Stelle vielleicht erwähnen, dass Madeline Kruger nach dem Brand des alten Gottreich-Krankenhauses nicht ein einziges Mal im neuen Kingdom Hospital gewesen war – zumindest ging das aus ihren Unterlagen hervor. Bestimmt war sie auch jetzt nicht sonderlich darauf erpicht, an

den Ort ihrer grausigen Kindheitserinnerungen zurückzukehren. Trotzdem äußerte sie in ihrem Tagebuch keinerlei Besorgnis darüber, dass ihr Enkelkind im Kingdom Hospital zur Welt kommen sollte. Warum auch? Schließlich war sie felsenfest davon überzeugt, dass Dr. Gottreich längst tot war.

Als ich las, was dann geschah, fing ich am ganzen Körper zu zittern an. Nicht nur Madeline war mit dem Bösen in Berührung gekommen, sondern es hatte auch Peggy heimgesucht, was die arme Madeline wiederum so lange gequält hatte, bis sie als einzigen Ausweg nur noch den Selbstmord gesehen hatte.

Es war eine schwere Geburt. In den Wehenpausen fiel die arme Peggy immer wieder für kurze Zeit in einen von Albträumen heimgesuchten Schlaf, bis sie schließlich am frühen Morgen ihr Kind, ein kleines Mädchen, tot zur Welt brachte.

Als wäre das allein nicht schon die schlimmste Schreckensvision jeder werdenden Mutter gewesen, erzählte Peggy Madeline auch noch, dass sie während einer ihrer kurzen Schlafphasen einen entsetzlichen Albtraum gehabt hatte, an den sie sich in allen Einzelheiten erinnern konnte. In dem Traum war sie mit ihrem Neugeborenen, das ein strahlend weißes Taufkleidchen trug, in einer Kirche gewesen. Auf einmal hörte Peggy, wie auf der Empore die Orgel ein Trauerlied zu spielen begann und so laut anschwellte, dass die Bänke wackelten und die Steinplatten zu ihren Füßen erbeben.

Dann sah sie, wie sich draußen im Kirchhof ein Grab auftat und ein alter Mann in zerlumpte schwarze Kleider aus der Erde stieg. Sein Kopf, an dem sich eine hässliche, blasse Narbe entlangschlängelte, kam Peggy vor wie ein Totenschädel. Der Mann rannte in die Kirche und riss ihr das Kind aus den Armen, und weil die Orgelmusik so ohrenbetäubend laut war,

hörte niemand Peggys verzweifelte Hilferufe. Peggy rannte dem grässlichen Alten auf den Kirchhof nach, wo sie hilflos mit ansehen musste, wie er mitsamt dem Kind in seinem Grab verschwand und sich die Erde über den beiden schloss.

Dann hörte die Musik auf. Peggy erwachte, und am nächsten Morgen...

Einige Jahre später hatte Peggy ihrer Mutter zufällig über die Schulter geschaut, als diese alte Papiere und Zeitungsausschnitte durchsah. Als sie auf einem davon ein Foto von Dr. Ebenezer Gottreich erblickte, fing sie bitterlich zu weinen an. Sie hatte auf dem Bild den alten Mann aus ihrem Traum wiedererkannt.

Ich zitterte wie Espenlaub. Ich bekreuzigte mich und schloss dann meine Hand ganz fest um das Kruzifix und den Kristall, die beide um meinen Hals hingen. Am schlimmsten fand ich die Vorstellung, dass die arme Madeline später, als sie geglaubt hatte, mit ihrem Selbstmord allen Schrecken dieser Welt entflohen zu sein, ausgerechnet im Kingdom Hospital wieder aufgewacht war, von dem sie nun wusste, dass Gottreich dort noch immer sein Unwesen trieb.

Aber Gott lässt uns mit solchen Schreckensvisionen und Gefühlen der Verzweiflung nicht allein. Er ist immer bei uns, das sagt uns unser Glaube. Eigentlich wollte ich nach all diesen schrecklichen Enthüllungen Madelines Tagebuch nicht mehr weiterlesen, aber dann fiel mein Blick auf eine andere Stelle mit der Überschrift »Das kleine Mädchen«.

Darin schrieb Madeline, wie das kleine Mädchen bei dem Brand im alten Krankenhaus seine Glocke geläutet und damit vielen Menschen das Leben gerettet hatte, und gab ihrer Hoffnung Ausdruck, dass es inzwischen seine ewige Ruhe gefunden habe. Sie beschrieb auch, wie sie und ich versucht hatten, den Namen des Mädchens herauszubekommen und

dass es zu ängstlich gewesen war, um sich von uns helfen zu lassen.

Als Nächstes kamen einige Absätze, in denen Madeline beschrieb, wie sie damals, als sie mit Keuchhusten im Gottreich Hospital gelegen war, versucht hatte, mit dem kleinen Mädchen in Verbindung zu treten.

Zur selben Zeit, in der wir beide im alten Krankenhaus wegen Keuchhusten behandelt wurden, lag auch Maddys schwer kranke Großmutter dort. Beim Lesen ihrer Aufzeichnungen glaubte ich, mich an die alte Dame zu erinnern. Sie litt an Schwindsucht und roch nach Asche und Wachs, als läge sie bereits im Sarg. Ebenso wie wir hatte sie schlimmen Husten, der allerdings ganz anders klang als der unsere. Sie war alt, und ihre Krankheit hatte ihren Namen daher, dass der Körper der Erkrankten immer stärker schwand, bis schließlich nicht mehr viel von ihm übrig war.

Maddys Großmutter würde sterben. Und zwar bald. Das wussten wir alle.

Aber bevor sie starb, erzählte ihr Maddy von dem kleinen Mädchen und dass sein Weinen so furchtbar traurig geklungen habe. Die Großmutter muss wohl fest an die Welt der Geister geglaubt haben, denn sie versprach Maddy, dass sie sich auf ihrem Weg von diesem Leben ins nächste nach dem kleinen Mädchen umsehen werde. Sie bat ihre Enkelin, in ihrer Todesstunde eine brennende Kerze neben ihr Bett zu stellen, und dann würde sie versuchen, mit dem Geist des Mädchens Kontakt aufzunehmen.

Madeline beschrieb die Vorgänge am Totenbett ihrer Großmutter ausführlich in ihrem Tagebuch. Als die alte Dame spürte, dass sie sterben würde, ließ sie Maddy die Kerze anzünden und nahm ihre Hand. »Ich werde nur kurze Zeit in der Grenzregion zwischen Leben und Tod bleiben«, sagte sie. »Ich werde ein helles Licht sehen, das mich anzieht, aber für

ein paar Sekunden werde ich in einer Art Zwischenreich sein, wo ich mich nach dem kleinen Mädchen umsehen werde. Wenn ich es gefunden habe, werde ich in die Flamme der Kerze blasen und sie einmal kurz aufflackern lassen. Wenn ich es dazu bringen kann, sich von mir ins Licht führen zu lassen, blase ich zweimal.«

Als ich mir vorstellte, wie die kleine Maddy tapfer die Hand ihrer sterbenden Großmutter hielt und dabei gebannt darauf wartete, dass ihr die Kerzenflamme Aufschluss über das Schicksal des Mädchens gab, stiegen mir Tränen in die Augen. Laut Maddys Aufzeichnungen fragte sie die gerade Verstorbene: »Hast du es gefunden, Grandma? Hast du das Mädchen gefunden?«

Die Flamme flackerte und wurde zur Seite geblasen.

»Das ist gut«, sagte Maddy. »Kannst du ihm das Licht zeigen? Kannst du ihm zeigen, wie es zur ewigen Ruhe findet?«

Die Flamme bewegte sich nicht mehr, aber die arme Maddy starrte sie noch so lange an, bis eine Schwester kam und sie wegführte.

Maddys Großmutter war tot, und das kleine Mädchen irrte noch immer umher. Ihre Grandma hatte Maddy erklärt, wie das möglich war: Man wurde von dem Licht wie von einem Magneten in eine göttliche Wärme hineingezogen, aber auf verwirrte und verängstigte Seelen traf das nicht zu. Solange ihnen niemand heraushalf, blieben sie im ersten Zustand nach dem Tod gefangen.

Als ich diesen Abschnitt von Maddys Tagebuch gelesen hatte, kam es mir vor, als hätte jemand ein unter Strom stehendes Kabel an meine Wirbelsäule angeschlossen.

Und dann kam mir die zündende Idee. Ich legte das Manuskript beiseite, schaute aus dem Fenster und sagte leise: »Lenny!«

DIE RÜCKKEHR DES BÖSEN

NOCH EIN MÄDCHEN

AM NÄCHSTEN MORGEN SASS ICH mit meiner Zeitung am Fenster, nippte an meinem Tee und dachte darüber nach, wie ich es anstellen konnte, den armen Lenny im Kingdom Hospital zu besuchen. Ich hatte im Krankenhaus angerufen und von Schwester Brick Bannerman erfahren, dass er immer seltener bei Bewusstsein war und mir deshalb die Erlaubnis zu einem Besuch nicht mehr erteilen konnte. Das bedeutete, dass ich Dr. Louis Traff, seinen behandelnden Arzt, fragen musste, aber der würde mich bestimmt nicht zu ihm lassen. Nun war guter Rat teuer, denn Lenny konnte jeden Augenblick seine letzte Reise antreten, und in der Stunde seines Todes musste ich unbedingt bei ihm sein. Wir waren Seelenverwandte, Geliebte, auch wenn wir uns das Jawort nie mit Brief und Siegel gegeben haben. Außerdem musste ich auch wieder mit dem kleinen Mädchen in Kontakt treten, und das konnte ich nur, wenn ich mit Aufzug 2 hinauf zur Station Sonnenschein fuhr. Wie oft hatte das Mädchen jetzt schon nach mir gerufen, aber noch nicht den Mut gefunden, sein Leid in Worte zu fassen. Ich musste wissen, wie die Kleine hieß, musste wissen, wie sie gestorben war und weshalb sie im Reich zwischen Leben und Tod umherirrte, dort, wo selbst dann, wenn es hell wird, noch immer Finsternis herrscht.

Bobby war noch nicht von der Arbeit zurück, und ich fragte mich, ob er wohl eine doppelte Schicht eingelegt hatte. Das

war sehr ungewöhnlich für ihn, und irgendwie glaubte ich es auch nicht, denn er hatte sich erst im letzten Monat einen neuen Computer gekauft, und für etwas anderes würde er niemals Überstunden machen. Tatsächlich sah ich ihn eine Viertelstunde später seinen Pick-up in die Garage fahren, und als er hereinkam, bemerkte ich, dass er mitgenommener als sonst aussah.

»Du kommst spät. Hast du noch irgendwo mit Ollie und Danny gefrühstückt?«

»Nein, Mom. Im Kingdom war heute Nacht die Hölle los.«

»Was ist denn passiert, Bobby?«

»Es hat schon wieder ein Erdbeben gegeben«, sagte er. »Danach mussten einige Patienten verlegt und im Keller wieder klar Schiff gemacht werden.«

»Ich habe gar kein Erdbeben gespürt«, sagte ich. »Du weißt doch, ich habe einen leichten Schlaf. Auch in der Nacht, in der Madeline gestorben ist, habe ich keines gespürt, Bobby. Wie kann das sein?«

»Sie nennen das einen lokal begrenzten Erdbebenherd. Wenn es da bebt, spürt man es nur im Kingdom und nicht in den umliegenden Gebäuden«, sagte er. »Die Verwaltung lässt jetzt von der Uni Berkeley einen Seismologen kommen, der die Beben messen und sich Gedanken darüber machen soll, was man dagegen unternehmen kann.«

Ich setzte mich auf und beugte mich interessiert nach vorn.

»Wenn sie einzig und allein das Krankenhaus erschüttern, sind das doch ganz besondere Erdbeben, nicht wahr, Bobby?«, fragte ich hastig. »Und was ist noch passiert? Gab es irgendwelche medizinische Notfälle? Irgendwelche Probleme mit kleinen Mädchen vielleicht?«

Seine Kinnlade klappte nach unten wie eine Falltür.

»Mit wem hast du gesprochen, Mom? Hast du heute Morgen vielleicht Brick Bannerman angerufen? Hat sie dir erzählt, dass

es heute Nacht bei der Operation eines Mädchens Probleme gab?«

Ich schnellte aus dem Sessel hoch und ging zur Tür.

»Was ist los, Mom? Was machst du?«

»Ich gehe ins Krankenhaus, Bobby. Ich packe nur rasch ein paar Sachen.«

»Wie bitte?«

»Ich gehe zurück ins Krankenhaus«, wiederholte ich. »Mir geht es nicht gut. Um ehrlich zu sein, es geht mir sogar ziemlich schlecht. Mein linker Unterarm fühlt sich ganz seltsam an. Da ist so ein Kribbeln. Und stechende Schmerzen. Möglicherweise sind das die ersten Symptome dafür, dass ich gerade wieder einen epileptischen Anfall erleide.«

»Du hast keine epileptischen Anfälle, Mom. Das hast du mir selbst gesagt. Du bist kerngesund. Man hat dich aus dem Krankenhaus entlassen, weil deine Gehirnaufnahmen keine Auffälligkeiten mehr gezeigt haben. Es gibt also nichts, was epileptische Anfälle bei dir auslösen könnte. Wenn du mich fragst, denken die, dass du einen Sprung in der Schüssel hast, Mom, und keine epileptischen Anfälle.«

»Gut, dann werde ich mich eben wegen einer gesprungenen Schüssel und Kribbeln in meinen Gliedmaßen einweisen lassen. Um Himmels willen, Bobby, das könnten die ersten Anzeichen von Multipler Sklerose sein. Ich bin noch jung. Eine solche Krankheit könnte mein ganzes Leben ruinieren.«

MONA KLINGERMAN

Auf der Fahrt ins Kingdom erzählte mir Bobby mehr über die schreckliche Geschichte, die sich vergangene Nacht dort

zugetragen hatte. Für ihn war es nur eine medizinische Tragödie von vielen, weshalb er sich auch für deren Einzelheiten nicht sonderlich interessiert hatte. Ein vor kurzem für die gerade erweiterte neurologische Abteilung angeheuerter Neurochirurg hatte dort in der Nacht eine Notoperation an einem kleinen Mädchen namens Mona Klingerman durchgeführt. Ich kannte den Namen, weil die Mutter des Mädchens, Renee Klingerman, aus einer reichen Familie kam und öfters in der Gesellschaftsspalte des *Sun Journal* erwähnt wurde, weil sie sich für wichtige soziale Probleme engagiert hatte. Nach der Operation war die arme kleine Mona nicht mehr aus der Narkose aufgewacht, und die Ärzte sprachen bereits von diversen Schäden, die möglicherweise »irreversibel« waren.

Bobby sagte, dass sich das Erdbeben kurz nach der Operation ereignet habe und dass die Schäden im Keller Otto und ihn für den Rest ihrer Schicht ganz schön auf Trab gehalten hätten.

In der Aufnahme wurde ich von Dr. Christine Draper untersucht, mit der ich bisher noch nichts zu tun gehabt hatte. Ich erzählte ihr, dass ich seit etwa einer Woche ein seltsames Kribbeln in der linken Hand und im linken Unterarm verspürte, das sich so anfühlte, als sei mir der Arm eingeschlafen. Seitdem wäre er nicht mehr richtig aufgewacht und würde sich in einer Art hypnopompischen Fegefeuer für verfluchte, alte Gliedmaßen befinden. Außerdem erzählte ich ihr, dass ich mehrere Schwindelanfälle gehabt hätte, von denen einer so heftig gewesen sei, dass ich dabei fast den Kühlschrank umgerissen hätte. Dann legte ich Zeigefinger und Daumen aneinander und sagte ihr, dass nur so viel gefehlt hätte, und ich hätte mir bei dem Sturz die Hüfte gebrochen. Außerdem hätte ich auch noch Herzrhythmusstörungen, Extrasystolen und starke Brustschmerzen.

Diese Beschwerden genügten Dr. Draper, um mich für weitere Untersuchungen stationär aufzunehmen. Zunächst sollte durch Tests ausgeschlossen werden, dass ich an Multipler Sklerose, akuter aufsteigender Rückenmarkslähmung oder anderen Erkrankungen des Nervensystems litt, und dann sollte noch eine Magnetresonanzaufnahme von meinem Kopf gemacht werden, um sicherzustellen, dass nicht doch etwas von dem kürzlich erlittenen Hirntrauma zurückgeblieben war. Wegen der Schwindelanfälle bekam ich Bettruhe verordnet. Ich hielt mich aber nicht daran und fuhr nach den Magnetresonanzaufnahmen hinauf zur Station Sonnenschein, um Lenny zu besuchen.

Der Arme war praktisch nicht mehr bei Bewusstsein. Ich strich ihm über die Stirn und flüsterte ihm ins Ohr, dass ich für ihn da sei. Dann rief ich Bobby an und bat ihn, mir von einem Blumengeschäft einen großen Beutel mit Rosenblüten zu besorgen, damit ich für den schlimmsten Fall gerüstet war. Wir konnten die Blüten hier oben auf der Station Sonnenschein im Kühlschrank aufbewahren.

Von meiner ehrenamtlichen Tätigkeit als Hospizhelferin her kannte ich noch einige andere Patienten auf der Station, darunter auch Mrs. Eileen Kinney, eine reizende Frau mit Eierstockkrebs im Endstadium. Eileen kannte ihren Swedenborg in- und auswendig, und seine Beschreibungen des Himmels waren für sie eine Art Reiseführer über ein herrliches Urlaubsziel, an dem sie schon längere Zeit gelebt hatte.

Gemeinsam versammelten wir einige der anderen Patienten um Lennys Bett, um für ihn und diejenigen zu beten, die uns vorausgegangen waren. Ich hielt es außerdem für sinnvoll, Kontakt mit den Geistern aufzunehmen, die möglicherweise anwesend waren. Also ließ ich die Jalousien herunter und machte das Licht aus, bevor Eileen und ich damit angingen,

eine Verbindung mit einer möglicherweise anwesenden Wesenheit aufzunehmen.

Als Eileens Hand plötzlich in der meinen zu zucken begann, spürte ich dasselbe wie sie: Ein Wesen mit einer eiskalten, reptilienhaften Ausstrahlung war ganz in der Nähe und kam rasch auf uns zu. Es musste eine Art spirituelles Raubtier sein, das ganz unverkennbar das Zeichen des Bösen trug. Ich umklammerte meinen Kristall und stieß einen leisen Schrei aus.

Ich war mir sicher, dass wir es alle gleich mit Ebenezer Gottreich zu tun bekommen würden, mit Dr. Rattentod, der mit einer frischen Ladung Warfarin oder seinem Eispickel wieder auf der Jagd nach einem weiteren wehrlosen Kind war. Ich musste die anderen vor ihm warnen. »Er kommt näher. Er hat dichtes blondes Haar. Er ist groß. Und hässlich. Gefangen in der Schwärze seiner Seele. Ein grauenvoller Mann! Und er hat es auf mich abgesehen.«

Ich schnappte nach Luft, denn ich spürte die Wesenheit direkt vor der Tür. Sie war zornig, laut, ausfallend und voller Wut und Hass.

DER WIDERSACHER

Als ich sah, wer da durch die Tür trat, stockte mir der Atem, und ich hätte um ein Haar einen Kreislaufzusammenbruch erlitten. Wieder hatte ich das Gefühl, als wäre ich in die Tiefen der Hölle gestürzt. War ich wieder in Boston? Sally Druse, bist du jetzt schon so alt und verwirrt, dass du nicht mehr weißt, in welchem teuflischen Krankenhaus du dich gerade befindest?

Es war niemand anders als der widerwärtige Dr. Stegman, der Albtraum des Boston General Hospital, der mich dort immer so überheblich abgekanzelt hatte. War seitdem schon ein ganzes Jahr vergangen, oder lag es noch länger zurück? Aber warum war er hier? Welches diabolische Zusammenspiel widriger Strömungen hatte ihn nun an unsere Gestade gespült? Und warum folgte ihm ein ganzer Tross von Ärzten, darunter Dr. Hook und Dr. Draper, begleitet von Schwester Brick Bannerman? Genau wie in Boston stolzierte Stegman auch jetzt Anweisungen blaffend den anderen voran.

Am liebsten hätte ich ihn gefragt: *Aber Dr. Stegman, haben Sie denn in Boston nicht gesagt, dass man Ärzte Ihrer Kategorie nicht in Lewispport, Maine, findet? Was bringt Sie auf einmal doch hierher? Ich dachte, in medizinischer Hinsicht lägen Welten zwischen hier und Boston.*

Irgendwie hatte ich das Gefühl, als ob er in Boston in Ungnade gefallen wäre, und vielleicht hatte sogar ein auf ärztliche Kunstfehler spezialisierter Anwalt diese Entwicklung erheblich beschleunigt.

Als ich sah, wie böse er die anderen musterte, beschloss ich, die volle Verantwortung für unseren kleinen Gebetskreis zu übernehmen.

Als schließlich sein Blick auf mich fiel, fragte er Schwester Bannerman: »Ist das diese Druse?«

Mein Widersacher konnte sich nicht mehr an mich erinnern! Ich hätte es mir denken können! Noch vor einem Jahr war ich ein »interessanter« Fall gewesen, dann aber hatte er seine abschließende Diagnose gestellt, meiner Krankenversicherung eine saftige Rechnung geschickt und mich dann nach Hause entlassen. Nun war ich wieder nichts weiter als eine alte Schachtel für ihn, an der er sein Mütchen kühlen konnte.

Das Drama nahm seinen Lauf, und ich erfuhr, dass er jetzt auch hier der Chefarzt und darüber hinaus auf 180 war, weil

man die von Seiner Hoheit erlassenen neuen Anweisungen nicht beachtet hatte. Man stelle sich einmal vor: Dr. Draper hatte es doch tatsächlich gewagt, eine weitere teure MRT-Aufnahme von meinem Schädel anzuordnen, ohne sie sich vorher von Stegmans Büro genehmigen zu lassen. Stegman ließ keinen Zweifel daran, dass diese Aufnahme in Anbetracht meiner viel zu unspezifischen Symptome nie und nimmer genehmigt worden wäre. Dann zeigte er die Aufnahme unter den Ärzten herum und beschwerte sich lautstark darüber, dass darauf nicht die kleinste Unregelmäßigkeit zu sehen war. Es klang so, als wären in seinen Augen nur Aufnahmen, bei denen bösartige Gehirntumore festgestellt wurden, der Mühe wert. Sein Zorn richtete sich hauptsächlich gegen Dr. Hook, der, wie ich später erfuhr, die angeblich überflüssige Aufnahme auf seine Kappe genommen hatte, um seine Liebste, Dr. Draper, vor den Ausfällen dieses weiß bekittelten Mussolinis zu schützen.

Als Nächstes wurde ich vor versammelter Mannschaft zur Schnecke gemacht und als Simulantin bezeichnet. Schließlich wies mein Widersacher Dr. Hook an, mich auf der Stelle zu entlassen.

Als Stegman fort war, wurde mir wieder einmal bewusst, dass das Leben nur ein Traum war, in dem Menschen ihr Aussehen veränderten, in andere Rollen schlüpfen und sich verkleideten, ohne dabei ihr ureigenstes Wesen zu verändern. Stegman war nichts anderes als ein Ziehhkind, wenn nicht sogar der rechtmäßige Erbe des grauenvollen Dr. Gottreich.

Während seiner Anwesenheit hatten wir alle die Luft angehalten, und erst als er weg war, wagten wir wieder, etwas zu sagen.

Jemand hatte Bobby Bescheid gesagt, und kaum war ich wieder auf meinem Zimmer, kam er auch schon mit einem Umschlag in der Hand herein.

»Mom, ich habe ganz vergessen, dir den Brief von deiner Freundin Claudia zu geben. Heute ist noch ein zweiter gekommen, auf dem ganz groß DRINGEND steht.«

Ich nickte und seufzte.

»Danke, Bobby. Ich glaube, ich weiß, was in Claudias Briefen steht. Ich lese sie zu Hause.«

GERÄUSCHANALYSE

Es blieb mir wohl nichts anderes übrig, als meine Sachen zu packen. Und genau das tat ich, als Dr. Draper zu mir ins Zimmer kam, um sich zu verabschieden und für das unmögliche Benehmen ihres rüpelhaften Vorgesetzten zu entschuldigen. Irgendwie hatte ich den Eindruck, dass sie Mitleid mit mir hatte.

Stegman war der prominenteste der Neuro-Gurus, die das Kingdom Hospital für seine frisch erweiterte neurowissenschaftliche Abteilung verpflichtet hatte. Ich war so kühn, zu fragen, ob Dr. Stegman in der Nacht zuvor die kleine Mona Klingerman operiert habe.

Ich hätte die Frage gar nicht stellen müssen, denn ich wusste die Antwort auch so. Wieder einmal hatte die grausame Wissenschaft ein unschuldiges Opfer gefordert, und prompt war auch das kleine Mädchen zurückgekehrt und hatte mit seinen Schreien ein weiteres Erdbeben ausgelöst. Das Kind war jetzt meine Verbündete gegen zwei tödliche Feinde: einen, der im Schattenreich zwischen Leben und Tod lauerte, und einen anderen hier in der wirklichen Welt. Einen im alten und einen im neuen Kingdom.

Aber Dr. Draper hatte noch eine Überraschung für mich. Eine freudige Überraschung.

Sie sagte, dass Dr. Massingale sie um einen Gefallen gebeten habe. Sie solle mich zu einem experimentellen Psychologen und Psychoakustiker bringen, einem gewissen Dr. Jeremiah Duling, der sich meine Gehörtests und das während meines schicksalhaften Erlebnisses im Lift 2 aufgenommene Band angesehen habe. Angeblich fand er beides höchst interessant und wollte sich gerne mit mir darüber unterhalten.

Als Dr. Duling von meiner Vermutung erfahren hatte, dass die Geräusche, die ich aufzunehmen versucht hatte, möglicherweise jenseits des für menschliche Ohren hörbaren Spektrums lagen, hatte er Dr. Massingale davon überzeugt, dass das möglicherweise nicht völlig aus der Luft gegriffen sei. Die Situation sei jedenfalls sehr viel komplexer, als es den Anschein hatte, und weitere Untersuchungen seien dringend erforderlich.

Während mich Dr. Draper zu Duling brachte, erklärte sie mir, dass sie seit der jüngst erfolgten großen Erweiterung am Kingdom Hospital jetzt nicht nur eine Abteilung für Audiologie und Otologie hätten, sondern dass es zusätzlich auch eine Abteilung für Neuropsychologie mit Spezialisten für Psychoakustik und Neuroaudiologie gäbe. Dr. Duling sei einer davon und durch und durch Wissenschaftler und deshalb für jemanden, der kein Studium der Psychoakustik absolviert habe, manchmal ziemlich schwer zu verstehen.

»Das stört mich nicht«, erwiderte ich. »Vielleicht ist er ja nicht ganz so verbohrt wie die Tiefflieger in Ihrer otologischen Abteilung«, sagte ich.

Anstatt einer Entgegnung öffnete Dr. Draper die Tür zu Dr. Dulings Büro. Hinter einem chaotischen Schreibtisch, auf dem drei Flachbildschirme wie ein Triptychon aufgestellt waren, saß ein großer, verknittert aussehender Mann.

Nachdem Dr. Duling sich uns vorgestellt hatte, schaute er uns so gut wie überhaupt nicht mehr an, sondern widmete sich fast ausschließlich seinem Computer, aus dessen Speicher er sich, den Klickgeräuschen der Maus nach zu schließen, offenbar ständig irgendwelche Dateien auf die Bildschirme holte.

Weil Dr. Draper und ich nur deren Rückseiten sowie Dr. Dulings gerunzelte Stirn sahen, kam uns das ziemlich befremdlich vor.

Am liebsten hätte ich ihn darauf aufmerksam gemacht, dass auch noch menschliche Wesen im Raum waren, aber ich beschloss, Dr. Draper das Reden zu überlassen.

»Die Patientin leidet unter leichtem altersbedingtem Hörverlust«, sagte Dr. Duling. »Aber auch wenn das Gehör bei älteren Menschen kontinuierlich abnimmt, kommt es bei manchen von ihnen vor, dass sich die Bandbreite der hörbaren Frequenzen etwas erweitert, was wiederum bedeutet, dass sie zeitweise Geräusche wahrnehmen, die jüngere nicht hören können. Wir sprechen dann von einer temporal verbesserten Unterscheidungsfähigkeit für Feinstrukturen.«

»Okay«, sagte Dr. Draper.

Ich sah es ihr am Gesicht an, dass sie auch nicht mehr verstand als ich, aber ich war ganz Ohr und hatte ein gutes Gefühl.

»Können Sie das, was Sie soeben gesagt haben, auch in einer für Laien verständlichen Sprache ausdrücken?«, fragte Dr. Draper.

Duling blickte auf und bellte: »Weil sie *alt* ist, hört sie möglicherweise in komplexen Geräuschen Dinge, die andere nicht hören können. Ist das verständlich genug?«

»Ja«, sagte Dr. Draper. »Danke.«

Ich nickte und behielt meine Gedanken für mich. *Natürlich höre ich in komplexen Geräuschen Dinge, die andere nicht*

hören. Ich verfüge über die Gabe des Hellhörens, verdammt noch mal!

»Die Patientin hat zwar schon einmal einen Tinnitus gehabt«, fuhr Duling fort, »aber das ist bei der Analyse des aufgenommenen Materials nicht relevant. Wie bei vielen anderen Menschen auch, kann man bei ihr zeitweilig das Phänomen so genannter OAEs beobachten. Das ist eine Abkürzung für oto-akustische Emissionen.«

Dr. Draper sah ihn mit großen Augen an, was Duling aber nicht zu bemerken schien.

»Diese OAEs hat man vor zehn oder zwanzig Jahren entdeckt«, erklärte er. »Ihre Ohren – unser aller Ohren – senden tatsächlich unter bestimmten Umständen sehr leise Geräusche aus. Dies geschieht nicht nur spontan, solche Geräusche können manchmal auch von externen akustischen Stimulationen *hervorgerufen* werden.«

»Auch hier wäre eine für Laien verständlichere Sprache durchaus hilfreich«, sagte Dr. Draper.

»Lassen Sie mich überlegen!«, sagte Duling stirnrunzelnd. »Nun gut, unter gewissen Voraussetzungen können wir Psychoakustiker mittels hoch empfindlicher Aufnahmegeräte das Klingeln in Ihren Ohren hören. Wie finden Sie das?«

»Ich finde es höchst interessant«, sagte ich.

»Freut mich, wenn ich wenigstens eine von Ihnen beeindrucken konnte. Nun, all das, was ich eben gesagt habe, wäre im Hinblick auf das Tonband, das Sie in dem Lift aufgenommen haben, völlig bedeutungslos, wäre uns da nicht ein besonders glücklicher Zufall zu Hilfe gekommen. Als man Sie nach Ihrem Anfall, oder was immer das auch gewesen sein mochte, auf dem Boden des Aufzugs fand, lag das Diktiergerät nur wenige Millimeter von einem Ihrer Ohren entfernt.«

»Genau das hat Bobby mir auch erzählt!« Ich war so aufgeregt, dass ich kaum mehr an mich halten konnte.

»Aber ich kann Ihnen nicht sagen, warum das so war. Ich glaube nicht, dass ich es bewusst dort hingelegt habe.«

»Jedenfalls konnte ich das Band auf die extrem leisen Echos der Geräusche hin untersuchen, die Sie tatsächlich mit Ihren Ohren gehört haben. Diese Geräusche wurden nämlich aus Ihren Ohren in das noch immer eingeschaltete Diktiergerät übertragen. Und es sind Geräusche, die nur *Sie* hören können, weil Sie aufgrund Ihres Alters in der Lage sind, temporale Feinstrukturen wahrzunehmen. Wir jüngeren Menschen können diese Geräusche nicht hören, und deshalb könnten unsere Ohren ihre Echos auch nicht so wiedergeben wie die Ihren. Glücklicherweise aber können wir die *Echos* hören, weil sie von Ihrem Diktiergerät aufgenommen wurden. Alles klar?«

Selbst Dr. Draper hielt es jetzt kaum mehr auf ihrem Stuhl.

»Was ich also getan habe, war Folgendes«, fuhr Dr. Duling fort. »Ich habe Ihr Band einer Prozedur unterzogen, die wir Feinanalyse nennen. Dabei blenden wir ein Nebengeräusch nach dem anderen aus und rechnen das Signal, auf das es uns ankommt, so lange hoch, bis wir es von den meisten Störungen befreit haben.«

»Könnten Sie das vielleicht...«, begann Dr. Draper.

»Nein, kann ich nicht«, raunte Duling. »Aber ich kann Ihnen das Ergebnis vorspielen. Ist es das, was Sie gehört haben, Mrs. Druse?«

Er klickte mit seiner Maus und startete auf den mittleren Bildschirm. Und tatsächlich, wie durch ein Wunder konnte ich jetzt die Stimme des armen Mädchens hören. Es weinte und schien uns etwas von jenseits des Grabes zurufen zu wollen. Auf einmal bekam ich am ganzen Körper eine Gänsehaut.

»Es ist leider noch sehr stark verzerrt«, sagte Duling. »Aber ist es in etwa das, was Sie gehört haben?«

Dr. Draper war ganz blass geworden. Offenbar berührte sie die verzweifelte Stimme ebenso stark wie mich, als ich sie zum ersten Mal gehört hatte.

»Das ist...«, stammelte sie.

»Ganz schön unheimlich, wenn Sie mich fragen«, ergänzte Duling.

LENNY

Als ich endlich neben Lennys Bett stand, war es schon Nacht. Draußen brach ein Wintersturm los. Lenny war immer wieder für kurze Zeit bei Bewusstsein, aber sein Atem wurde immer schwächer. In einem seiner lichten Momente gelang es mir, ihn um seine Hilfe zu bitten und zu erklären, was er in den Augenblicken unmittelbar nach seinem Tod zu tun hatte.

Ich war ganz von meinem Auftrag erfüllt, bis ich schließlich innehielt und mir vornahm, diesen Augenblick bewusst zu *erleben*, diesen wichtigen Augenblick, angefüllt mit Leben. Beherrscht vom Tod.

»Lenny«, sagte ich, »mein schöner, wunderbarer Geliebter. Jetzt geht es dem Ende zu.«

Ich küsste ihn auf die Wange, und als ich ihm seine schuppige alte Haut mit Eukalyptus- und Pfefferminzöl einrieb, lächelte er mich an, und ich wusste, dass er noch immer bei mir war.

Einmal noch, für alle Ewigkeit. Auf der Station Sonnenschein war es still bis auf das leise Summen von Lennys Morphiumpumpe und das Heulen des Sturms, der dicke Schneeflocken an die Fensterscheiben wehte.

Lenny drehte seinen Kopf zur Seite, als wollte der tapfere Krieger nicht, dass ihm eine alte Frau in der Stunde seines Todes ins Gesicht sah.

»Bist du das, Sally?«

»Ja, Lenny«, antwortete ich. »Ich bin hier.«

»Wo bist du denn mein ganzes Leben lang gewesen, Sally?«

Er kicherte leise vor sich hin, aber in einem seiner Augenwinkel entdeckte ich eine Träne.

»Ich habe Geister gejagt, Lenny.«

Er lachte. »Du und deine Geister.«

»Ja«, sagte ich. »Sally und ihre Geister.«

»Ich habe dich so sehr geliebt, Sally. Dich und deine verrückten Geister.«

»Meine verrückten Geister«, sagte ich.

Langsam begann ich damit, Rosenblüten über ihn zu streuen. Ich kämmte sein weißes Haar und streichelte ihn zärtlich, solange er mich noch spüren konnte.

»Na, hättest du Lust, Sally, wollen wir es noch einmal in einem Sessel machen?«

Er hatte seinen Humor noch immer nicht verloren, aber sein Atem ging jetzt unregelmäßig und schwer, und manchmal setzte er auch ganz aus, so dass ich schon fürchtete, er sei bereits gestorben.

»Nur dieses eine Mal«, flüsterte er.

»Nur dieses eine Mal«, entgegnete ich, »aber es war für alle Ewigkeit.«

Ich spürte, wie das Gebäude von einem kleinen Erdbeben erschüttert wurde.

Ich hatte alle meine Rosenblüten über ihn gestreut, und er war jetzt ganz damit bedeckt.

»Jetzt ist es wirklich so weit, was?«, fragte er. »Die Schlitzaugen konnten mich nicht umbringen, aber jetzt hat es mich wohl wirklich erwischt.«

»Hast du Angst, Lenny?«

Er lächelte. »Ein bisschen.«

»Das brauchst du nicht. Da drüben triffst du die ganzen verrückten Geister. Und ich komme auch bald nach. Schließlich bin ich auch nicht mehr die Jüngste.«

»Sally... hörst du auch eine Glocke?«

Ich lauschte angestrengt, und tatsächlich konnte ich ganz leise die Glocke des kleinen Mädchens hören.

»Willst du noch immer, dass ich dieses kleine Mädchen für dich finde?«, fragte er.

»Ja«, antwortete ich.

Sein Unterkiefer klappte nach unten, und er sagte nichts mehr.

»Lenny?«

Er lächelte wieder und schnappte mit bebendem Zwerchfell begierig nach Luft.

Ich zündete die Kerze an, die ich auf den Nachttisch neben dem Bett gestellt hatte.

»Lenny, vergiss nicht, was ich dir über die Kerze gesagt habe. Wenn du hinübergehst, dann bist du im ersten Zustand nach dem Tod, den Swedenborg das ›Zwischenreich‹ genannt hat und den man durchqueren muss, um ins Licht zu gelangen. Ich vermute, dass du in diesem Zwischenreich das kleine Mädchen finden wirst, nach dem ich suche. Es ist darin gefangen, und ich weiß nicht, warum. Ich weiß nicht mal, wie es heißt. Wenn du hinübergehst, wirst du ein Licht sehen – ein warmes, helles Licht. Du wirst in dieses Licht hineingehen wollen. Aber tu es noch nicht gleich! Bleib noch eine Weile in dem Zwischenreich, rufe dort nach dem kleinen Mädchen, und stelle eine Verbindung zwischen mir und ihm her. Es wird sich nicht von dir ins Licht führen lassen, deshalb musst du ihm sagen, dass es in die Kerzenflamme blasen soll, wenn es mich hört. Sag der Kleinen, dass ich ihr helfen will, wenn sie mich

lässt. Ich glaube, dass wir Seelenverwandte sind, jenseits von Raum und Zeit. Aber ich habe noch nicht herausgefunden, warum. Sag ihr, dass sie mir ihren Namen sagen muss, nur dann kann ich herausfinden, was mit ihr geschehen ist.«

Lennys Unterkiefer klappte wieder nach unten, und er war ganz still.

Ich nahm seine Hand und küsste sie. Dabei liefen mir Tränen über die Wangen.

»Lenny, bist du noch da?«

Keine Antwort. Aber dann fing die Kerzenflamme an zu flackern.

Vor lauter Aufregung bekam ich eine Gänsehaut.

»Ist sie bei dir, Lenny? Ist das kleine Mädchen bei dir?«

Wieder wurde die Flamme zur Seite geblasen. »Siehst du mein kleines Mädchen, Lenny?«

Ja, sagte die Flamme.

»Kannst du mit ihm reden?«

Eine oder zwei endlos lange Sekunden vergingen, ohne dass sich etwas tat. Ich wusste, dass wir nicht viel Zeit hatten, dass Lenny nicht lange in dem Zustand zwischen Leben und Tod bleiben würde.

»Lenny, sag ihr, dass sie zweimal in die Flamme blasen soll, wenn sie mich hören kann. Bitte, Lenny!«

Ich hatte das Gefühl, als ob sich zu meinen Füßen eine tiefe, dunkle Kluft zwischen Diesseits und Jenseits auftat. Lange bewegte sich die Flamme nicht, dann fing sie wieder an zu flackern. Einmal. Zweimal.

Als ich das zweite Flackern sah, schien die Zeit stillzustehen. Das kleine Mädchen hatte Kontakt zu mir aufgenommen. Ein Geist aus dem Jenseits, die Stimme, die ich im Schattenreich zwischen Leben und Tod, zwischen Diesseits und Jenseits gehört hatte.

»Mein Kind, ich weiß, dass du mich hören kannst. Und du weißt jetzt, dass auch ich dich hören kann. Wir sind auf irgendeine Art und Weise Seelenverwandte. Das weiß ich.«

Ich starrte auf die Flamme.

»Kannst du mich noch hören?«

Die Flamme neigte sich wieder zur Seite, als ob eine Lebende sie anblies.

»Kind, im Tod gehen wir hinüber ins Licht, wo wir unser ganzes Leben noch einmal erleben und es zu einem ewigen Traum verweben. Aber weil dein Traum vermutlich ein schrecklicher Albtraum ist, kannst du nicht in das Licht eingehen, mein Kind. Und deshalb will ich dir helfen, aber das kann ich nur, wenn ich weiß, was mit dir passiert ist. Kannst du es mir sagen? Kannst du mir sagen, was man dir angetan hat?«

Die Flamme neigte sich wie zur Antwort wieder zur Seite.

»Ja? Ach, meine Liebe. Wer hat dir nur so wehgetan? War es jemand, der dir vorgegaukelt hat, dich zu heilen? War es ein Arzt? Musst du wegen ihm durch dieses Krankenhaus geistern?«

Wusch! Ein starker Luftzug blies die Kerze aus. Irgendwo zerbrach ein Glas, und ich spürte, wie eine kalte Aura den Raum durchquerte. Ein Windstoß des Bösen, der mich erschauern ließ.

Ich sah mich um nach der Wesenheit, aber ich konnte lediglich ihr Lachen hören. Der Stimme nach musste sie der boshafte Geist eines Jungen sein.

»Du anderer Geist«, sagte ich laut, »ich befehle dir, dich auf der Stelle zu entfernen. Lass uns in Frieden. Ich habe keine Angst vor dir! Warum lässt du mich nicht mit dem Mädchen reden? Warum mischst du dich ein? Lass uns in Frieden!«

Erneut hörte ich sein böses Lachen durch die Station hallen. Und dann setzten wieder die jammervollen Schreie des kleinen Mädchens ein, die mir schier das Herz zerrissen.

Der böse Geist zischte: »Gegrüßet seiest du, Maria, voll der Ungnade. Der Herr hat dich verlassen. Der Herr hat die kleine Mary im finsternen Tal zwischen den Welten im Stich gelassen.«

»Mary?«, sagte ich und hörte, wie ihre gequälten Schreie durch die dunkle Station gellten. »Mary, ist das dein Name?«

Ich zündete die Kerze wieder an. Die Flamme flackerte kurz, bevor sie sich beruhigte.

»Mary, ist das dein Name, Kind? Heißt du Mary?«

Ein leichter Hauch bog die Flamme kaum merklich zur Seite. Einmal.

»Hör nicht auf das Böse, mein Kind. Ich werde dich nicht im Stich lassen, und auch der Herr hat dich nicht verlassen. Ich werde dir helfen, Mary. Vergiss nicht: Wir können uns hören. Deine Stimme gibt es wirklich. Ich kann sie hören. Bald werde ich herausfinden, was mit dir passiert ist und wie es dazu kam, dass du in diesem Zustand gefangen bliebst.«

Einen Augenblick war ich so losgelöst von Raum und Zeit, wie es in vielen Lehrbüchern als Paradebeispiel mystischer Erfahrung beschrieben wird. Ich konnte die Zeit sowohl als Welle als auch als eine Ansammlung von Partikeln sehen, einen riesigen Ozean einzelner Sekunden, so unzählbar wie Wassermoleküle in den Weltmeeren, und doch waren sie nur ein einziger, ungeteilter, ewig wählender Augenblick, ein sich ständig bewegendes Abbild der Ewigkeit.

Ich wusste, dass das Kind von jenseits des Todes gegen das Leid Unschuldiger im Namen einer verbrecherischen Wissenschaft anschrie. Es schrie für alle, denen im Namen des Allgemeinwohls Schmerzen zugefügt wurden. Das Böse wird immer unter uns sein, aber du und ich, Mary, wir werden uns

dagegen behaupten: im Hier und Jetzt ebenso wie in der lange zurückliegenden Vergangenheit und im zukünftigen Leben. Bevor wir unsere Mission erfüllt haben, müssen wir vielleicht noch weiter in die Vergangenheit zurückreisen bis an den Ort, an dem du mit dem Bösen in Berührung gekommen bist.

»Aber ich verspreche dir eines, Mary, du wirst diese Reise nicht alleine machen müssen. Ich werde an deiner Seite sein.«

Eleanor Druse 2. November 2003 Lewiston, Maine